

Leo N. Tolstoi

Volkserzählungen

1872 – 1909



www.tolstoi-friedensbibliothek.de

Band-Signatur

TFb_C010

Tolstoi-Friedensbibliothek.de
Reihe C | Band 10

Herausgegeben
von Peter Bürger

Der Aufbau der Reihe C
in der Tolstoi-Friedensbibliothek
wird mit insgesamt 1.000 Euro gefördert von
der ‚Stiftung Kraft der Gewaltfreiheit‘



**KRAFT DER
GEWALTFREIHEIT**
Stiftung

Leo N. Tolstoi

Volkserzählungen

1872 – 1909

Übertragen
von Erich Boehme

Tolstoi-Friedensbibliothek.de

TFb_C010

Die illustrierte Tfb-Buchausgabe mit ISBN-Nummer
wird nach Erscheinen angezeigt unter:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de
(Menüpunkt: ‚Buchreihe‘)

Leo N. Tolstoi

VOLKSERZÄHLUNGEN 1872 – 1909

Übertragen von Erich Boehme, 1925 | Neuedition

Tolstoi-Friedensbibliothek.de | Band-Signatur Tfb_C010

Herausgeber, Texterfassung, Redaktion & Gestaltung: Peter Bürger

<https://www.tolstoi-friedensbibliothek.de/digital-biliothek/>

Düsseldorf, 28.06.2024

Inhalt

Der Gefangene im Kaukasus	9
Gott sieht die Wahrheit, aber er sagt sie nicht gleich	37
Zwei Reisegefährten. Fragment	46
Wovon die Menschen leben	50
Lösche das Feuer, solange es glimmt	74
Wo Liebe, da Gott	90
Die beiden Alten	103
Die Kerze	126
Die drei Einsiedler. Ein Volksmärchen von der Wolga	136
Iljas	144
Die beiden Brüder und das Gold	149
Von kleinen Mädchen, die klüger sind als die Alten	152
Der Böse ist zäh, aber Gottes Werk ist stark	154
Wie das Teufelchen die Brotschnitte verdiente	157
Der reuige Sünder	161
Der Taufsohn	164
Das Märchen von Iwan dem Dummkopf	183
Das Korn, das so groß war wie ein Hühnerrei	212
Wieviel Erde braucht der Mensch?	215
Der Knecht Jemeljan und die leere Trommel	231
Gespräch müßiger Menschen	241
Wandelt im Licht, dieweil ihr das Licht habt – Erzählung aus der Zeit der ersten Christen	246
Die drei Söhne	299
Vierzig Jahre. Kleinerussische Legende	303
Drei Parabeln	311
Herr und Knecht	321
Die Zerstörung der Hölle und ihre Wiederaufrichtung – Eine Legende	374
König Assarhaddon von Assyrien – Ein Märchen	393
Arbeit, Tod und Krankheit – Eine Legende	399
Drei Fragen – Ein Märchen	402

Kornej Wasiljew	407
Die Beeren	426
Das Gebet	439
Der Wolf – Ein Kindermärchen	446
Die Steine – Eine Legende	447



ANHANG

Bibliographische Angaben zu den dargebotenen Erzählungen und Legenden	449
A. Erstausgabe der vorliegenden Sammlung	449
B. Zugang zu den russischen Texten	449
C. Ausgaben der ‚Volkserzählungen und Legenden‘ für die deutschsprachige Leserschaft (Auswahl)	457
Übersicht zu vorliegenden Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek	461

Tolstoi-Friedensbibliothek,
Reihe C | Dichterische Werke
(*Editionsplan*)

TFb_C001

Aus meinem Leben:
Kindheit – Knabenalter – Jugendzeit

TFb_C002

Kriegsbilder und andere Dichtungen aus der Zeit beim Militär

TFb_C003

Frühe Erzählungen

TFb_C004

Die Dekrabisten – nebst weiteren Texten über Soldaten
und einer Darstellung zu Tolstojs Militärzeit

TFb_C005 – C007

Krieg und Frieden | Roman

TFb_C008 – C009

Anna Karenina | Roman

TFb_C010 – C011

Volkserzählungen und Legenden

TFb_C012

Späte Erzählungen

TFb_C013

Auferstehung | Roman

TFb_C014 – C015

Erzählungen aus dem Nachlass

TFb_C016

Gesammelte Bühnenwerke

Der vorliegende Band enthält alle bedeutsamen „Volkserzählungen 1872-1909“ von Leo N. Tolstoi: dargeboten gemäß der Gesamtausgabe des Übersetzers Erich Boehme aus dem Jahr 1925, ergänzt um einen bibliographischen Anhang.

In diesem Teil der dichterischen Werke wird eindrucksvoll die Botschaft vermittelt, „dass nach Christi Lehre das Übel nicht durch Übel ausgerottet werden kann, sondern dass jedes gewaltsame Widerstreben es nur vergrößert, dass nach Christi Lehre das Übel nur durch das Gute ausgerottet werden kann“. Derweil hängen die Herrschenden und Staatskirchen zu allen Zeiten der irrationalen Heilslehre an, man müsse Gewalt mit Gewalt, Kriegsverbrechen mit weiteren Kriegsverbrechen und Eskalation beantworten. Solchem Aberwitz, der in der Geschichte noch immer in den Abgrund geführt hat, setzt Tolstoi seine Anwaltschaft der Vernunft und eine wahrhaftige Religion entgegen.

Die leutenahen Erzählungen, Legenden, Märchen und Gleichnisse des russischen Dichters spiegeln markante Stationen seiner literarischen Werkstatt. Aufgrund der Schulerfahrungen in Jasnaja Poljana fragt er sich schon 1862: „Wer soll bei wem schreiben lernen, die Bauernkinder bei uns oder wir bei den Bauernkindern?“ Während seiner Arbeit an den ‚Alphabet‘-Büchern bekennt Tolstoi 1872 seine Abneigung gegen Verfahren der anerkannten Literatur: „... die Sprache aber, die das Volk spricht ..., liebe ich. Sie ist außerdem ... der beste poetische Regulator. Man versuche nur, etwas Überflüssiges, Aufgeblasenes ... zu sagen – diese Sprache wird es nicht erlauben“. In die Zeit der existentiellen religiösen Suche fällt 1879 die folgenreiche Begegnung mit dem Legendenerzähler Wassili Petrowitsch Schtschegoljonok. Seit der Gründung des Verlages ‚Posrednik‘ (Vermittler) 1884 bis hin zum Lebensende erweist sich die Arbeit an Erzählungen und Lesewerken für die Leute – d. h. die arbeitende, weithin besitzlose Bevölkerung – als ein Herzensanliegen Tolstojs. | pb

Der Gefangene im Kaukasus

1. |

Im Kaukasus diente ein junger Offizier namens Shilin.

Einmal erhielt er einen Brief aus der Heimat. Seine alte Mutter schrieb ihm: „Ich bin recht alt geworden und möchte vor meinem Tode gern meinen geliebten Sohn noch einmal sehen. Komm her, um Abschied von mir zu nehmen; beerdige mich, und dann tritt in Gottes Namen Deinen Dienst wieder an. Ich habe auch eine Braut für Dich ausgesucht: ein kluges, hübsches Mädchen mit Vermögen. Wenn sie Dir gefällt, heiratest Du vielleicht und bleibst dann ganz hier.“

Shilin wurde nachdenklich. In der Tat, der alten Frau ging es schon recht schlecht; vielleicht würde er sie wirklich nicht wiedersehen. „Ich sollte heimreisen, und wenn mir die Braut gefällt, kann ich ja auch heiraten.“

Er ging zum Oberst, nahm Urlaub, verabschiedete sich von den Kameraden, ließ den Soldaten zum Abschied vier Eimer Branntwein geben und machte sich reisefertig.

Im Kaukasus war damals Krieg. Die Straßen waren weder bei Tage noch bei Nacht sicher. Verließ mal einer von den Russen zu Fuß oder zu Pferde die Festung, dann schlugen ihn die Tataren tot oder schleppten ihn in die Berge. Deshalb war die Einrichtung getroffen, daß wöchentlich zweimal Reisende durch Soldaten von Festung zu Festung geleitet wurden. Vorn und hinten zogen die Soldaten, in der Mitte die andern Leute.

Es war im Sommer. Früh am Morgen verließen die Wagen die Festung, die Geleitmannschaft trat an, und man machte sich auf den Weg. Shilin war zu Pferde; die Telege mit seinem Gepäck fuhr mit den andern Wagen.

Es waren fünfundzwanzig Werst zu machen. Die Wagen fuhren nur langsam dahin: bald machten die Soldaten halt, bald brach ein Rad an einem Wagen, oder ein Pferd ging nicht weiter; dann stand alles und wartete.

Die Sonne war schon über Mittag hinaus, und der Wagenzug hatte erst die Hälfte seines Weges hinter sich. Es war staubig und

heiß, die Sonne brannte unbarmherzig, und nirgends war Schutz zu finden. Ringsum nackte Steppe, kein Baum, kein Strauch am Wege.

Shilin war vorausgeritten, hatte haltgemacht und wartete nun, bis der Wagenzug ihn einholen würde. Da hört er, wie hinter ihm das Horn geblasen wird: schon wieder Aufenthalt! Shilin überlegt: „Ob ich nicht allein vorausreite, ohne die Soldaten? Ich habe ein gutes Pferd zwischen den Beinen – wenn ich auch auf Tataren stoße, ich entkomme schon. Oder soll ich lieber nicht?“

Er machte halt und überlegte. Da kam ein anderer Offizier zu ihm herangesprengt, Kostylin, mit einer Flinte, und sagte:

„Wir wollen lieber allein weiterreiten, Shilin. Ich halte es nicht mehr aus; Hunger habe ich – und dann die Hitze! Mein Hemd ist schon zum Auswringen.“

Kostylin war ein schwerer, dicker Mensch, krebsrot, und der Schweiß strömte ihm nur so herunter. Shilin überlegte noch und sagte dann:

„Ist die Flinte geladen?“

„Aber gewiß.“

„Also, dann wollen wir weiterreiten. Aber unter einer Bedingung: daß wir uns nicht trennen!“

Und so ritten sie voran auf dem Wege. Es ging durch die Steppe; sie plauderten und schauten nach beiden Seiten aus. Ringsum hatte man einen weiten Blick.

Als die Steppe zu Ende war, führte der Weg zwischen zwei Bergen in eine Schlucht. Da sagte Shilin:

„Wir sollten auf den Berg hinaufreiten und Ausschau halten. Sonst brechen die Tataren hier möglicherweise plötzlich aus den Bergen, ohne daß wir es vorher sehen.“

Aber Kostylin meinte:

„Was ist da groß zu schauen? Reiten wir lieber weiter.“ Aber Shilin hörte nicht auf ihn.

„Nein,“ sagte er, „warte du nur hier unten, aber ich will mich doch lieber umschauen.“

Und er lenkte sein Pferd nach links auf den Berg hinauf. Shilin ritt ein Jagdpferd (für hundert Rubel hatte er es als Füllen aus der Herde gekauft und selbst zugeritten); flink, als hätte es Flügel, trug es ihn den steilen Abhang hinan. Wie er oben anlangte, da sah er, daß gerade vor ihm, nicht weit, berittene Tataren hielten, an die

dreißig Mann. Er sah das also und wendete sofort; aber die Tataren hatten ihn schon bemerkt, jagten hinter ihm her und rissen im Reiten die Flinten aus den Überzügen. Shilin ließ sein Pferd mit aller Kraft bergab laufen und schrie Kostylin zu:

„Flinte heraus!“ Und er dachte an sein Pferd: „Liebling, rette mich, stolpere nicht! Wenn du stolperst, bin ich verloren! Bis zu der Flinte muß ich kommen, ich ergebe mich nicht.“

Aber statt zu warten jagte Kostylin, als er die Tataren erblickt hatte, mit aller Macht der Festung zu. Mit der Peitsche trieb er sein Pferd an, bald von dieser, bald von jener Seite. Nur durch den Staub sieht Shilin, wie das Pferd mit dem Schwanze schlägt.

Shilin merkte, daß die Sache schlecht stand. Die Flinte war fort, mit dem Säbel allein ist nichts auszurichten. Er lenkte sein Pferd zurück, zu den Soldaten hin, und hoffte, so zu entwischen. Da sah er, daß sechs Mann ihm den Weg abzuschneiden suchten. Er hatte ein gutes Pferd zwischen den Beinen, aber ihre Pferde waren noch besser, auch schnitten sie ihm den Weg ab. Er hielt sein Pferd zurück, wollte wieder umkehren; aber das Pferd war im Lauf nicht mehr zu halten, es raste gerade auf die andern los. Und er sah, wie sich ein rotbrtiger Tatar auf einem grauen Gaul ihm näherte. Der Tatar kreischte laut, fletschte die Zähne, hatte das Gewehr schubereit.

„Nun,“ dachte Shilin, „euch Teufel kenne ich. Wenn ihr mich lebendig fangt, werft ihr mich in die Grube und haut mich mit der Peitsche. Lebendig ergebe ich mich nicht.“

Shilin war nicht sehr groß, aber mutig. Er riß den Säbel heraus, lenkte sein Pferd gerade auf den roten Tataren zu und dachte: „Entweder reite ich ihn nieder oder flle ihn mit dem Säbel.“

Shilin war noch eine Pferdelnge von ihm ab, da schossen sie von hinten aus ihren Flinten und trafen sein Pferd. Im vollen Lauf schlug es zu Boden und fiel Shilin auf den Fuß.

Er wollte sich erheben, aber schon saßen zwei stinkende Tataren auf ihm und banden ihm die Hände auf den Rücken. Er riß sich los, warf die Tataren von sich ab, aber noch drei andere sprangen von ihren Pferden ab, warfen sich auf ihn und schlugen ihn mit den Gewehrkolben über den Kopf. Ihm ward dunkel vor den Augen; er schwankte. Da ergriffen ihn die Tataren, nahmen unbenutzte Satteltrte von ihren Pferden, fesselten ihm die Hände auf den Rücken, machten einen tatarischen Knoten und schleppten ihn zu einem

Pferde. Sie schlugen ihm die Mütze herunter, zogen ihm die Stiefel ab, durchsuchten ihn überall. Geld und Uhr nahmen sie ihm fort, zerrissen seine Kleider. Shilin sah sich nach seinem Pferde um. So wie es auf die Seite gefallen war, das liebe Tier, lag es noch da. Es schlug nur noch mit den Beinen, reichte aber nicht mehr bis zur Erde. Im Kopf hat es ein großes Loch, und aus dem Loch stürzt das schwarze Blut nur so heraus – einen Arschin in die Runde hat es den Staub benetzt.

Ein Tatar trat zu dem Pferde und wollte den Sattel abnehmen. Es schlug immer noch aus, da nahm er seinen Dolch und schnitt ihm die Kehle durch. Es gab einen Pfiff aus der Kehle, das Tier zuckte noch einmal – und das Leben war entflohen.

Dann nahmen die Tataren den Sattel ab, das Riemenzeug. Der Tatar mit dem roten Bart stieg wieder zu Pferde, und die andern hoben Shilin zu ihm in den Sattel; damit er nicht fiel, banden sie ihn mit einem Riemen an den Gürtel des Tataren an – und dann ging es in die Berge.

So saß also Shilin hinter dem Tataren, schaukelte hin und her und stieß mit dem Gesicht immer an den stinkigen Tatarenrücken. Nur den massigen Tatarenrücken sah er vor sich, den sehnigen Hals; der rasierte Nacken schimmerte bläulich unter der Mütze. Shilins Kopf war zerschlagen, Blut klebte ihm über den Augen. Er konnte sich weder besser zurechtsetzen auf dem Pferde, noch das Blut abwischen. Seine Arme waren so fest geschnürt, daß er Schmerzen im Schlüsselbein hatte.

Lange ritten sie so von Berg zu Berg; durch eine Furt kamen sie über den Fluß, gelangten dann auf einen Weg und ritten im Tale weiter.

Shilin wollte sich den Weg merken, den sie nahmen; aber seine Augen waren zu sehr mit Blut beschmiert, und umdrehen konnte er sich nicht.

Die Dämmerung begann. Sie überschritten noch ein Fließchen, ritten einen steinigen Berg hinan; da roch es nach Rauch, Hunde kläfften. Sie kamen in einen Aul. Die Tataren stiegen von den Pferden; Tatarenkinder liefen zusammen, umringten Shilin, quiekten, freuten sich und schmissen mit Steinen nach ihm.

Der Tatar trieb die Kinder fort, nahm Shilin vom Pferde und rief nach seinem Knecht. Es kam ein Nogaier mit starken Backenkno-

chen, im bloßen Hemd. Das Hemd war zerlumpt, die Brust ganz nackt. Der Tatar gab ihm einen Befehl. Der Knecht brachte einen Fußblock herbei – zwei Eichenklötze mit eisernen Ringen: an dem einen Ring war eine Kramme und ein Schloß.

Man band Shilin die Hände los, hing ihm den Block an und brachte ihn zu einem Schuppen, stieß ihn hinein und verschloß die Tür. Shilin fiel auf den Mist, blieb erst liegen, tastete sich dann in der Dunkelheit weiter, an eine weiche Stelle, und legte sich nieder.

2. |

Fast die ganze Nacht konnte Shilin nicht schlafen. Die Nächte waren jetzt kurz. Bald sah er durch eine Ritze, daß es tagte. Da erhob sich Shilin, machte sich die Ritze größer und schaute hinaus.

Durch die Ritze konnte er eine Straße sehen, die bergab führte. Rechts stand eine tatarische Hütte, zwei Bäume daneben. Ein schwarzer Hund lag auf der Schwelle; eine Ziege lief mit ihren Zickeln umher, und sie wackelten mit den Schwänzchen. Dann sah er noch: den Berg herauf kam eine junge Tatarin in farbigem Hemd ohne Gürtel, in Hosen und Stiefeln, auf dem Kopf den Kaftan, darauf trug sie einen großen Blechkrug mit Wasser. Sie schritt dahin, gebückt, bewegte den Rücken und führte einen Tatarenjungen mit rasiertem Kopf, bloß im Hemd, an der Hand. Die Tatarin ging mit ihrem Wasser in die Hütte. Aus der trat jetzt der Tatar von gestern mit dem roten Bart heraus, in seidenem Rock, einen silbernen Dolch an einem Riemen im Gürtel, mit Schuhen auf bloßen Füßen. Auf dem Kopfe, nach hinten geschoben, hatte er eine hohe, schwarze Lammfellmütze. Er trat heraus, reckte sich und strich sich seinen roten Bart. Er blieb einen Augenblick stehen, dann befahl er dem Knecht etwas und ging seines Weges.

Dann ritten zwei Jungen vorbei zur Tränke. Die Pferde hatten feuchte Schnauzen. Dann kamen noch rasierte Bengel gelaufen, ohne Hosen; sie rotteten sich zuhauf, näherten sich dem Schuppen, nahmen Gerten und steckten sie durch die Ritze. Shilin brüllte sie so an, daß die Bengel laut aufkreischten und eiligst ausrückten; nur ihre nackten Knie schimmerten noch.

Shilin war jetzt durstig, die Kehle war ihm ganz ausgetrocknet. Er dachte: „Jetzt könnte doch jemand kommen und sich um mich

kümmern.“ Da hörte er, daß der Schuppen aufgeschlossen wurde. Der rote Tatar trat ein und mit ihm ein anderer, kleinerer, mit schwärzlichem Haar; er hatte schwarze, helle Augen, rote Backen, einen kleinen beschnittenen Bart; sein Gesicht war lustig, er lachte andauernd. Gekleidet war der Schwarze noch besser: er trug einen blauen, seidenen Rock mit Tressen und rote, silbergestickte Saffianschuhe. Im Gürtel hatte er einen großen, silbernen Dolch. Über den dünnen Schuhen trug er noch andre, dickere. Seine Mütze war hoch, von weißem Lammfell.

Der rote Tatar trat ein und redete etwas, als schimpfte er. Er blieb stehen, lehnte sich an die Tür, spielte mit seinem Dolch und schielte wie ein Wolf nach Shilin hin. Der Schwarze aber – flink, lebhaft, als ginge er auf Federn – trat gerade auf Shilin zu, hockte sich hin, grinste, klopfte ihm auf die Schulter, redete sehr rasch etwas in seiner Sprache, zwinkerte mit den Augen, schnalzte mit der Zunge und sagte immerzu: „Gut Uruß, gut Uruß!“

Shilin verstand kein Wort und sagte nur: „Trinken, gebt mir Wasser zu trinken!“

Der Schwarze lachte: „Gut Uruß!“ und schwatzte immer weiter in seiner Sprache.

Shilin zeigte mit Lippen und Händen, daß er zu trinken wünschte.

Jetzt verstand ihn der Schwarze, lachte wieder, blickte nach der Tür und rief jemand – „Dina!“

Ein feines, mageres, dreizehnjähriges Mädchen kam angelaufen; im Gesicht ähnelt sie dem Schwarzen. Gleich sieht man, daß sie seine Tochter ist. Sie hat auch schwarze, helle Augen und ein schönes Gesicht. Sie trägt ein langes, blaues Hemd mit weiten Ärmeln ohne Gürtel. Schöße, Brust und Ärmel sind rot eingefasst. An den Beinen hat sie Hosen und Schuhe, über den Schuhen andre mit hohen Hacken. Am Hals eine Kette, ganz aus russischen Fünzfingern. Das Haupt ist unbedeckt, in dem schwarzen Zopf trägt sie ein Band und an dem Band hängen Metallplättchen und ein Silberrubel.

Der Vater befahl ihr etwas. Sie eilte fort und kam gleich wieder mit einem Blechkrug. Sie reichte das Wasser, hockte sich hin und bog sich so zusammen, daß die Schultern tiefer standen als die Knie. So saß sie da, die Augen weit offen, und schaute Shilin beim Trinken zu, als wäre er ein wildes Tier.

Shilin reichte ihr den Krug wieder hin. Da sprang sie aber davon wie ein Reh. Sogar ihr Vater mußte lachen. Er befahl ihr, noch irgendwo hinzugehen. Sie nahm den Krug, lief fort, brachte auf einem runden Brettchen ungesäuertes Brot und setzte sich wieder hin, ganz zusammengekauert. Sie läßt die Augen nicht von ihm und schaut ihn an.

Schließlich gingen die Tataren weg und schlossen die Tür wieder.

Ein Weilchen später kam der Nogaier zu Shilin und sagte: „Aida, Herr, aida!“

Er verstand auch kein Russisch. Doch begriff Shilin schließlich, daß er mitgehen sollte.

So ging Shilin also mit seinem Fußblock; er humpelte, recht gehen konnte er nicht – es zog seinen Fuß immer zur Seite. Er kam also hinaus mit dem Nogaier. Da sah er nun, daß er sich in einem tatarischen Dorf befand; es waren etwa zehn Häuser und eine tatarische Kirche mit einem Türmchen. Vor einem Hause standen drei gesattelte Pferde. Knaben hielten die Zügel. Plötzlich kam der schwarze Tatar aus dem Hause heraus und winkte mit der Hand: Shilin sollte zu ihm kommen. Er lachte wieder, redete immerzu etwas in seiner Sprache und ging dann wieder hinein. Auch Shilin ging in das Haus. Die Stube war schön, die Wände glatt mit Lehm ausgestrichen. An der vorderen Wand lagen bunte Daunenkissen, an den Seiten hingen wertvolle Teppiche, auf den Teppichen Flinten, Pistolen, Säbel – alles mit Silber beschlagen. An einer Wand war ein kleiner Ofen in den Fußboden eingelassen. Der Fußboden war von Lehm, sauber wie eine Tenne, und die ganze vordere Hälfte war mit Filz ausgelegt; auf dem Filz lagen Teppiche und auf den Teppichen Daunen-kissen. Und auf den Teppichen saßen nur in ihren Unterschuhen Tataren: der Schwarze, der Rote und noch drei Gäste. Hinter den Rücken hatten sie sich Daunenkissen gestopft, und vor ihnen standen auf runden Brettchen Hirseplinsen, zerlassene Butter in einem Napf und tatarisches Bier – Busa – in einem Krüge. Sie aßen einfach mit den Händen, und ihre Hände waren ganz voll Butter.

Der Schwarze sprang auf und befahl Shilin, sich abseits hinzusetzen, nicht auf einen Teppich, sondern auf die nackte Erde; dann ging er wieder auf seinen Teppich und bot seinen Gästen Plinsen und Busa an. Der Knecht ließ also Shilin sich auf den angewiesenen

Platz hinsetzen, zog sich selbst die Schuhe aus, stellte sie ordentlich nebeneinander an die Tür, wo auch alle andern Schuhe standen, und setzte sich auf die Filzdecke, in die Nähe der Herren. Dann schaute er zu, wie sie speisten, und wischte sich das Wasser ab, das ihm aus dem Maule lief.

Als die Tataren ihre Plinsen verzehrt hatten, erschien eine Tatarin in einem Hemd, wie es das kleine Mädchen trug, und auch in Hosen, mit einem Tuch über dem Kopf. Sie räumte die Butter und die Plinsen fort und brachte einen schönen Kübel und einen Krug mit schmaler Schneppe. Die Tataren wuschen sich die Hände, falteten sie, knieten hin, bliesen nach allen Seiten und sagten Gebete her. Sie redeten in ihrer eigenen Sprache. Dann wandte sich einer von den tatarischen Gästen an Shilin. Er sprach russisch.

„Dich hat Kasi Muhamed gefangengenommen“, sagte er und wies auf den roten Tataren, „und hat dich an Abdul Murat abgetreten“ – er wies auf den Schwarzen. „Abdul Murat ist jetzt dein Herr.“

Shilin blieb stumm. Dann sprach Abdul Murat. Er zeigte dabei immer auf Shilin, lachte und sagte dazu: „Soldat Uruß, gut Uruß!“ Der Dolmetscher sagte: „Er befiehlt dir, einen Brief nach Hause zu schreiben, man soll Lösegeld für dich schicken. Wenn das Lösegeld da ist, läßt er dich frei.“

Shilin überlegte und fragte dann:

„Will er viel Lösegeld haben?“

Die Tataren redeten miteinander, dann sagte wieder der Dolmetscher:

„Dreitausend Moneten.“

„Nein,“ antwortete da Shilin, „soviel kann ich nicht zahlen.“

Da sprang Abdul auf, fuchtelte mit den Armen und redete auf Shilin ein – immer sich einbildend, der verstehe ihn. Schließlich übersetzte es der Dolmetscher und fragte: „Wieviel willst du denn geben?“ Shilin überlegte und sagte: „Fünfhundert Rubel.“ Da redeten die Tataren wirr durcheinander, alle auf einmal. Abdul schrie auf den Roten ein und redete so eifrig, daß ihm der Speichel aus dem Munde spritzte.

Der Rote aber blinzelte nur und schnalzte mit der Zunge.

Als alle wieder schwiegen, sagte der Dolmetscher:

„Fünfhundert Rubel sind dem Herrn zu wenig als Lösegeld. Er hat selbst zweihundert Rubel für dich bezahlt. Kasi Muhamed

schuldete ihm Geld. Da hat er dich für die Schuld in Zahlung genommen. Dreitausend Rubel – für weniger kann er dich nicht lassen. Wenn du aber nicht schreibst, dann setzen sie dich in die Grube und strafen dich mit der Peitsche.“

„Ach,“ dachte Shilin, „wenn man sich von denen einschüchtern läßt, wird es nur noch schlimmer.“

Also sprang er auf und sagte:

„Sage dem Hund, wenn er mich schrecken will, dann gebe ich nicht eine Kopeke und schreibe überhaupt nicht. Euch Hunde habe ich nie gefürchtet, und ich werde euch auch nicht fürchten.“

Der Dolmetscher übersetzte, und sie redeten wieder alle auf einmal.

Lange dauerte der Wortschwall, schließlich sprang der Schwarze auf und trat zu Shilin hin.

„Uruß Dschigit,“ sagte er, „Dschigit Uruß!“

„Dschigit“ heißt in ihrer Sprache „wackerer Kerl, Held“. Er lachte; dann sagte er wieder dem Dolmetscher etwas, und der übersetzte:

„Gib tausend Rubel!“

Shilin blieb bei dem Gesagten: „Mehr als fünfhundert Rubel gebe ich nicht. Und wenn ihr mich totschat, bekommt ihr eben gar nichts.“

Die Tataren redeten wieder und schickten dann den Knecht fort. Sie schauten bald Shilin an, bald blickten sie nach der Tür. Der Knecht kam zurück; ihm folgte ein dicker Mensch, barfuß und zerlumpt, auch mit einem Block am Fuße.

Shilin schrie laut auf vor Staunen – er sah Kostylin vor sich! Den hatten sie auch gefangen. Sie setzten ihn neben Shilin; die beiden erzählten nun einander alles, und die Tataren schauten sie stumm an. Shilin erzählte, wie es ihm ergangen war; dann berichtete Kostylin, daß sein Pferd stehengeblieben war und die Flinte versagt hatte; daß ihn dann dieser Abdul eingeholt und gefangengenommen hatte.

Da sprang Abdul auf. Er wies auf Kostylin und sagte etwas. Der Dolmetscher übersetzte ihnen, daß sie jetzt beide einem und demselben Herrn gehörten, und wer früher Geld schaffe, den würde man auch früher freilassen.

„Siehst du,“ sagte er zu Shilin, „du bist immer so böse, aber dein

Gefährte ist ganz ruhig. Er hat schon den Brief nach Hause geschrieben, und man wird ihm fünftausend Rubel schicken. Ihm wird man auch gutes Essen geben und wird ihm kein Leid antun.“

Da sagte Shilin:

„Mein Gefährte mag tun, wie er will. Vielleicht ist er reich; aber ich bin eben nicht reich. Also, so wie ich es gesagt habe, so bleibt es auch! Wollt ihr, so schlagt mich tot, aber nützen wird euch das nichts. Mehr als fünfhundert Rubel lasse ich nicht schicken.“

Sie schwiegen eine Weile. Plötzlich sprang Abdul wieder auf, holte eine kleine Truhe, nahm eine Feder, einen Fetzen Papier und Tinte heraus, schob alles Shilin zu, klopfte ihm auf die Schulter und machte ihm Zeichen, er solle schreiben: „Schreibe!“ Er war also mit fünfhundert Rubel zufrieden.

„Warte erst mal“, sagte da Shilin zu dem Dolmetscher. „Sage du ihm, man soll uns gut zu essen geben; auch Kleider und Schuhe, wie es sich gehört. Und man soll uns zusammenlassen, das wird lustiger sein für uns. Und den Block soll man uns abnehmen.“ Er sieht den Herrn an und lacht. Der Herr lachte auch, hörte alles an und sagte:

„Ich gebe ihnen allerbeste Kleidung: einen Rock und Stiefel – sie können gleich heiraten damit. Essen sollen sie wie die Fürsten. Und wenn sie zusammenbleiben wollen, so mögen sie in dem Schuppen wohnen. Aber die Blöcke können wir ihnen nicht abnehmen, sonst reißen sie aus. Nur zur Nacht werden wir sie abnehmen.“ Er trat näher hinzu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Ich gut, du gut!“

Shilin schrieb dann; aber er schrieb eine falsche Adresse auf den Brief, so daß er nie ankommen konnte. Bei sich dachte er: „Ich reiße doch aus!“

Dann wurden Shilin und Kostylin wieder in den Schuppen geführt; man brachte ihnen Maisstroh, einen Krug Wasser, Brot, zwei alte Röcke und vertragene Soldatenstiefel, die man anscheinend gefallenen Soldaten abgezogen hatte. Zur Nacht nahm man ihnen auch die Blöcke ab und schloß sie beide im Schuppen ein.

3. |

So lebte Shilin mit seinem Gefährten einen ganzen Monat. Abdul lachte immer: „Du, Iwan, gut – ich, Abdul, gut!“ Aber zu essen gab er ihnen schlecht – eigentlich nichts als ungesäuertes Brot aus Hirsemehl, als Fladen gebacken, oder überhaupt rohen Teig.

Kostylin schrieb noch einmal nach Hause; er wartete andauernd auf sein Geld und war schlechter Laune. Tage lang saß er so im Schuppen und zählte die Tage, wann der Brief kommen könnte, oder er schlief. Aber Shilin wußte, daß sein Brief nie ankommen würde, und schrieb auch keinen andern.

„Woher sollte denn meine Mutter“, dachte er, „soviel Geld nehmen, um für mich zu bezahlen. Sie hat ja so schon eigentlich nur von dem gelebt, was ich ihr schickte. Wenn sie fünfhundert Rubel zusammenbringen soll, kommt sie ja rettungslos ins Elend. Mit Gottes Hilfe werde ich mich schon selbst freimachen.“

Und er schaute sich ganz genau um und untersuchte, wie er die Flucht anstellen könnte.

Er spazierte im Aul umher, piffte sich eins, oder er saß da und bastelte etwas: machte Puppen aus Lehm oder flocht etwas aus Ruten. Denn Shilin war in solchen Dingen ein großer Meister.

So formte er einmal eine Puppe mit Nase, Armen und Beinen, in tatarischem Hemd, und setzte die Puppe aufs Dach. Die Tatarinnen gingen nach Wasser. Da sah Dina, seines Herrn Tochter, die Puppe und rief die andern Weiber herbei. Sie stellten ihre Krüge zusammen, schauten und lachten.

Shilin nahm die Puppe herab und gab sie ihnen. Sie lachten, aber sie trauten sich nicht, sie anzunehmen. Er ließ also die Puppe da, ging in seinen Schuppen und paßte auf, was werden würde.

Da eilte Dina herbei, schaute sich um, ergriff die Puppe und rannte fort.

Am nächsten Morgen ganz früh sah er, wie Dina mit der Puppe auf die Schwelle heraustrat. Sie hatte die Puppe schon mit roten Lappen ausgeputzt, wiegte sie wie ein kleines Kind und trällerte dazu ein Wiegenliedchen. Dann erschien eine Alte, schimpfte sie aus, riß ihr die Puppe weg, zerbrach sie und schickte Dina fort, zur Arbeit.

Shilin machte nun eine andre, noch schönere Puppe und schenkte sie Dina. Einmal brachte Dina ein Krüglein, stellte es hin, setzte sich und sah ihn an, lachte und wies auf den Krug.

„Was freut sie sich nur?“ dachte Shilin. Er nahm den Krug und trank. Er hatte gedacht, es wäre Wasser, aber es war Milch. So trank er die Milch aus. „Das war gut!“ sagte er dann. Wie sich Dina da freute!

„Gut, Iwan, gut!“ Und sie sprang auf, klatschte in die Hände, ergriff ihr Krüglein wieder und rannte davon.

Seit der Zeit brachte sie ihm jeden Tag ganz im geheimen Milch. Wenn die Tataren aus Ziegenmilch ihre Käsefladen machten, die auf den Dächern getrocknet werden, brachte sie ihm heimlich auch solche Fladen. Einmal schlachtete Abdul einen Hammel; da brachte sie ihm im Ärmel auch ein Stück Hammelfleisch. Sie warf es ihm hin und lief wieder fort.

Einmal war ein großes Gewitter, und eine ganze Stunde lang goß der Regen wie aus Eimern. Alle Flüsse schwollen an. Wo sonst eine Furt war, da standen jetzt drei Arschin Wasser, und die Steine wurden mitgerissen. Überall flossen Sturzbäche, dumpf dröhnte es in den Bergen. Als das Gewitter vor bei war, flossen überall im Dorf Bäche. Shilin erbat sich von seinem Herrn ein Messer, schnitzte eine Walze, Brettchen, ein Rad und brachte an dem Rad an beiden Seiten Puppen an.

Die Mädchen brachten ihm Lappen; er zog die Puppen an, eine als Mann, eine als Frau; machte sie fest und stellte das Rad an den Bach. Das Rad drehte sich, und die Puppen tanzten.

Das ganze Dorf lief zusammen: Jungen, Mädels, Weiber und Männer kamen und schnalzten mit der Zunge:

„Ai Uruß! Ai Iwan!“

Abdul hatte eine russische Uhr, die war entzwei. Er rief Shilin, zeigte sie ihm und schnalzte mit der Zunge. Shilin sagte:

„Gib her! Ich werde sie dir in Ordnung bringen!“

Er nahm sie mit einem Messer auseinander, zerlegte sie, brachte sie wieder in Ordnung und gab sie zurück. Die Uhr ging wieder.

Da freute sich sein Herr, brachte ihm eine alte, ganz zerlumpte Jacke und schenkte ihm die. Es war natürlich nichts zu machen: er mußte sie nehmen. Schließlich konnte man sich doch nachts damit zudecken.

Seitdem kam Shilin in den Ruf eines großen Meisters. Aus weitentlegenen Dörfern kamen die Leute zu ihm; einer brachte ein Flintenschloß oder eine Pistole zum Ausbessern, ein anderer eine Uhr.

Sein Herr besorgte ihm auch Werkzeug: Zange, Bohrer, Feilen.

Einmal war ein Tatar krank. Da kamen Leute zu Shilin und sagten: „Mach' du ihn gesund!“ Shilin hatte keine Ahnung vom Gesundmachen. Er ging hin, sah sich die Sache an und dachte: „Vielleicht wird er von selbst wieder gesund.“ Dann begab er sich in seinen Schuppen und mischte Sand mit Wasser. Im Beisein der Tataren besprach er das Wasser und gab es dem Kranken zu trinken. Zu seinem Glück wurde der Kranke wieder gesund. Allmählich lernte Shilin auch ein wenig Tatarisch verstehen. Und manche von den Tataren gewöhnten sich an ihn und riefen ihn, wenn sie etwas wollten: „Iwan, Iwan!“ Aber andre sahen ihn immer noch mißtrauisch an, als sei er ein wildes Tier.

Der rote Tatar konnte Shilin nicht leiden. Wenn er ihn sah, machte er ein finsternes Gesicht und wandte sich ab oder schimpfte ihn aus. Es war auch ein alter Mann unter ihnen, der nicht im Aul wohnte, sondern immer von unten heraufkam. Shilin sah ihn nur, wenn er nach der Moschee ging, um zu beten. Er war klein, und um seine Mütze war ein weißes Tuch gewunden. Bart und Schnurrbart, weiß wie Daunen, waren beschnitten, das Gesicht runzlig und rot wie Ziegelstein. Er hatte eine Hakennase wie ein Habicht, große, böse Augen und keine Zähne mehr, nur zwei Hauer noch. So schritt er immer dahin in seinem Turban, auf seinen Krückstock gestützt, und schaute um sich wie ein Wolf. Erblickte er Shilin, so krächzte er und wandte sich ab.

Einmal ging Shilin den Berg hinab, um zu sehen, wo der Alte eigentlich wohnte. Er verfolgte den Pfad und sah ein Gärtchen mit steinerne Mauer, hinter der Mauer Kirsch- und Pfirsichbäume und ein Häuschen mit flachem Dach. Er trat näher heran und sah nun strohgeflochtene Bienenstöcke; die Bienen flogen umher und summten. Der Alte kniete dabei und tat etwas an seinem Bienenstock. Shilin reckte sich ein wenig, um besser zu sehen, und klapperte dabei mit seinem Fußblock. Der Alte schaute auf und kreischte gleich laut los; eine Pistole riß er aus dem Gürtel und schoß sie auf Shilin ab. Der konnte sich gerade noch hinter einem Stein in Sicherheit bringen.

Der Alte kam dann zu Shilins Herrn, um sich zu beklagen. Der Herr rief Shilin, lachte aber dabei und fragte:

Warum bist du zu dem Alten gegangen?“

Ich habe ihm doch nichts Böses getan“, antwortete Shilin.

„Ich wollte gern sehen, wo er wohnt.“

Der Herr sagte das dem Alten.

Aber der Alte war wütend, zischte, brummte irgend etwas, zeigte seine Hauer und fuchtelte drohend mit den Händen.

Shilin verstand nicht alles, aber er verstand doch, daß der Alte seinem Herrn anbefahl, die Russen umzubringen und sie nicht mehr im Aul zu behalten. Dann ging der Alte.

Shilin fragte seinen Herrn: „Was ist das für ein Alter?“ Der Herr antwortete:

„Das ist ein sehr angesehener Mann. Er war einmal unser erster Dschigit, er hat viele Russen getötet und war sehr reich. Er hatte drei Frauen und acht Söhne. Sie alle wohnten in demselben Dorfe. Dann kamen die Russen, zerstörten das Dorf und erschlugen sieben von seinen Söhnen. Ein Sohn blieb am Leben und ergab sich den Russen. Der Alte ritt darauf hin und ergab sich selbst auch den Russen. Er lebte drei Monate bei ihnen; da fand er seinen Sohn, tötete ihn mit eigener Hand und floh dann. Seit der Zeit zog er nicht mehr in den Krieg. Er pilgerte nach Mekka, um dort zu Gott zu beten – deshalb trägt er auch den Turban. Wer in Mekka war, heißt bei uns Hadschi und trägt den Turban. Er liebt euch Russen nicht. Er will, daß ich euch töte. Ich kann dich aber nicht töten, ich habe doch Geld für dich bezahlt. Außerdem habe ich dich liebgewonnen, Iwan. Von Töten kann keine Rede sein – ich würde dich sogar überhaupt nicht fortlassen, wenn ich es nicht schon versprochen hätte.“

Und dabei lachte er und radebrechte wieder auf Russisch: „Du, Iwan, gut – ich, Abdul, gut!“

4. |

So lebte Shilin noch einen Monat lang. Am Tage lief er im Aul umher oder bastelte irgend etwas; wenn aber die Nacht kam und im Aul alles still war, grub er bei sich im Schuppen. Wegen der Steine war das Graben ziemlich schwer, aber er zerrieb die Steine mit der Feile und grub ein Loch unter der Wand, groß genug, um durchzukriechen. „Ich muß nur“, überlegte er sich, „richtig in Erfahrung bringen, nach welcher Seite ich zu gehen habe. Von den Tataren sagt mir das keiner.“

Er paßte einmal die Zeit ab, als sein Herr fort war. Da ging er nach dem Mittagessen aus dem Aul hinaus, auf den Berg; er wollte von oben Umschau halten in der Gegend. Aber sein Herr hatte, bevor er fortritt, seinem Jungen geboten, auf Shilin zu achten, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Der rannte also jetzt hinter Shilin her und schrie:

„Du sollst nicht weggehen. Der Vater hat es verboten. Gleich ruf ich die Leute!“

Shilin versuchte, ihm gut zuzureden.

„Ich will ja gar nicht weit gehen,“ sagte er, „nur bis auf den Berg hinauf. Ich muß da ein Kraut suchen – zu Arznei für eure Leute. Komm doch mit! Mit dem Block kann ich ja doch nicht weglaufen. Ich mache dir morgen auch einen Bogen und Pfeile.“

Der Junge ließ sich überreden, und sie gingen los. Wenn man nach dem Berg hinsah, schien es gar nicht weit, aber mit dem Block zu gehen, war doch recht schwer. Mühsam schleppte er sich hinauf. Nach großer Anstrengung kam er oben an. Da setzte er sich hin und überschaute die Gegend. Gegen Süden, hinter seinem Schuppen, war ein Tal, da weidete eine Roßherde, unten war ein anderer Aul sichtbar. Hinter dem Aul stieg ein anderer Berg noch steiler in die Höhe; hinter diesem Berg kam wieder ein Berg. Zwischen den Bergen schimmerten dunkle Wälder; dann kamen immer wieder Berge, immer höher und höher. Und höher als alle andern ragten schneebedeckte Berge empor, weiß, als wären sie aus Zucker. Und ein Schneeberg ragte mit seiner Kuppe über alle andern hinaus. Nach Westen und Osten waren überall solche Berge. Hier und da in den Schluchten stieg Rauch auf aus Dörfern. „Nun,“ dachte er, „das ist ja alles tatarisches Land.“ Dann schaute er nach der russischen Seite. Ihm zu Füßen floß ein Fließchen, da war sein Aul, mit Gärtchen ringsum. Am Fluß sah man Weiber sitzen, klein wie Puppen, und Wäsche spülen. Hinter dem Aul war ein niedrigerer Berg und weiterhin noch zwei Berge mit Wald bedeckt. Zwischen zwei Bergen schimmerte dunkel eine ebene Stelle, und dort stieg – weit, weit weg – Rauch auf. Shilin überlegte, wo die Sonne aufging, als er in der Festung lebte, und wo sie unterging. Und es wurde ihm klar – dort, in diesem Tal, müßte unsere Festung sein. Dorthin, zwischen diesen beiden Bergen hindurch, mußte er also fliehen.

Die Sonne stand schon tief. Die weißen Schneeberge wurden rot,

die schwarzen Berge noch finsterer, aus den Tälern stieg Nebel auf, und das Tal, wo unsere Festung sein mußte, glühte wie Feuer im Glanze des Sonnenunterganges. Shilin schaute genauer hin – es war, als stiege Rauch aus Schornsteinen auf. So sagte er sich: „Da ist es, da muß die russische Festung sein!“

Es war schon spät. Sie hörten den Mulla zum Gebet rufen. Die Herde wurde heimgetrieben, die Kühe brüllten. Der Junge mahnte immerzu: „Komm nach Hause!“ Aber Shilin wollte noch nicht heimgehen.

Schließlich gingen sie nach Hause. „Nun,“ dachte Shilin, „jetzt kenne ich die Gegend. Ich muß fliehen.“ Er wollte noch in derselben Nacht fliehen. Die Nächte waren jetzt dunkel, es war abnehmender Mond. Zum Unglück kehrten am Abend die Tataren heim. Sonst kamen sie oft lustig und trieben Vieh vor sich her. Aber diesmal brachten sie nichts mit und hatten nur die Leiche eines gefallenen Genossen bei sich, den Bruder des Roten. Sie waren zornig, als sie kamen, und rüsteten sich zur Bestattung. Auch Shilin ging hin, um zuzusehen. Man hatte den Toten in Leinwand gehüllt, ohne Sarg, und trug ihn unter die Platanen vor dem Dorf, wo man ihn ins Gras legte. Der Mulla erschien, die Alten kamen, umwickelten ihre Mützen mit Tüchern, zogen die Schuhe aus und hockten sich nebeneinander bei dem Toten hin.

Vorn saß der Mulla, hinter ihm drei Alte in Turbanen, nebeneinander, und hinter ihnen noch viele Tataren. Mit gesenkten Augen saßen sie da und schwiegen. Lange währte das Schweigen. Dann hob der Mulla das Haupt und sprach:

„Allah!“ (Das heißt: Gott.) Dieses eine Wort nur sprach er. Und wieder senkten alle die Blicke und schwiegen lange. Regungslos saßen sie da.

Wieder hob der Mulla den Kopf.

„Allah!“ und alle wiederholten: „Allah!“ und wieder herrschte Schweigen. Der Tote lag im Grase und rührte sich nicht, und auch sie saßen da wie tot. Niemand rührte sich. Man hörte nur im Winde das Laub der Platanen rauschen. Dann sprach der Mulla ein Gebet; alle erhoben sich, nahmen den Toten hoch, trugen ihn fort. Sie brachten ihn zur Gruft. Das war nicht eine einfache Grube, sondern sie war in die Erde hineingegraben wie ein Keller. Sie faßten den Toten an Armen und Beinen, bogen ihn zusammen, ließen ihn sanft hinun-

ter und schoben ihn sitzend unter die Erde; die Hände falteten sie ihm auf dem Leib.

Der Nogaier brachte grünes Schilfrohr, damit legten sie die Gruft aus, schütteten dann rasch Erde auf, machten alles glatt und stellten zu Häupten des Toten einen Stein auf. Sie stampften die Erde fest und setzten sich dann wieder in einer Reihe neben das Grab. Lange schwieg alles.

„Allah, Allah, Allah!“ Sie seufzten, dann standen sie auf.

Der Rote verteilte Geld unter die Alten, dann erhob er sich, ergriff eine Peitsche, schlug sich selbst dreimal über den Kopf und ging nach Hause.

Am nächsten Morgen sah Shilin, wie der Rote eine Stute vor das Dorf führte: drei Tataren folgten ihm. Draußen vor dem Dorf legte der Rote seine Jacke ab und streifte die Ärmel auf – stramme Arme hatte er! Dann zog er den Dolch und schärfte ihn am Wetzstein. Die Tataren zogen der Stute den Kopf nach oben, der Rote trat hinzu, schnitt ihr die Kehle durch, warf sie hin und fing an, sie auszuweiden; mit seinen riesigen Fäusten riß er das Fell herunter. Dann kamen Weiber und Mädchen und wuschen Darm und andre Eingeweide. Die Stute wurde zerteilt und in die Hütte des Roten geschleppt. Und das ganze Dorf versammelte sich bei ihm zur Gedenkfeier für den Toten.

Drei Tage lang aßen sie von der Stute und tranken Busa. So ehrten sie den Toten. Alle Tataren waren im Dorfe. Am vierten Tage zur Mittagszeit sah Shilin, daß sie sich wieder auf den Weg machten. Pferde wurden gebracht, etwa zehn Mann rüsteten sich und ritten fort. Auch der Rote ritt mit; nur Abdul blieb daheim. Der Mond war ganz klein, die Nächte waren noch dunkel.

„Nun,“ dachte Shilin, „also heute muß ich fliehen“, und er sagte es auch Kostylin. Aber Kostylin hatte Angst.

„Wie sollen wir denn das machen? Wir kennen doch den Weg gar nicht.“

„Ich kenne den Weg.“

„In einer Nacht kommen wir aber nicht hin.“

„Wenn wir nicht hinkommen, müssen wir eben im Walde übernachten. Ich habe Fladen gesammelt. Wozu willst du hier sitzen? Sehr schön, wenn man dir das Geld schickt. Aber wenn es nicht zusammenzubringen ist? Die Tataren sind jetzt verbittert, weil die

Russen einen von ihren Leuten getötet haben. Sie reden immer davon, daß sie uns umbringen wollen.“

Lange überlegte Kostylin hin und her.

„Also gut, wir wollen es wagen.“

5. I

Shilin kroch in das Loch und verbreiterte es noch etwas, so daß auch Kostylin durchkriechen konnte. Dann saßen sie da und warteten, bis es ganz still war im Aul.

Sowie die Leute im Aul still waren, kroch Shilin unter der Wand durch nach außen. Er flüsterte Kostylin zu: „Komm!“ Kostylin kroch auch durch, doch stieß er mit dem Fuß an einen Stein und machte Geräusch. Aber ihr Herr hatte als Wächter einen gefleckten, sehr böartigen Hund; Uliaschin hieß der. Shilin hatte ihn schon früher immer gefüttert. Als Uliaschin das Geräusch hörte, bellte er gleich los und kam angerannt; auch andre Hunde kläfften. Shilin piffte nur leise, warf ein Stückchen Fladen hin – da erkannte ihn Uliaschin, wedelte mit dem Schwanz und hörte auf zu bellen.

Der Herr hatte ihn gehört und rief ihm aus seiner Hütte zu: „Gait, gait, Uliaschin!“

Shilin aber kraute Uliaschin hinter den Ohren. Der Hund war ruhig, rieb sich an seinen Füßen und wedelte mit dem Schwanz.

Sie saßen an der Ecke. Alles war still, man hörte nur ein Schaf in der Hürde blöken, und unten rauschte das Wasser über die Steine. Es war dunkel, die Sterne standen hoch am Himmel; über dem Berge ging rot, seine Hörner nach oben gerichtet, der Mond unter. In den Tälern hing der Nebel, weiß wie Milch.

Da erhob sich Shilin und sagte zu seinem Gefährten: „Nun, mein Lieber, also jetzt los!“

Sie machten sich auf. Sie waren kaum ein paar Schritte gegangen, da hörten sie den Mulla auf dem Dache singen: „Allah bismillah il rachman!“ Das hieß also, die Leute gingen zur Moschee. Sie setzten sich also beide wieder hin und verbargen sich an der Mauer. Lange saßen sie so und warteten, bis die Leute vorbei waren. Dann wurde es wieder still.

„Nun, also mit Gott!“ Sie bekreuzten sich und brachen auf. Sie

gingen über den Hof, den steilen Abhang hinab zum Fließchen, überschritten das Fließchen und schritten dann das Tal entlang. Dichter Nebel lagerte in der Tiefe, über ihnen waren die Sterne zu sehen. Shilin berechnete nach den Sternen, in welcher Richtung sie gehen mußten. Im Nebel war es frisch, es ging sich leicht, nur die abgetretenen Stiefel waren hinderlich. Shilin zog die seinen aus, warf sie weg und ging barfuß weiter. Er sprang von Stein zu Stein und schaute nach den Sternen aus. Kostylin blieb bald zurück.

„Geh langsamer“, sagte er. „Die verfluchten Stiefel haben mir die Füße ganz wund gerieben.“

„Zieh sie doch aus; so geht sich's leichter.“

So ging auch Kostylin barfuß des Weges. Aber das war noch schlimmer – er zerschnitt sich die Füße an den Steinen und blieb immer mehr zurück. Shilin sagte zu ihm:

„Wenn du dir auch die Füße wundläufst, sie werden schon wieder heilen. Aber wenn uns die Tataren jetzt einholen, schlagen sie uns tot. Das ist viel schlimmer.“

Kostylin antwortete nicht und ging ächzend weiter. Lange verfolgten sie das Tal. Plötzlich hörten sie zur Rechten Hundegebell. Shilin blieb stehen, sah sich um und stieg, mit den Händen tastend, die Höhe hinan.

„Ach,“ sagte er, „wir haben uns verlaufen. Wir sind nach rechts abgekommen. Da ist ein fremder Aul, den habe ich oben vom Berge gesehen. Wir müssen jetzt zurück und dann links bergauf. Hier muß der Wald kommen.“

Aber Kostylin sagte:

„Warte doch ein Weilchen. Laß mich ausruhen. Ich habe schon ganz blutige Füße.“

„Äh, mein Lieber, die werden schon wieder heil. Du mußt nur behutsamer springen. Siehst du, so!“

Und Shilin lief eilends zurück und links bergauf in den Wald.

Kostylin blieb immer mehr zurück und jammerte. Shilin gebot Ruhe und ging unermüdlich weiter.

Sie waren oben angelangt – da war auch der Wald. Sie betraten den Wald und zerrissen sich an den Dornen ihre Kleider bis aufs letzte Stück. Im Walde kamen sie auf einen Pfad und gingen weiter.

„Halt!“ Da klang Hufschlag auf dem Wege. Sie machten halt und lauschten. Es war wie das Trappeln eines Pferdes – und dann hörte

es auf. Sie gingen weiter – da trappelte es wieder. Sie machten halt – nichts war zu hören. Shilin kroch vorsichtig heran, schaute nach den hellen Stellen auf dem Wege – da stand etwas: ein Pferd oder kein Pferd, und auf dem Pferd saß etwas Seltsames, was nicht aussah wie ein Mensch. Da schnaufte es – er hörte es deutlich. „Was ist das für ein Wunder?“ Shilin pfiß leise – da raste es vom Wege in den Wald, und es knackte im Holz, als führe ein Sturmwind dahin und breche Zweige.

Kostylin sank fast um vor Angst. Aber Shilin lachte nur und sagte:

„Ein Hirsch war das! Hörst du, wie er mit dem Geweih durch das Holz bricht? Wir fürchten uns vor ihm und er vor uns.“

Sie gingen weiter. Das Siebengestirn ging schon unter, es konnte nicht mehr weit bis zum Morgen sein. Aber ob sie richtig gingen oder nicht, das wußten sie nicht. Shilin bildete sich ein, man hätte ihn auf diesem Wege hergebracht, und bis zu den Russen müsse es noch an die zehn Werst sein. Aber genaue Zeichen hatte er nicht. Bei Nacht läßt sich ja doch nichts unterscheiden. Jetzt kamen sie auf eine Lichtung. Kostylin setzte sich hin und erklärte:

„Mach', was du willst. Aber ich komme ja doch nicht bis hin. Meine Füße wollen nicht mehr.“

Shilin versuchte, ihm gut zuzureden.

„Nein,“ sagte Kostylin, „ich komme doch nicht bis hin. Ich kann nicht mehr.“

Da wurde Shilin zornig, spie aus und fing an, ihn zu schimpfen.

„Dann gehe ich eben allein. Also, leb' wohl!“

Kostylin sprang wieder auf und ging weiter. So machten sie noch etwa vier Werst. Im Walde sank der Nebel immer dichter, man konnte nichts mehr vor sich sehen, und die Sterne waren auch kaum noch sichtbar.

Plötzlich hörten sie vor sich Pferdegetrappel. Es war deutlich zu hören, wie die Hufe gegen die Steine schlugen. Shilin legte sich lang auf den Bauch und horchte auf der Erde.

„Es ist schon so. Ein Reiter kommt auf uns zu.“

Eiligst verließen sie den Pfad, krochen ins Gebüsch und warteten. Shilin kroch an den Pfad heran – da sah er einen Tataren zu Pferde, der eine Kuh vor sich her trieb und etwas vor sich hinbrummte. Der Tatar ritt vorüber. Shilin kehrte zu Kostylin zurück.

„Nun, Gott hat ihn glücklich vorbeigebracht. Steh auf, komm weiter.“

Kostylin wollte sich erheben, aber er fiel wieder hin.

„Ich kann nicht, bei Gott, ich kann nicht. Ich habe keine Kraft mehr.“

Der schwere, fette Mensch hatte stark geschwitzt; als er im Walde in den kalten Nebel gekommen war und sich die Füße wund gerissen hatte, war er zusammengebrochen. Shilin versuchte, ihn mit Gewalt hochzubringen. Da schrie Kostylin auf:

„Oi, das tut ja weh.“

Shilin erstarrte vor Schreck.

„Was schreist du denn so? Der Tatar ist doch noch ganz nahe, er kann es hören!“ Aber bei sich dachte er: „Er hat wirklich keine Kraft mehr. Was soll ich nur mit ihm anfangen? Ich kann doch einen Kameraden nicht so im Stich lassen!“

„Also, jetzt steh auf,“ sagte er, „setz' dich auf meinen Rücken. Wenn du nicht mehr gehen kannst, muß ich dich eben tragen.“

Er nahm also Kostylin auf den Rücken, faßte ihn mit den Händen unter die Schenkel, ging wieder auf den Weg und schleppte ihn so fort.

„Um Christi willen, drück' mir nur nicht so mit den Händen die Kehle zu! Halte dich an den Schultern!“

Es war sehr schwer für Shilin. Seine Füße waren auch blutig, und er war sehr ermattet. Er bückte sich, suchte eine bessere Stellung, zog Kostylin höher hinauf, und schleppte ihn so den Weg entlang.

Offenbar hatte aber der Tatar gehört, wie Kostylin geschrien hatte. Denn Shilin hörte jetzt, daß von hinten jemand geritten kam und in einer fremden Sprache etwas rief. Shilin lief eilends wieder ins Gebüsch. Der Tatar griff zur Flinte, schoß, aber traf nicht. Er kreischte etwas in seiner Sprache und ritt auf dem Wege fort.

„Nun, mein Lieber,“ sagte da Shilin, „jetzt sind wir verloren! Der Hund wird gleich noch andre Tataren hinter uns herhetzen. Wenn wir nicht wenigstens noch drei Werst weiter kommen, dann sind wir verloren.“ Aber bei sich dachte er über Kostylin: „Der Teufel hat mich geritten, diesen Klotz mitzunehmen. Allein wäre ich längst entkommen.“

Da sagte Kostylin: „Geh lieber allein weiter. Weshalb sollst du meinerwegen umkommen?“

„Nein, das tue ich nicht. Ich werde doch einen Kameraden nicht so im Stich lassen!“

Er nahm ihn wieder auf den Rücken und stapfte weiter. So machte er vielleicht noch eine Werst. Immer noch ging es durch den Wald, und kein Ende war abzusehen. Der Nebel fing schon an, sich zu lichten; es war, als ob Wolken dahin zögen. Die Sterne waren schon nicht mehr zu sehen. Shilin war am Ende seiner Kräfte.

Da traf er am Wege auf eine mit Steinen eingefasste Quelle. Er machte halt und setzte Kostylin ab.

„Laß mich ein wenig ausruhen. Und trinken will ich. Einen Fladen wollen wir auch essen. Es kann doch jetzt nicht mehr weit sein.“

Kaum hatte er sich hingestreckt, um zu trinken, da hörte er hinter sich Pferdegetrappel. Wieder stürzten sie nach rechts in das Gebüsch am Abhange und legten sich hin.

Dann hörten sie Stimmen: tatarische Worte. Die Tataren machten gerade an der Stelle halt, wo die beiden vom Wege ins Gebüsch abgebogen waren. Sie redeten eine Weile, dann stießen sie Rufe aus, wie wenn man Hunde hetzt. Dann hörten es die beiden im Buschwerk knacken: ein großer, fremder Hund kam auf sie zu. Der Hund blieb stehen und fing an zu kläffen.

Hinterher kamen auch die Tataren – sie waren auch fremd. Sie packten sie, banden sie, setzten sie auf ihre Pferde und schafften sie fort.

Drei Werst waren sie geritten, da trafen sie Abdul mit noch zwei Tataren. Abdul redete mit den andern Tataren, dann wurden die Gefangenen auf seine Pferde gesetzt und nach dem Aul zurückgebracht.

Abdul lachte jetzt nicht mehr und sprach kein Wort mit ihnen.

Bei Morgengrauen kamen sie im Aul an, und die beiden mußten auf der Straße absitzen. Die Kinder rannten herbei. Sie warfen mit Steinen nach ihnen, schlugen sie mit Peitschen und erhoben großes Gekreisich.

Die Tataren versammelten sich rings um sie, auch der Alte von unten kam. Sie beredeten sich. Shilin hörte, daß sie überlegten, was sie mit ihnen anfangen sollten. Die einen meinten, man müßte sie weiter in die Berge hinein schicken, aber der Alte meinte: „Töten müssen wir sie.“ Abdul widersprach; er sagte: „Ich habe doch mein Geld für sie bezahlt; ich will Lösegeld haben.“ Aber der Alte sagte:

„Die werden dir doch nichts bezahlen; sie richten nur Unheil an. Es ist eine Sünde, die Russen noch zu füttern. Totschlagen – und fertig!“

Schließlich gingen sie auseinander. Abdul trat zu Shilin und sagte:

„Wenn das Lösegeld für euch in zwei Wochen nicht kommt, so lasse ich euch totprügeln. Und wenn du dir etwa einfallen läßt, noch einmal wegzulaufen, dann schlage ich dich tot wie einen Hund. Schreibe sofort einen Brief, und schreibe so, wie es sich gehört.“

Man brachte ihnen Papier, und sie schrieben ihre Briefe. Dann legte man ihnen die Blöcke wieder an und brachte sie hinter die Moschee. Da war eine fünf Arschin tiefe Grube, und in diese Grube ließ man sie hinab.

6. |

Ihr Leben war jetzt ganz jämmerlich. Die Blöcke wurden ihnen überhaupt nicht mehr abgenommen, und sie kamen nicht mehr hinauf ans Tageslicht. Man warf ihnen rohen Teig hinab wie den Hunden und ließ in einem Krug Wasser hinunter. In der Grube war Gestank, die Luft war dick und feucht. Kostylin wurde ganz krank, alles schwoll ihm an, und er hatte Schmerzen in allen Gliedern. Er stöhnte immerzu, oder er schlief. Auch Shilin war ganz trübsinnig geworden. Er sah wohl, die Sache stand schlecht. Und er wußte keinen Ausweg mehr.

Er versuchte zwar wieder zu graben, aber er konnte die Erde nicht beiseiteschaffen; sein Herr bemerkte es und drohte, ihn totzuschlagen.

So hockte er einmal in seiner Grube, dachte an das Leben in der Freiheit, und ihm war so recht trübe zumute. Plötzlich fiel ihm ein Fladen gerade in den Schoß, dann noch einer, und nun kamen Kirschchen nach. Er blickte nach oben: da stand Dina. Sie sah ihn an, lachte und lief dann wieder fort. Shilin überlegte: „Ob Dina wohl helfen würde?“

Er machte eine Stelle in der Grube sauber, grub sich Lehm und machte wieder Puppen. Er machte Menschen und Pferde und Hunde, und dachte bei sich: „Wenn Dina kommt, werfe ich sie ihr zu.“

Aber am nächsten Tage kam Dina nicht. Shilin hörte Pferdegetrappel. Es waren Reiter gekommen, und die Tataren hatten sich bei der Moschee versammelt. Sie schrieten und redeten von den Russen. Er erkannte auch die Stimme des Alten. Er konnte nicht alles genau verstehen, doch entnahm er so viel, daß die Russen ganz nahe standen, und daß die Tataren jetzt fürchteten, sie könnten auch in ihr Dorf einrücken, und nun nicht wußten, was sie mit den Gefangenen machen sollten.

Sie redeten hin und her, dann gingen sie wieder fort. Plötzlich hörte er oben etwas rascheln. Und er sieht – Dina hockt da, die Knie höher als die Schultern, sie beugt sich herab, ihre Kette baumelt über der Grube, und ihre Äuglein funkeln wie die lieben Sterne. Sie zog zwei Käsefladen aus dem Ärmel und warf sie ihm hinunter. Shilin nahm sie und sagte:

„Weshalb warst du so lange nicht hier? Ich habe Spielzeug für dich gemacht. Hier, nimm!“ Und er warf ihr alles einzeln zu.

Aber sie schüttelte den Kopf und sah nicht hin.

„Laß das!“ sagte sie. Sie saß ein Weilchen stumm da, dann sagte sie: „Iwan! Sie wollen dich töten!“ Und sie zeigte mit der Hand nach ihrem Hals.

„Wer will mich töten?“

„Der Vater. Die alten Leute verlangen es. Aber mir ist leid um dich.“

Da sagt Shilin:

„Wenn dir leid ist um mich, dann bring’ mir eine lange Stange.“

Sie schüttelte den Kopf – das ginge nicht. Er faltete die Hände und flehte sie an:

„Dina, bitte! Dinuschka, bring’ mir die Stange!“

„Es geht nicht“, sagte sie. „Man würde es sehen, alle sind zu Hause.“ Und sie ging fort.

So saß also am Abend Shilin da und grübelte: „Was wird nun werden?“ Immer schaute er nach oben. Die Sterne standen am Himmel, aber der Mond war noch nicht aufgegangen. Der Mulla rief, dann war alles still. Shilin schlief schon halb; er dachte: „Die Kleine fürchtet sich.“

Plötzlich fiel ihm Lehm auf den Kopf. Er schaute auf. Eine lange Stange tastet nach dem andern Rande der Grube. Sie tastet, dann senkt sie sich und gleitet langsam in die Grube. Da freute sich Shilin,

er faßte zu, zog sie nach unten – es war eine derbe Stange. Er hatte sie früher auf dem Dache seines Herrn gesehen.

Er schaute nach oben. Die Sterne funkeln hoch am Himmel, und gerade über der Grube glänzen in der Dunkelheit Dinas Augen wie die einer Katze. Sie beugte sich mit dem Gesicht über den Rand der Grube und flüsterte:

„Iwan! Iwan!“ Und sie machte am Gesicht Zeichen mit den Händen: „Leise!“

„Was ist?“ fragte Shilin.

„Alle sind fort. Nur zwei sind noch zu Hause.“

Da sprach Shilin:

„Komm, Kostylin, wir wollen es jetzt zum letztenmal versuchen. Ich helfe dir hinauf.“

Kostylin wollte nichts davon hören.

„Nein,“ sprach er, „für mich gibt es wohl kein Entkommen von hier. Wo soll ich noch hin, da ich nicht mal die Kraft mehr habe, mich umzudrehen?“

„Also dann leb' wohl! Bewahre mir ein gutes Andenken.“ Und er küßte sich mit Kostylin.

Dann packte er die Stange, hieß Dina sie halten und kletterte hinauf. Zweimal stürzte er wieder zurück, der Block war hinderlich. Kostylin stützte ihn von unten, so kam er schließlich doch nach oben. Dina zog ihn mit ihren Händchen aus allen Kräften am Hemd und lachte dabei.

Shilin nahm die Stange und sagte:

„Bring' sie wieder an ihre Stelle, Dina, sonst wird sie vermißt, und du bekommst Schläge.“

Sie schleppte die Stange fort, und Shilin ging den Berg hinab. Er kletterte den Abhang hinab, nahm einen scharfen Stein und versuchte, das Schloß an seinem Block loszuschlagen. Aber das Schloß war sehr fest, er brachte es nicht los; es war doch zu schwierig. Da hörte er jemand mit leichten Sätzen den Berg herabkommen. Er dachte: „Das ist doch sicher nochmal Dina.“ Dina kam gelaufen, sie nahm den Stein und sagte:

„Laß nur. Ich werde es machen.“

Sie kniete neben ihm, und mühte sich eifrig. Jedoch ihre Ärmchen waren dünn wie Ruten und hatten keine Kraft. Sie warf den Stein fort und brach in Tränen aus. Wieder machte sich Shilin an das

Schloß. Dina hockte neben ihm und hielt ihn an der Schulter. Shilin blickte sich um und sah links hinter dem Berge flammende Röte – der Mond ging auf. „Nun,“ dachte er, „bevor der Mond hoch ist, muß ich durch das Tal hindurch sein und den Wald erreicht haben.“ Er erhob sich und warf den Stein fort. Wenn auch mit dem Block, aber er mußte gehen.

„Leb’ wohl, Dinuschka“, sagte er. „Ewig werde ich dein gedenken.“

Dina tastete noch an ihm herum, befühlte ihn mit den Händen und suchte, wo sie ihm Fladen zustecken könnte. Er nahm auch die Fladen.

„Hab’ Dank, mein kluges Mädchen“, sagte er. „Wer wird dir Puppen machen, wenn ich nicht mehr da bin?“ Und er streichelte ihren Kopf.

Dina aber brach in Tränen aus, bedeckte den Kopf mit den Händen und eilte den Berg hinan, wie ein Zicklein springt. In der Finsternis hörte man den Schmuck an ihrem Zopf auf dem Rücken klirren.

Shilin bekreuzte sich, nahm das Schloß seines Blockes mit der Hand auf, damit es kein Geräusch machte, und schritt seines Weges. Er schleppte den Fuß nach und blickte unverwandt auf die Röte des aufgehenden Mondes. Den Weg erkannte er wieder. Er mußte acht Werst geradeaus gehen. Wenn er nur zur Zeit in den Wald käme, bevor der Mond ganz aufging! Er überschritt das Fließchen. Schon schimmerte es weiß hinter dem Berge. Er ging das Tal entlang; er schritt dahin und schaute auf: der Mond war noch nicht zu sehen. Die Röte war schon matter geworden, und an einer Seite des Tals wurde es schon heller und heller. Ein Schatten glitt bergab und kam ihm näher.

Shilin ging weiter und hielt sich immer im Schatten. Er eilte, aber der Mond war noch schneller; auch rechts wurden die Gipfel schon heller. Jetzt näherte er sich dem Walde; da kam der Mond schon hinter den Bergen hervor; weiß, hell war es, als ob es Tag wäre. An den Bäumen waren alle Blätter zu sehen. Still, hell war es auf den Bergen; alles war wie ausgestorben. Nur das Rauschen des Fließchens war zu hören.

Er erreichte den Wald, ohne jemand zu treffen. Shilin suchte sich

im Walde eine recht dunkle Stelle aus und setzte sich wieder, um auszuruhen.

Er ruhte sich aus, aß einen Fladen, fand einen Stein und arbeitete wieder an seinem Block herum. Die Hände verletzte er sich, konnte aber sein Schloß nicht zerschlagen. Er stand auf und ging den Weg weiter. Eine Werst etwa war er gegangen, da verließen ihn die Kräfte. Die Füße schmerzten; alle zehn Schritte mußte er stehenbleiben. „Das hilft alles nichts,“ dachte er, „ich muß mich weiterschleppen, solange ich kann. Wenn ich mich aber erst einmal hinsetze, dann stehe ich nicht wieder auf. Bis zur Festung kann ich doch nicht kommen; so will ich mich bei Tagesanbruch im Walde niederlegen, den Tag so verbringen und in der Nacht weitergehen.“

Die ganze Nacht ging er. Zwei Tataren zu Pferde kamen ihm entgegen, aber Shilin hörte sie schon von weitem und versteckte sich hinter einem Baum.

Der Mond fing schon an zu erbleichen. Tau fiel, es mußte bald Tag werden. Aber Shilin war noch nicht am Ende des Waldes angelangt. „Also jetzt mache ich noch dreißig Schritte,“ dachte er, „dann gehe ich in die Tiefe des Waldes und setze mich hin.“ Wie er die dreißig Schritt gemacht hatte, sah er daß der Wald zu Ende war. Er trat hinaus ins Freie, es war schon ganz hell. Wie auf der flachen Hand lag die Steppe und die Festung vor ihm. Und links, am Fuße des Berges, ganz nahe, brannten Feuer; sie waren schon im Erlöschen, Rauch zog dahin, und Menschen saßen an den Feuern.

Er schaute genau hin und sah Gewehre blitzen – das waren Kosaken, Soldaten.

Da freute sich Shilin, raffte seine letzten Kräfte zusammen und stieg bergab. Und dabei dachte er: „Verhüte Gott nur, daß mich hier auf dem freien Felde ein tatarischer Reiter sieht. So nahe bin ich schon, und ich würde dann doch nicht entkommen.“

Kaum hatte er das gedacht – sieh! links auf einem Hügel, etwa zwei Desiatinen entfernt, halten drei Tataren. Schon haben sie ihn gesehen und sprengen auf ihn zu. Sein Herz setzte aus. Er winkte mit den Armen und schrie aus voller Kraft den Seinen zu:

„Brüder! Zu Hilfe, Brüder!“

Die Unseren hatten ihn gehört. Kosaken kamen gelaufen, sprengten auf ihn zu und suchten den Tataren den Weg abzuschneiden.

Die Kosaken hatten es weit, die Tataren waren ganz nahe. Aber Shilin raffte seine letzten Kräfte zusammen, nahm den Block mit der Hand hoch, lief den Kosaken entgegen, bekreuzte sich und rief wie von Sinnen:

„Brüder! Brüder! Brüder!“

Die Kosaken waren an fünfzehn Mann.

Schrecken packte die Tartaren, sie machten halt, ehe sie ihn erreichten. Und Shilin lief zu den Kosaken.

Die Kosaken umringten ihn, fragten ihn aus, wer er sei, was für ein Mensch, woher er käme? Shilin war noch ganz außer sich, weinte und sagte nur:

„Brüder, Brüder!“

Andre Soldaten kamen gelaufen und umringten Shilin. Einer gab ihm Brot, einer Grütze, noch einer Schnaps. Jener legte ihm seinen Mantel um, dieser versuchte seinen Fußblock zu zerschlagen.

Die Offiziere erkannten ihn wieder und führten ihn in die Festung. Die Soldaten freuten sich, die Kameraden sammelten sich um ihn.

Shilin erzählte, was sich alles mit ihm zugetragen, und sagte dann:

„So bin ich also nach Hause gereist und habe geheiratet! Nein, es ist mir sichtlich nicht vom Geschick bestimmt.“

Und er blieb im Kaukasus und diente weiter. Kostylin wurde erst nach einem Monat für fünftausend Rubel losgekauft. Halbtot brachte man ihn an.

1872

Gott sieht die Wahrheit, aber er sagt sie nicht gleich

In der Stadt Wladimir lebte ein junger Kaufmann namens Aksionow. Er hatte zwei Läden und ein Haus.

Aksionow war ein hübscher Mensch mit blonden Locken, immer lustig, und er wußte viele Lieder zu singen. In seiner Jugend trank Aksionow viel, und wenn er angetrunken war, suchte er Händel und machte Lärm. Aber als er geheiratet hatte, gab er das Trinken auf, und es kam nur selten noch vor bei ihm.

Einmal im Sommer fuhr Aksionow nach Nishnij zur Messe. Als er sich von seiner Familie verabschiedete, sagte seine Frau zu ihm:

„Iwan Dmitrijewitsch, reise heute lieber nicht. Ich habe so schlecht von dir geträumt.“

Aksionow lachte und erwiderte:

„Du hast ja nur Angst, daß ich auf der Messe zum Trinken komme!“

Seine Frau entgegnete:

„Ich weiß selbst nicht, wovor ich mich eigentlich so fürchte. Aber ich hatte einen so schlechten Traum. Ich habe geträumt, du kämest aus der Stadt, nähmest die Mütze ab, und da sah ich – dein Kopf war ganz grau!“

Aksionow lachte wieder:

„Nun, das bedeutet Reichtum. Du sollst sehen, wie meine Geschäfte gut gehen werden, was für teure Geschenke ich euch mitbringe.“

Und er nahm Abschied von seiner Familie und fuhr fort.

Auf halbem Wege traf er einen ihm bekannten Kaufmann und nahm mit ihm zusammen Nachtquartier. Sie tranken gemeinsam Tee und legten sich dann schlafen, in zwei Zimmern nebeneinander. Aksionow schlief nicht gern lange; er erwachte mitten in der Nacht, und um in der Kühle angenehmer zu fahren, weckte er seinen Fuhrmann und befahl, anzuspannen. Dann ging er in die Leutestube, rechnete mit dem Wirt ab und fuhr los.

Er fuhr etwa vierzig Werst, dann machte er wieder halt, um die

Pferde zu füttern. Er ruhte sich im Flur der Herberge aus, ging zur Mittagszeit auf die Vortreppe hinaus und befahl, den Samowar zu bringen; er holte sich seine Gitarre und begann zu spielen. Plötzlich fuhr eine Troika mit Schellengeläut vor dem Gehöft vor. Dem Fuhrwerk entstieg ein Beamter mit zwei Soldaten, der trat an Aksionow heran und fragte, wer er sei, woher er komme? Aksionow sagte ihm über alles Bescheid, wie es war, und fragte dann, ob es gefällig sei, Tee mit ihm zu trinken? Jedoch der Beamte hörte gar nicht auf zu fragen. Wo er die letzte Nacht geschlafen habe? Ob allein oder mit einem andern Kaufmann? Ob er den andern Kaufmann am Morgen noch gesehen habe? Weshalb er denn schon so früh wieder weitergefahren sei? Aksionow wunderte sich, weshalb man ihn nach dem allen befragte; er erzählte alles, wie es gewesen war, und fragte dann: „Warum fragen Sie mich denn so genau aus? Ich bin doch kein Dieb und kein Räuber. Ich reise in meinen Geschäften, und es ist kein Anlaß, mich so auszufragen.“

Da rief der Beamte die Soldaten und sagte:

„Ich bin der hiesige Isprawnik und frage dich deshalb, weil der Kaufmann, mit dem du in der vorigen Nacht gemeinsam Quartier genommen hast, ermordet worden ist! Zeige deine Sachen! Und ihr, durchsucht ihn!“

Sie traten in die Stube, holten den Koffer und den Sack, schnürten alles auf und durchsuchten es. Plötzlich nahm der Isprawnik ein Messer aus dem Reisesack und schrie:

„Wem gehört das Messer?“

Aksionow sah hin: ein ganz blutiges Messer hatten sie in seinem Reisesack gefunden. Er erschrak.

„Wie kommt das Blut an das Messer?“

Aksionow wollte antworten, aber er konnte kein einziges Wort herausbringen.

„Ich ... ich weiß nicht ... ich ... das Messer gehört mir nicht.“

Da sagte der Isprawnik: „Heute morgen hat man den Kaufmann ermordet in seinem Bett gefunden. Außer dir kann niemand die Tat begangen haben. Die Stube war von innen verschlossen, und in der Stube ist niemand außer dir gewesen. Jetzt haben wir also das blutige Messer in deinem Reisesack gefunden, und auch auf deinem Gesicht steht es geschrieben! Gesteh, wie du ihn umgebracht und wieviel Geld du geraubt hast!“

Aksionow schwur hoch und heilig, daß nicht er diese Tat begangen habe; er habe den Kaufmann nicht mehr gesehen, nachdem er mit ihm Tee getrunken hatte; er führe nur seine eigenen achttausend Rubel bei sich, und das Messer gehöre nicht ihm. Aber seine Stimme stockte, sein Gesicht war bleich, und er zitterte am ganzen Leibe vor Angst, als wäre er schuldig.

Der Isprawnik rief die Soldaten, befahl ihnen, Aksionow zu fesseln und auf den Wagen zu bringen. Als sie ihn mit gebundenen Füßen in die Telege stießen, bekreuzte sich Aksionow und brach in Tränen aus. Man beschlagnahmte seine Sachen und sein Geld und schickte ihn in die nahe Stadt ins Gefängnis. Dann schickte man nach Wladimir, um Erkundigungen einzuziehen, was für ein Mensch Aksionow sei; und alle Kaufleute und alle sonstigen Einwohner von Wladimir sagten aus, Aksionow habe in seiner Jugend zwar getrunken und leichtsinnig gelebt, er sei aber ein guter Mensch. Man eröffnete das Gerichtsverfahren gegen ihn. Er ward beschuldigt, jenen Kaufmann aus Riasan umgebracht und ihm zwanzigtausend Rubel geraubt zu haben.

Seine Frau härmte sich ab nach ihrem Mann und wußte nicht, was sie denken sollte. Ihre Kinder waren alle noch klein, eins hatte sie noch an der Brust. Sie nahm sie alle mit und fuhr in die Stadt, wo ihr Mann im Gefängnis saß. Zuerst wollte man sie nicht einlassen, aber sie erweichte doch die Herren von der Behörde durch ihr Flehen, und man führte sie zu ihrem Manne. Als sie ihn in Gefängnis-
kleidung, in Ketten und mit Räufern zusammen sah, stürzte sie zu Boden und kam lange nicht zu sich. Dann stellte sie ihre Kinder um sich herum, setzte sich daneben, berichtete ihm von den häuslichen Angelegenheiten und fragte ihn aus nach allem, was sich mit ihm zugetragen hatte. Er erzählte ihr auch alles. Sie sagte:

„Was soll nun geschehen?“

Er antwortete: „Ich muß den Zaren um Gnade bitten. Es geht doch nicht, daß ich so ganz unschuldig zugrunde gehe.“

Die Frau berichtete, sie habe schon eine Bittschrift an den Zaren eingereicht, die sei aber nicht bis zu ihm gelangt. Aksionow erwiderte gar nichts und senkte nur den Kopf. Da sagte seine Frau:

„Nicht umsonst habe ich damals – weißt du noch? – geträumt, du seiest ganz grau geworden. Du hättest doch lieber nicht reisen sollen.“

Und sie fuhr ihm mit der Hand durch die Haare und sagte:

„Wanja, du Freund meines Herzens, sage deiner Frau die Wahrheit! Hast du es nicht getan?“

Aksionow antwortete: „Hast auch du so etwas von mir gedacht?“ Er schlug die Hände vor das Gesicht und brach in Tränen aus. Dann kam der Soldat und sagte, die Frau mit den Kindern müsse jetzt wieder gehen. Und Aksionow nahm zum letztenmal Abschied von seiner Familie.

Als die Frau fort war, dachte Aksionow nach über das, was sie miteinander gesprochen hatten. Als er sich erinnerte, daß auch seine Frau Verdacht gegen ihn gehegt und ihn gefragt hatte, ob er den Kaufmann umgebracht habe, sprach er zu sich: „Es kann wohl niemand außer Gott die Wahrheit wissen, und nur Ihn muß man bitten und nur von Ihm Gnade erwarten.“ Und seitdem ließ Aksionow ab, Bittschriften einzureichen, hörte auf zu hoffen und betete nur noch zu Gott.

Aksionow wurde zu Knutenhieben und zur Verschickung auf Zwangsarbeit verurteilt. Und so geschah es auch.

Er wurde mit der Knute geprügelt, und als die Wunden von den Hieben verheilt waren, schaffte man ihn mit anderen Schwerverbrechern nach Sibirien.

In Sibirien verbrachte Aksionow sechsundzwanzig Jahre im Zuchthause. Sein Haupthaar war schneeweiß geworden, sein Bart lang, schmal und grau. Alle seine Heiterkeit war dahin. Er ging gebückt, langsam, sprach wenig, lachte nie und betete viel zu Gott.

Im Gefängnis lernte Aksionow schustern, und für seinen Verdienst kaufte er sich ein heiliges Buch und las darin, wenn es im Gefängnis hell war. An Feiertagen ging er in die Gefängniskirche, las den „Apostel“ und sang auf dem Chor mit; seine Stimme war immer noch schön. Die Vorgesetzten liebten Aksionow wegen seiner Demut; seine Leidensgenossen im Gefängnis ehrten ihn und nannten ihn „Großväterchen“ und „Gottesmann“. Wenn Bitten über Gefängnisangelegenheiten anzubringen waren, so schickten die Genossen immer Aksionow, mit den Behörden zu reden, und wenn es Streit unter den Gefangenen gab, kamen sie immer zu Aksionow zum Schlichten.

Von Hause schrieb niemand Briefe an Aksionow, und er wußte nicht, ob Frau und Kinder noch am Leben waren.

Einmal brachte man neue Gefangene in den Kerker. Am Abend versammelten sich die alten Sträflinge alle um die neuen und fragten sie aus, aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe jeder sei, und was sie verbrochen hätten. Auch Aksionow setzte sich auf die Pritsche der Neuen und hörte mit geneigtem Kopfe zu, was jeder von ihnen erzählte.

Einer von den neuen Sträflingen war ein großer, gesunder Alter von etwa sechzig Jahren, mit grauem, beschnittenem Bart. Er erzählte, weshalb man ihn festgesetzt habe. Er sprach so:

„Ja, Brüder, um gar nichts bin ich hierher gekommen. Ich habe einem Fuhrmann sein Pferd vom Schlitten ausgespannt. Man hat mich dabei abgefaßt und behauptet, ich hätte es gestohlen. Ich sagte, ich wollte doch nur rascher an mein Ziel kommen und da hätte ich das Pferd eben genommen. Und der Fuhrmann wäre auch ein Freund von mir. Das sei schon in Ordnung so. ‚Nein,‘ sagten sie, ‚du hast es gestohlen.‘ Aber was und wo ich wirklich gestohlen habe, das wissen die nicht! Dinge habe ich gemacht ... für die ich eigentlich schon längst hierher gehörte, nur hat man mir nichts beweisen können. Und jetzt haben sie mich ganz gegen Recht und Gesetz hierher geschleppt. Aber ihr irrt euch! Es kommt auch mal einer nach Sibirien und bleibt nicht lange zu Gaste!“

„Woher bist du denn?“ fragte einer von den Gefangenen.

„Aus der Stadt Wladimir stammen wir, sind Kleinbürger von da. Makar heiße ich, und man nennt mich Semionowitsch.“

Aksionow hob den Kopf und fragte:

„Sag’ mal, Semionytsch, hast du da in Wladimir nicht von der Kaufmannsfamilie Aksionow gehört? Leben die noch?“

„Wie hätte ich über sie nicht hören sollen! Reiche Kaufleute sind das, wenn auch der Vater in Sibirien ist. Ist also wohl auch so einer, wie wir Sünder. Aber weswegen bist du denn hier, Großväterchen?“

Aksionow sprach nicht gern über sein Unglück; er seufzte nur und sagte:

„Um meiner Sünden willen tue ich schon das sechszwanzigste Jahr hier Zwangsarbeit.“

Makar Semionow fragte:

„Um welcher Sünden willen denn?“

Aksionow antwortete: „Ich muß es doch wohl so verdient haben.“ Aber die andern Sträflinge erzählten dem Neuen, wie Aksio-

now nach Sibirien geraten war. Sie erzählten also, wie in der Herberge jemand einen Kaufmann ermordet und dann Aksionow das Messer in den Reisesack gesteckt habe, und wie er deswegen schuldlos verurteilt worden sei.

Als Makar Semionow das hörte, betrachtete er Aksionow, schlug sich mit den Händen auf die Knie und sagte:

„Wie wunderbar! Nein, wie wunderbar! Bist du aber alt geworden, Großväterchen!“

Da fragte man ihn, worüber er sich so wundere und wo er Aksionow schon gesehen habe. Aber Makar Semionow gab keine Antwort und sagte nur:

„Es ist doch zu wunderbar, Burschen, wie man sich wiedersehen muß!“

Diese Worte brachten Aksionow auf den Gedanken, ob dieser Mensch vielleicht etwas darüber wisse, wer den Kaufmann damals ermordet habe. Er fragte also:

„Hast du vielleicht früher schon mal von der Sache gehört, Semionytch? Oder hast du mich etwa schon gesehen?“

„Wie sollte ich nicht davon gehört haben! In der Welt ist doch immer viel zu hören. Aber die Sache ist schon so lange her. Was ich gehört habe, ist längst wieder vergessen“, antwortete Makar Semionow.

„Vielleicht hast du gehört, wer den Kaufmann umgebracht hat?“ fragte Aksionow.

Makar Semionow lachte und sagte:

„Es muß ihn doch wohl der umgebracht haben, bei dem man das Messer im Reisesack gefunden hat. Wenn dir auch jemand das Messer da hineingesteckt hat – wer nicht ertappt wird, ist auch kein Dieb! Wie hätte dir auch jemand das Messer in den Sack stecken können? Der stand doch bei dir am Kopfende. Du hättest es doch gehört!“

Als Aksionow diese Worte hörte, sagte er sich, dieser Mensch müsse den Kaufmann ermordet haben! Er stand auf und ging fort. Die ganze Nacht konnte Aksionow nicht schlafen. Trübsinn war über ihn gekommen, und er sah Vergangenes, er sah seine Frau vor sich, so, wie sie gewesen war, als sie ihm zum letztenmal Lebewohl sagte, bei seiner Abreise zur Messe. Ganz wie lebendig sah er sie vor sich, er sah ihr Gesicht und ihre Augen, und er meinte zu hören, wie

sie redete und lachte. Dann glaubte er wieder seine Kinder zu sehen, noch klein, wie sie damals waren, eins im Pelzröckchen, das andre an der Brust. Auch seiner selbst gedachte er, wie er damals gewesen war – lustig und jung; er erinnerte sich, wie er auf der Vortreppe der Herberge gesessen hatte, wo er dann festgenommen wurde, wie er da Gitarre spielte, und wie heiter es damals in seiner Seele ausgesehen hatte. Und er dachte an den Richtplatz, wo er gezüchtigt wurde, an den Henker, an das Volk ringsum, an die Ketten, an die Sträflinge und an sein ganzes sechszwanzigjähriges Leben im Kerker und an sein Alter. Und solch Trübsinn überkam Aksionow, daß er fast Hand an sich gelegt hätte.

„Und das alles nur durch diesen Bösewicht“, dachte Aksionow.

Und eine solche Wut kam über ihn auf Makar Semionow, daß er begehrte, Rache zu nehmen, und ging er auch selbst dabei zugrunde. Die ganze Nacht über sagte er Gebete her, aber er konnte sich doch nicht beruhigen. Am Tage wich er Makar Semionow aus und schaute ihn nicht an.

So vergingen zwei Wochen. Des Nachts konnte Aksionow nicht schlafen, und solch Trübsinn lastete auf ihm, daß er nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte.

Einmal in der Nacht ging er im Kerker umher und sah, daß unter einer Pritsche Erde hervorkam. Er blieb stehen, um zu sehen, was das sei. Plötzlich sprang Makar Semionow unter der Pritsche hervor und sah Aksionow erschrocken an. Der wollte weitergehen, um nichts zu sehen, aber Makar faßte ihn an der Hand und erzählte ihm, er habe unter den Mauern einen Gang gegraben und bringe jeden Tag die Erde in den Stiefelschäften auf die Straße hinaus, wenn man die Sträflinge zur Arbeit führe. Er sagte:

„Aber halt den Mund, Alter; dann bringe ich dich auch mit hinaus. Wenn du aber etwas sagst, so prügeln sie mich halbtot. Aber dir zahle ich es dann auch heim, ich schlage dich tot!“

Als Aksionow den Menschen sah, der ihm soviel Böses angetan, bebte er vor Wut am ganzen Leibe, riß seine Hand weg und sagte:

„Fortzulaufen hat für mich keinen Sinn, und mich totzuschlagen hat keinen Zweck für dich, du hast mich schon längst totgeschlagen. Ob ich aber etwas über dich sage oder nicht – wie Gott es mir in die Seele legt, so wird es geschehen!“

Als man am nächsten Tage die Gefangenen zur Arbeit geführt

hatte, bemerkten die Soldaten die von Makar fortgeschüttete Erde; sie untersuchten das Gefängnis und fanden das Loch. Der Kommandant kam ins Gefängnis und befragte alle, wer das Loch gemacht habe. Alle leugneten. Die, welche von der Sache wußten, gaben Makar Semionow nicht an, weil sie wohl wußten, daß man ihn dafür halbtot prügeln würde. Dann wandte sich der Vorgesetzte an Aksionow. Er wußte, daß Aksionow ein rechtschaffner Mann war und fragte:

„Alter, du bist wahrheitsliebend, also sage du mir vor Gott, wer das getan hat.“

Makar Semionow stand da, als wenn nichts wäre, schaute den Vorgesetzten an und sah sich nicht nach Aksionow um. Aksionows Hände und Lippen zitterten, und er brachte lange kein Wort heraus. Er dachte: „Wenn ich es verschweige – weshalb verzeihe ich ihm eigentlich, da er mich doch zugrunde gerichtet hat? Mag er büßen für meine Qualen! Aber wenn ich es sage, so prügelt man ihn halbtot. Wie aber, wenn ich vielleicht fälschlich Verdacht gegen ihn habe? Und schließlich, wird mir denn leichter davon?“

Der Vorgesetzte fragte noch einmal:

„Nun, wie ist es, Alter? Sprich die Wahrheit – wer hat das Loch gegraben?“

Aksionow sah Makar Semionow an und sagte: „Ich kann es nicht sagen, Euer Wohlgeboren. Gott gestattet mir nicht, es zu sagen. Und ich werde nichts sagen. Tun Sie mit mir, was Sie wollen – Sie haben die Macht.“

Wie sich der Vorgesetzte mit ihm auch abmühte, Aksionow sagte kein Wort mehr. So brachten sie also nicht heraus, wer das Loch gegraben hatte.

Als in der nächsten Nacht Aksionow auf seiner Pritsche lag und gerade einschlummern wollte, hörte er, daß jemand zu ihm kam und sich am Fußende hinsetzte. Er schaute hin in der Finsternis und erkannte Makar. Aksionow sagte:

„Was willst du von mir? Was tust du da?“

Makar Semionow schwieg. Aksionow erhob sich ein wenig und fragte wieder:

„Was willst du? Geh fort! Sonst rufe ich die Wache.“

Makar Semionow beugte sich dicht über Aksionow und flüsterte:

„Iwan Dmitritsch, verzeih mir!“

Aksionow entgegnete:

„Was soll ich dir verzeihen?“

„Ich habe den Kaufmann getötet und habe das Messer in deinen Reisesack gesteckt. Ich wollte auch dich umbringen, aber ich hörte draußen Geräusch. Da schob ich das Messer in deinen Sack und sprang zum Fenster hinaus.“

Aksionow schwieg und wußte nicht, was er sagen sollte. Makar stieg von der Pritsche herab, verneigte sich bis zur Erde und sagte:

„Iwan Dmitritsch, verzeih mir; verzeih mir um Gottes willen! Ich werde eingestehen, daß ich den Kaufmann ermordet habe, dann wird man dich begnadigen. Dann kannst du nach Hause zurückkehren.“

Aksionow erwiderte:

„Es ist leicht für dich, so zu reden. Aber wie schwer war für mich das Dulden! Wohin soll ich jetzt gehen? Meine Frau ist tot, meine Kinder haben mich vergessen. Ich habe nirgends mehr eine Stätte ...“

Makar Semionow erhob sich nicht vom Boden, schlug mit dem Kopf gegen die Erde und sagte:

„Iwan Dmitritsch, verzeih mir! Als man mich mit der Knute strafte, da war mir leichter zumute als jetzt, da ich dich anschau. Und du hast doch Mitleid mit mir gehabt – und hast nichts gesagt! Verzeih mir um Christi willen, verzeih mir verfluchtem Bösewicht!“ Und er brach in Schluchzen aus.

Als Aksionow hörte, wie Makar Semionow weinte, brach er selbst in Tränen aus und sagte:

„Gott wird dir verzeihen. Vielleicht bin ich hundertmal schlechter als du!“ Und plötzlich ward ihm ganz leicht in der Seele. Und er sehnte sich nicht mehr nach Hause, wollte nicht mehr fort aus dem Gefängnis und dachte nur noch an sein letztes Stündlein.

Makar Semionow hörte aber nicht auf Aksionow und legte doch sein Geständnis ab. Als die Erlaubnis für Aksionow eintraf, in die Heimat zurückzukehren, war er schon gestorben.

Zwei Reisegefährten

Fragment

Zwei Männer mit Ranzen über den Schultern wanderten die staubige Chaussee entlang, die von Moskau nach Tula führt. Der eine, ein junger Mensch, trug einen kurzen Bauernkittel und weite Plüschhosen. Unter dem neuen Bauernhut hatte er eine Brille vor den Augen. Der andre war ein auffallend schöner Mann von etwa fünfzig Jahren, mit langem, angegrautem Bart; er trug ein mit einem Riemen gegürtetes Mönchsgewand mit runder, hoher, schwarzer Mütze, wie sie die Klosterknechte tragen, auf dem langen, grauen Haar.

Der junge Mensch war gelblich, bleich, staubbedeckt und schleppte sich anscheinend nur noch mit Mühe auf seinen Füßen weiter; der Alte hingegen schritt rüstig aus, die Brust herausdrückend und die Arme schwenkend. Es war, als wagte der Staub nicht, sich auf seinem schönen Gesicht festzusetzen, und als gestattete sich sein Körper keine Müdigkeit.

Der junge Mensch hieß Wasilij Sergejewitsch Borsin, Magister der Universität Moskau; der Alte war ein verabschiedeter Unterleutnant der Infanterie, noch aus der Zeit Alexanders I.; er war später Mönch gewesen und wegen unwürdigen Benehmens aus dem Kloster ausgestoßen worden, hatte aber sein Mönchsgewand beibehalten. Er hieß Nikolaj Petrowitsch Serpow.

Auf folgende Weise waren die beiden Männer miteinander bekannt geworden.

Wasilij Sergejewitsch hatte seine Dissertation geschrieben und ein paar Aufsätze in Moskauer Zeitschriften veröffentlicht. Dann war er ins Dorf gefahren, um, wie er sagte, sich in den Strudel des Volkslebens zu stürzen und sich in den Fluten unverfälschten Bauerndaseins zu erfrischen. Als er einen Monat in völliger Einsamkeit im Dorfe verbracht hatte, schrieb er an einen literarischen Freund, den Herausgeber einer Zeitschrift, folgenden Brief:

„Gehrter Herr, lieber Freund Iwan Finogeïtsch! Wir sollen und können die Lösung jener Frage nicht ahnen und sie nicht vorweg-

nehmen, die doch nur im geheimen Innern des Alltagslebens des russischen Volkes gefunden werden kann. Unbedingt erforderlich ist tiefdringendes Studium der mannigfaltigen Seiten des russischen Volksgeistes und seiner Erscheinungen. Die Losgerissenheit des Lebens ... Peters Reformen ...“ und so weiter.

Der Sinn und die Bedeutung dieses Briefes bestand darin, daß Wasilij Sergejewitsch, nachdem er in den ganzen Aufbau des alltäglichen Lebens des Volkes eingedrungen war, zu der Überzeugung gelangt war, daß die Aufgabe, die Bestimmung des russischen Volkes zu erkennen, doch tiefer zu fassen und schwieriger sei, als er angenommen hatte. Um diese Aufgabe zu lösen, hielt er es deshalb für notwendig, eine Fußwanderung durch Rußland zu unternehmen, und bat seinen Freund, die Erörterung der Frage bis zur Beendigung dieser Reise zurückzustellen. Er versprach, in einer Reihe ausführlicher Aufsätze alles, was er in Erfahrung bringen würde, ins rechte Licht zu rücken.

Nachdem Wasilij Sergejewitsch diesen Brief geschrieben hatte, widmete er sich den Vorbereitungen zu seiner Reise. Und obwohl ihm das einigermassen schwerfiel, beschäftigte er sich doch sogar ganz genau mit allen Einzelheiten der Kleidung, verschaffte sich einen Bauernkittel, genagelte Stiefel, einen passenden Hut. Er schloß sich vor den Bedienten ein und betrachtete sich lange im Spiegel. Auf seine Brille konnte er leider nicht verzichten, er war allzu kurzsichtig. Der zweite Teil der Vorbereitungen bestand in der Beschaffung von wenigstens dreihundert Rubeln für Reiseauslagen. Im Kontor war kein Geld vorhanden. Wasilij Sergejewitsch ließ seinen Starosten und den Buchhalter kommen und befahl ihnen, einhundertundachtzig Tschetwert Hafer zu verkaufen, die er im Register eingetragen fand. Dann blickte Wasilij Sergejewitsch in die Rubrik „Roggen“, fand daselbst einhundertundsechzig Tschetwert eingetragen und fragte, ob diese Menge Roggen für die Aussaat wohl zu reichend sei; worauf der Starost mit der Frage antwortete, ob er vielleicht befehle, alten Roggen auszusäen?

Das Ergebnis dieser Unterhaltung war, daß der Starost merkte, daß Wasilij Sergejewitsch von der Wirtschaft weniger als ein neugeborenes Kind verstand, und daß Wasilij Sergejewitsch begriff, daß der Roggen schon gesät sei und daß man gewöhnlich von der neuen Ernte zur Saat nehme, daß also die einhundertundsechzig Tschet-

wert, mit Ausnahme von zehn Tschetwert für das monatliche Deputat, verkauft werden könnten.

Das Geld ging ein, und Wasilij Sergejewitsch wollte am nächsten Tage seine Wanderung antreten. An diesem Abend hörte er plötzlich im Dienerzimmer eine unbekannte Stimme; dann trat der alte, noch vom Vater übernommene Diener Stepan bei ihm ein.

„Nikolaj Petrowitsch Serpow“, meldete Stepan.

„Was für ein Nikolaj Petrowitsch?“

„Aber ich bitte, der Nikolaj Petrowitsch, der noch als Mönch den Herrn Papa immer besucht hat!“

„Kann mich nicht entsinnen. Was will er denn?“

„Er wünscht, Sie zu sprechen. Er scheint nicht so ganz ... nächstem zu sein!“

Nikolaj Petrowitsch trat ins Zimmer, machte einen Kratzfuß, stampfte mit dem Fuß auf: „Voyageur Serpow ...“ und drückte ihm die Hand.

„Das macht alles die Unwissenheit. Es gibt noch keine Bildung, obwohl ich mich dauernd bemühe, Rußland zu belehren. Rußland ist dumm. Der Bauer ist arbeitsam, aber Rußland ist eben dumm. Ist es nicht so, Wasilij Sergejewitsch? Ich habe Ihren Herrn Papa sehr gut gekannt. Wie oft haben wir zusammengessen! Er sagte immer: ‚Der wird es machen.‘ Weshalb sind Sie denn in diesem Kostüm? Ich spreche gern alles frei heraus, auf Suworowsche Art. Also weshalb?“

„Ich will gerade eine Wanderung antreten.“

„Ich wandere selbst auch. Ich bin doch Voyageur! Ich war in Griechenland, war auf dem Berge Athos. Aber etwas Besseres und Wahrhaftigeres als unsern Bauern habe ich nicht gesehen.“

Nikolaj Petrowitsch setzte sich, bat um ein Schnäpschen und legte sich dann schlafen. Wasilij Sergejewitsch war höchlichst verwundert. Am nächsten Tage hörte Nikolaj Petrowitsch ihm zu, und weil Wasilij Sergejewitsch gern sprach, bekam Nikolaj Petrowitsch Wasilij Sergejewitschs ganze Theorie und den Zweck seiner Reise zu hören. Nikolaj Petrowitsch billigte alles und bot seine Begleitung an. Wasilij Sergejewitsch nahm den Vorschlag an, teils, weil er den Mann doch nicht loswerden konnte, teils, weil Nikolaj Petrowitsch, wiewohl er halb verrückt war, doch zu schmeicheln verstand, teils auch, und zwar hauptsächlich, weil Wasilij Sergejewitsch in diesem

Mönch ein Beispiel einer bemerkenswerten, wenn auch irrwegigen Seite des russischen Lebens sah.

Sie brachen also auf. In dem Augenblick, da wir sie auf der Landstraße trafen, näherten sie sich gerade dem ersten Nachtlager auf ihrem Reisewege, nachdem sie die ersten zweiundzwanzig Werst der Wanderung hinter sich gebracht hatten.

Nikolaj Petrowitsch trank in der Schenke ein Gläschen. Er war lustig ...

[Fragment, 1875-1876 ?]

Wovon die Menschen leben

Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder. Wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode.

Wenn aber jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?

Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.

Die Liebe ist von Gott; und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott.

Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.

Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns untereinander lieben, so bleibet Gott in uns.

Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.

So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?

1. Johannes-Brief III, 14, 17, 18; IV, 7, 8, 12, 16, 20.

1. |

Es wohnte ein Schuster mit seinem Weibe und seinen Kindern bei einem Bauern zur Miete. Er hatte kein Haus und kein Land zu eigen und ernährte sich und seine Familie mit seiner Schusterei. Das Brot war teuer, die Arbeit schlecht bezahlt; was er verdiente, wurde auch aufgezehrt. Der Schuster hatte für sich und seine Frau zusammen nur einen Pelz, und auch der war abgetragen und zerlumpt, und schon seit zwei Jahren wollte der Schuster Schaffelle für einen neuen Pelz kaufen.

Zum Herbst hatte der Schuster etwas Geld beisammen, einen Dreirubelschein hatte die Frau im Kasten, und noch fünf Rubel und zwanzig Kopeken hatte er bei den Bauern im Dorfe gut.

So machte sich der Schuster eines Morgens zurecht, um wegen des Pelzes ins Dorf zu gehen. Er zog die wattierte Nankingjacke seiner Frau über das Hemd, darüber noch einen Kaftan aus Tuch, tat den Dreirubelschein in die Tasche, brach sich einen Stecken und ging nach dem Frühstück seines Weges. Er dachte sich so: „Fünf Rubel bekomme ich vom Bauer, drei lege ich von dem Meinen dazu und kaufe Schaffelle zum Pelz.“

Der Schuster kam also ins Dorf und ging zu dem einen Bauer: der war nicht daheim, aber seine Frau versprach ihm, noch in dieser Woche ihren Mann mit dem Gelde zu schicken; doch sie gab ihm kein Geld. Er ging zum zweiten; der Bauer beteuerte, er habe kein Geld und bezahlte nur zwanzig Kopeken für eine Ausbesserung. Da dachte der Schuster, die Schaffelle auf Schuld zu nehmen, aber der Gerber ließ sie ihm nicht ohne Geld.

„Bring' Geld,“ sagte er, „dann magst du dir aussuchen, was dir gefällt. Wir wissen schon Bescheid, was das heißt, Schulden eintreiben!“

So hatte also der Schuster gar nichts erreicht; nur die zwanzig Kopeken hatte er bekommen für seine Flickarbeit und von einem Bauer alte Filzstiefel zum Beledern.

Darüber war der Schuster bekümmert; er trank Schnaps für die zwanzig Kopeken und wanderte dann ohne Pelz nach Hause. Am Morgen war es dem Schuster noch recht kalt vorgekommen, aber jetzt, nachdem er den Schnaps getrunken, war ihm auch ohne Pelz warm. So zieht der Schuster seine Straße, die eine Hand klopft mit dem Stecken auf die vereisten Steine, die andre schwenkt die Filzstiefel, und er redet mit sich selbst:

„Ich habe es“, sagt er, „ja auch ohne Pelz ganz warm. Da habe ich ein Gläschen getrunken, und nun glüht es in allen Adern. Ich brauche gar keinen Pelz. Hier gehe ich und habe allen Jammer vergessen. So ein Mensch bin ich eben! Was macht's mir? Ich werde auch ohne Pelz weiterleben. Meiner Lebenstage brauche ich keinen. Nur eines – mein Weib wird sich grämen. Es ist aber auch ärgerlich! Ich soll für die Leute arbeiten, und die ziehen mich so an der Nase herum. Aber warte nur! Wenn du mir mein Geld nicht bringst, nehme ich dir die Mütze vom Kopf, bei Gott, vom Kopf nehme ich sie dir. Was soll denn das schließlich heißen? Einen Zwanziger zahlt er ab! Was fange ich mit einem Zwanziger an? Eins trinken kann

man dafür, weiter nichts. Von Not redet er. Du leidest also Not! Und ich, leide ich etwa keine Not? Du hast dein Haus und dein Vieh und alles, aber ich habe nur das, was ich an mir trage. Du hast dein eigenes Korn, aber ich muß es kaufen. Drei Rubel in der Woche muß ich nur für Mehl geben – woher ich das Geld nehme, ist meine Sache. Wenn ich jetzt nach Hause komme, ist gewiß das Brot zu Ende – da kann ich wieder anderthalb Rubel hinlegen. Also mußt du mir auch das Meine geben!“

So kommt der Schuster zu der Kapelle am Scheidewege. Da sieht er, hinter der Kapelle schimmert etwas Weißes. Es dämmt schon. Der Schuster blickt näher hin, er kann aber nicht erkennen, was es ist. „Ein Stein von der Größe hat doch hier nie gelegen“, denkt er. „Ein Tier? Es sieht nicht aus wie ein Tier. Einen Kopf hat es eigentlich wie ein Mensch, aber es ist doch so weiß? Was hätte hier auch ein Mensch zu suchen?“

Er trat näher herzu und konnte jetzt deutlich sehen. Was ist das für ein Wunder! Sitzt da wirklich ein Mensch, ganz nackt, lebendig oder tot, an die Kapelle gelehnt, und rührt sich nicht. Der Schuster bekam Angst und dachte bei sich: „Da ist ein Mensch totgeschlagen und ausgezogen worden, und dann hat man ihn hier liegen lassen. Wenn ich mich damit einlasse, werde ich die Geschichte hinterher überhaupt nicht mehr los.“

Also ging der Schuster weiter. Hinter der Kapelle war von dem Menschen nichts mehr zu sehen. Als er aber ganz vorüber war, schaute er sich um. Da sieht er, der Mensch ist von der Kapelle abgerückt; er rührt sich jetzt, als sähe er ihm nach. Da wurde der Schuster noch ängstlicher, und er überlegte: „Soll ich umkehren zu ihm, oder soll ich lieber weitergehen? Wenn ich zu ihm gehe – daß mir nur selbst nichts Böses geschieht! Wer kann wissen, was für ein Mensch das ist? Um guter Dinge willen ist er doch nicht hierher geraten. Wenn ich zu ihm gehe, springt er vielleicht auf mich los und würgt mich ab, und ich kann nicht mehr entweichen. Aber wenn er mich auch nicht abwürgt, dann muß ich mich doch mit ihm herumschleppen. Was soll ich mit dem nackten Kerl anfangen? Ich kann doch nicht mein eigenes Zeug ausziehen und ihm mein Letztes geben! Gott möge mich heil weiterbringen!“

Und der Schuster schritt schneller aus. Schon hatte er die Kapelle fast ganz hinter sich, da schlug ihm doch das Gewissen.

Er machte mitten auf der Straße halt.

„Was tust du da, Semion?“ sprach er zu sich selbst. „Da ist ein Mensch in Not und muß sterben, aber du hast Angst und willst vorübergehen. Du bist wohl plötzlich sehr reich geworden? Hast Furcht, man könnte dir deine Schätze rauben? Ei, Semion, das ist nicht schön!“

Semion machte kehrt und ging zu dem Menschen.

2. I

Semion geht also auf den Menschen zu, schaut ihn an und sieht: es ist ein kräftiger, junger Mann, keine Schlagmale sind an seinem Leibe zu sehen, er ist nur ganz verfroren und voller Angst; er sitzt angelehnt da und schaut Semion gar nicht an, als sei er zu schwach und könne die Augen nicht heben. Semion trat also ganz dicht heran; da plötzlich ist es, als käme der Mensch zu sich: er wendet den Kopf, schlägt die Augen auf und blickt Semion an. Und seit diesem Blick hatte Semion den Menschen lieb. Er warf seine Filzstiefel auf die Erde, nahm den Gürtel ab, legte ihn auf die Stiefel und zog seinen Kaftan aus.

„Rede nicht erst lange“, sagt er. „Hier, zieh an! Rasch!“

Semion faßte den Menschen am Ellbogen und half ihm aufstehen. Der Mensch stand auf. Und da sieht Semion: er hat einen zarten, reinlichen Körper, weder Arme noch Beine sind gebrochen; sein Gesicht hat etwas Rührendes. Semion warf ihm den Kaftan über die Schultern – der Mensch aber kam nicht in die Ärmel hinein. Semion half ihm die Arme hineinstecken, zog ihm den Kaftan richtig an, machte ihn fest zu und legte ihm den Gürtel um.

Semion nahm dann auch seine zerrissene Mütze ab und wollte sie ihm aufsetzen; aber da fror ihn am Kopfe, und er dachte: „Ich habe einen kahlen Kopf, der aber hat lockige, lange Haare.“ Er setzte die Mütze wieder auf. „Ich will ihm lieber die Stiefel anziehen.“

Er ließ ihn sich hinsetzen und zog ihm die Filzstiefel an.

Als ihn der Schuster so bekleidet hatte, sprach er:

„So ist es gut, Bruder. Jetzt bewege dich ein wenig und mach' dich warm. Aber was hier geschehen ist, wird man schon ohne uns herausbringen. Kannst du gehen?“

Der Mensch steht da, blickt Semion rührend an, kann aber kein Wort herausbringen.

„Warum sagst du denn nichts? Wir können doch hier nicht überwindern. Unter Dach müssen wir. Also, hier hast du meinen Stock, stütze dich, wenn du schwach bist. Setz' dich in Bewegung.“

Und der Mensch ging mit. Er schritt leicht dahin und blieb nicht zurück.

Sie gehen ihres Weges, da sagt Semion:

„Wo bist du denn her?“

„Ich bin nicht von hier.“

„Die Leute hier kenne ich alle. Ich meine, wie du hierher geraten bist, da an die Kapelle?“

„Das darf ich nicht sagen.“

„Da haben dir wohl die Menschen Böses angetan?“

„Niemand hat mir Böses getan. Mich hat Gott gestraft.“

„Gewiß, alles kommt von Gott. Aber irgendwo muß man doch unterkommen. Wo willst du denn hin?“

„Mir ist es ganz gleich.“

Da wunderte sich Semion. Der sieht nicht aus wie ein Gauner, sanft sind seine Worte, aber er will nichts über sich sagen. Und Semion denkt: „Es kommt so vieles vor auf der Welt“, und er spricht zu dem Menschen:

„Also, dann komm zu mir ins Haus, da kannst du dich wenigstens etwas erholen.“

Semion schreitet seinem Hause zu, der Fremde weicht nicht von ihm und geht nebenher. Wind hat sich erhoben und dringt Semion unter das Hemd; langsam verfliegt sein Rausch, und er fängt an zu frieren. Er geht dahin, schnauft durch die Nase, zieht die Jacke seiner Frau so recht fest zu und denkt bei sich: „Da habe ich nun meinen Pelz. Um den Pelz bin ich ausgegangen; jetzt kehre ich ohne Kaftan heim und bringe noch einen nackten Menschen mit. Matriona wird mich wohl nicht loben dafür!“ Und wie Semion so an seine Matriona denkt, wird ihm unbehaglich zumute. Aber wie er dann den Fremdling anschaut und daran denkt, wie der ihn bei der Kapelle angeschaut hat, schlägt sein Herz doch freudig.

3. 1

Semions Weib hatte früh ihre Arbeit getan. Holz hatte sie gehackt, Wasser geholt, den Kindern zu essen gegeben und auch selbst etwas gegessen. Dann dachte sie nach; sie überlegte, wann sie Brotteig machen sollte, heute oder morgen? Ein großes Stück Brot war noch da.

„Wenn Semion im Dorfe ißt“, denkt sie, „und zur Nacht nicht viel braucht, dann reicht das Brot noch bis morgen.“

Matriona wendet das Stück Brot hin und her und denkt dann: „Heute werde ich keinen Teig machen. Mehl ist auch nur noch für einmal da. Wir werden schon noch bis Freitag durchkommen.“

Sie räumte das Brot fort und setzte sich an den Tisch, um auf ein Hemd ihres Mannes einen Flicker zu setzen. So flickt also Matriona und denkt dabei an ihren Mann, wie der heute Schaffelle zum Pelz kaufen wird.

„Wenn ihn nur der Gerber nicht betrügt! Mein Alter ist doch gar zu einfältig. Er selbst würde nie jemanden betrügen, aber ihn kann ein kleines Kind überlisten. Acht Rubel ist doch keine Kleinigkeit. Dafür kann man schon einen guten Pelz schaffen. Wenn auch keinen gegerbten, aber doch immer einen Pelz. Wie haben wir uns im letzten Winter quälen müssen, ohne Pelz! Zum Fluß konnte ich nicht gehen, nirgends hin. Und wenn er mal ausging, dann zog er alles selbst an, und ich hatte gar nichts mehr. Er ist wirklich nicht zu früh gegangen. Nun müßte er aber doch bald kommen. Er wird sich doch nicht etwa festgetrunken haben, mein Falke?“

Kaum hatte Matriona das gedacht, da knarnten auch schon die Stufen der Vortreppe, und jemand trat ein. Sie steckte die Nadel in ihre Näherei und trat in den Flur hinaus. Da sieht sie – ihrer zweie sind da: Semion und mit ihm ein Kerl in Filzstiefeln und ohne Mütze.

Sofort spürte sie den Schnapsgeruch, der von ihrem Manne ausging. „Nu ja“, denkt sie, „es ist schon so, er war wieder in der Schenke.“ Als sie dann aber sah, daß er ohne Kaftan war, nur in ihrer Jacke, und nichts mit brachte und schwieg und ein Gesicht zog, da stand Matriona das Herz still. „Unser Geld ist hin“, denkt sie, „gesoffen hat er mit irgendeinem liederlichen Kerl, und nun bringt er den auch noch mit hierher.“

Matriona ließ beide in die Stube, trat selbst ein und sieht nun – der andre ist ein fremder, magerer, junger Mensch, und er hat den

Kaftan ihres Mannes an. Kein Hemd ist zu sehen unter dem Kaftan, keine Mütze hat er auf dem Kopf. Wie er hereingekommen ist, so steht er da, rührt sich nicht und hebt nicht die Augen. Und Matriona denkt: „Er kann kein guter Mensch sein, er fürchtet sich ja.“

Sie macht ein finsternes Gesicht, tritt zum Ofen und schaut, was sie tun werden.

Semion nahm die Mütze ab und setzte sich auf die Bank, als wäre alles gut.

„Nun also, Matriona,“ sagt er, „bring’ was zum Nachtessen, wie?“

Matriona brummte etwas vor sich hin. Sie steht am Ofen und rührt sich nicht; sie schaut bald den einen an, bald den andern, und schüttelt nur den Kopf. Semion sieht wohl, daß sein Weib nicht bei Laune ist; da ist eben nichts zu machen. Er tut so, als bemerke er es nicht und nimmt den Fremdling bei der Hand.

„Setz’ dich, Bruder! Jetzt wollen wir zur Nacht essen.“

Der Fremdling setzte sich auf die Bank.

„Nun, wie ist es? Hast du denn nichts gekocht?“

Jetzt packte Matriona die Wut.

„Gekocht habe ich, aber nicht für dich. Du scheinst auch deinen Verstand vertrunken zu haben, wie ich sehe. Nach einem Pelz ist er gegangen, ohne Kaftan kommt er heim und bringt noch einen nackten Landstreicher mit nach Hause! Für euch Säufer habe ich kein Nachtessen!“

„Hör’ auf, Matriona; wozu willst du so ohne Sinn die Zunge wetzen! Frage doch erst mal, was das für ein Mensch ist ...“

„Sage mir lieber, wo du unser Geld gelassen hast!“

Semion griff in die Tasche, holte seinen Schein heraus und faltete ihn auseinander.

„Das Geld ist da. Aber Trifonow hat noch nicht bezahlt. Für morgen hat er es versprochen.“

Noch heftiger packte der Ärger jetzt Matriona. Einen Pelz hat er nicht gekauft, und seinen letzten Kaftan hat er einem nackten Menschen angezogen und den noch mit ins Haus gebracht.

Sie riß den Schein vom Tisch, ging, ihn zu verwahren, und sagte dabei:

„Ich habe kein Nachtessen. Man kann doch nicht jeden nackten Säufer satt füttern.“

„Äh, Matriona, halt' doch deine Zunge im Zaum! Vor allem höre an, was man dir sagt ...“

„Viel Vernünftiges werde ich hören von einem betrunkenen Narren! Ich hatte schon recht, daß ich dich Säufer damals nicht zum Mann nehmen wollte. Die Mutter hatte mir Leinwand gegeben – du hast sie vertrunken; jetzt bist du gegangen, einen Pelz zu kaufen – und hast alles versoffen.“

Semion wollte seiner Frau klarmachen, daß er nur zwanzig Kopeken vertrunken hatte; er wollte erzählen, wo er den Menschen gefunden hatte. Matriona läßt ihn aber kein Wort ruhig sagen, es strömt ihr nur so zu, sie spricht immer gleich zwei Worte auf einmal. Was vor zehn Jahren einmal gewesen ist, auch davon redet sie noch.

Matriona redet und redet, sie springt auf Semion zu und packt ihn am Ärmel.

„Gib mir meine Jacke. Das ist das einzige, was mir noch geblieben ist, du hast sie mir weggenommen und dir selbst angezogen. Gib her, du scheckiger Köter, hol' dich der Teufel!“

Semion wollte die Jacke ausziehen, drehte aber dabei den Ärmel um; sein Weib riß daran, und die Jacke krachte in allen Nähten. Matriona packte ihre Jacke, warf sie sich über den Kopf und griff nach der Tür. Sie wollte gehen, aber da blieb sie plötzlich stehen – der Zorn übermannte sie, sie wollte ihrem Ärger Luft machen, doch möchte sie auch wissen, was es mit diesem Menschen auf sich habe.

4. |

Matriona blieb stehen und sprach:

„Wenn er ein guter Mensch wäre, so würde er nicht nackt herumlaufen. Aber der hat ja nicht einmal ein Hemd an! Wärest du nach Gutem ausgewesen, so würdest du mir sagen, woher du den feinen Gast hast!“

„Aber ich sage dir ja, wie ich so gehe, sitzt der da bei der Kapelle, ohne Kleider und ganz verfroren. Es ist doch nicht Sommer jetzt; denk' doch: nackt! Gott hat mich zu ihm geführt, sonst hätte er umkommen müssen! Also, was sollte nun werden? Was doch so alles vorkommt! Ich nahm ihn denn, kleidete ihn und brachte ihn hierher. Besänftige du nur deinen Zorn. Das ist ja Sünde, Matriona. Wir müssen doch alle mal sterben.“

Matriona wollte sich so recht ausschelten. Aber da blickte sie den Fremdling an und verstummte. Der Fremdling sitzt da und rührt sich nicht, so wie er sich vorhin auf den Rand der Bank gesetzt hat. Die Hände hat er auf den Knien gefaltet, den Kopf auf die Brust geneigt, die Augen öffnet er nicht, und er runzelt die Stirn, als bedrücke ihn etwas. Matriona blieb stumm, und Semion spricht:

„Matriona, ist denn Gott gar nicht in dir?“

Wie Matriona dies Wort hörte, blickte sie noch einmal den Fremdling an, und plötzlich schwand ihr Zorn. Sie ging von der Tür fort, trat in die Ofenecke und holte das Essen. Sie stellte einen Napf auf den Tisch, goß Kwas ein, legte das letzte Stück Brot daneben. Ein Messer brachte sie und zwei Löffel.

„Also eßt nun“, spricht sie.

Semion rief den Fremdling herbei.

„Komm näher, Bursche“, sagt er.

Semion schnitt Brot, brockte ein, und sie begannen zu essen. Matriona setzte sich an die Ecke des Tisches, stützte den Kopf auf die Hand und schaute den Fremdling an.

Matriona fühlte Mitleid mit dem Fremdling, und er ward ihr lieb. Plötzlich wurde des Fremdlings Gesicht heiter, seine Stim glättete sich, er richtete seinen Blick auf Matriona und lächelte.

So aßen sie zur Nacht; dann räumte das Weib ab und begann, den Fremdling auszufragen:

„Woher bist du?“

„Ich bin nicht von hier.“

„Ja, wie bist du denn auf unsre Straße geraten?“

„Das darf ich nicht sagen.“

„Wer hat dich denn so ausgeraubt?“

„Mich hat Gott gestraft.“

„So nackt lagst du also da?“

„So nackt lag ich da und war nahe am Erfrieren. Da sah mich Semion, hatte Erbarmen mit mir, tat seinen Kaftan ab, zog ihn mir an und hieß mich hierher mitkommen. Und hier hast du mir zu essen und zu trinken gegeben und hast Erbarmen mit mir gehabt. Der Herr wird euch behüten!“

Da stand Matriona auf, nahm vom Fenster Semions altes Hemd, das sie vorher geflickt hatte, und gab es dem Fremdling. Auch Hosen gab sie ihm noch.

„Hier, nimm. Ich sehe, du hast ja nicht einmal ein Hemd an. Zieh an, dann leg' dich hin, wo es dir gefällt; auf den Schlafboden oder auf den Ofen.“

Der Fremdling zog den Kaftan ab, das Hemd an und legte sich auf den Schlafboden. Matriona löschte das Licht, nahm den Kaftan und kroch zu ihrem Manne.

Matriona deckte sich mit einem Ende des Kaftans zu; dann lag sie da und konnte nicht einschlafen: der Fremdling ging ihr nicht aus dem Sinn.

Wenn sie daran dachte, daß er das letzte Stück Brot verzehrt hatte, daß für morgen kein Brot mehr da war, wenn sie daran dachte, daß sie Hemd und Hosen hingegeben, ward ihr trübe zumute; wenn sie aber an sein Lächeln dachte, freute sich ihr Herz.

Lange konnte Matriona nicht einschlafen. Da hört sie, daß auch Semion nicht schläft; er zieht den Kaftan mehr an sich.

„Semion!“

„Was?“

„Ihr habt das letzte Brot gegessen, und ich habe noch kein neues gemacht. Ich weiß nicht, was morgen werden soll. Ich muß wohl Gvatterin Malanja bitten.“

„Wenn wir noch leben, werden wir auch schon satt werden.“

Die Frau lag eine Weile und schwieg.

„Er scheint doch ein guter Mensch zu sein. Nur – weshalb sagt er denn gar nichts über sich?“

„Er darf doch wohl nicht.“

„Siom!“

„Was?“

„Wir geben andern; warum gibt uns eigentlich niemand?“

Semion wußte nichts darauf zu erwidern. So sagte er nur: „Hör' auf mit dem Gerede“, drehte sich um und schlief ein.

5. I

Als Semion am nächsten Morgen erwachte, schliefen die Kinder noch; die Frau war zum Nachbar gegangen, um Brot zu borgen. Nur der Fremdling von gestern saß in der alten Hose und dem Hemd auf der Bank und schaute nach oben. Sein Gesicht war lichter als gestern.

Da sagte Semion:

„Nun, lieber Mensch, dein Bauch verlangt nach Brot und dein nackter Leib nach Kleidung. Nähren muß man sich schon irgendwie. Was verstehst du zu arbeiten?“

„Ich verstehe gar nichts.“

Da wunderte sich Semion und sprach:

„Wenn du nur Lust hast. Der Mensch lernt alles.“

„Andre Leute arbeiten, also werde ich auch arbeiten.“

„Wie heißt du?“

„Michail.“

„Also, Michajla, über dich willst du uns nichts sagen, das ist deine Sache. Aber ernähren mußst du dich irgendwie. Wenn du arbeiten willst, was ich dir sage, so werde ich dir zu essen geben.“

„Behüte dich der Herr! Ich werde lernen. Zeige mir, was ich tun soll.“

Semion nahm einen Pechdraht, legte ihn um die Finger und machte einen Knoten.

„Die Sache ist nicht weiter schwer, sieh nur her ...“

Michajla schaute zu, legte den Draht ebenso um die Finger, nahm ihn herum und machte einen Knoten.

Dann zeigte ihm Semion, wie man zwei Drähte verbindet. Michajla verstand es sofort. Der Meister zeigte, wie man Borsten einzieht und wie man steppt; auch das alles verstand Michajla sofort.

Jede Arbeit, die Semion ihm zeigte, verstand er sofort, und vom dritten Tage an begann er zu arbeiten, als hätte er sein Leben lang geschustert. Er arbeitete ohne aufzusehen und aß nur wenig. War keine Arbeit zu tun, so schwieg er und schaute immer nach oben. Er ging nie auf die Straße, sprach kein überflüssiges Wort, scherzte und lachte nicht.

Nur dieses eine Mal hatte man ihn lächeln gesehen – am ersten Abend, als die Frau ihm zu essen brachte.

6. I

Tag reihte sich an Tag, Woche an Woche, und so rundete sich ein Jahr. Michajla lebte wie vorher bei Semion und arbeitete. Und von Semions Gesellen ging der Ruf, daß niemand so saubere und dauer-

hafte Stiefel machte wie er. Aus dem ganzen Umkreis kamen die Leute zu Semion nach Stiefeln, und Semions Wohlstand mehrte sich.

Einmal im Winter saßen Semion und Michajla bei ihrer Arbeit, da nähert sich dem Hause ein dreispänniges Fuhrwerk mit Schellengeläut. Sie schauten zum Fenster hinaus: der Wagen hielt vor dem Hause, ein Bedienter sprang vom Bock und öffnete den Schlag. Ein vornehmer Herr in einem Pelz steigt aus dem Wagen. Er stieg aus, ging auf Semions Haus zu, stieg die Vortreppe hinan. Matriona stürzte hinaus, riß die Tür weit auf. Der Herr bückte sich, trat in die Stube, richtete sich auf und stieß beinahe mit dem Kopf an die Decke; eine ganze Ecke nahm er für sich ein.

Semion stand auf, verbeugte sich und staunte den Herrn an. Noch nie hatte er einen solchen Menschen gesehen. Semion selbst ist mager, auch Michajla ist mager, und Matriona ist schon ganz wie ein dünner Span – und das ist ein Mensch wie aus einer andern Welt. Sein Gesicht ist rot und gedunsen, einen Hals hat er wie ein Stier; wie aus Eisen gegossen ist der ganze Mensch.

Der Herr verschnaupte sich, legte den Pelz ab, setzte sich auf die Bank und sagte:

„Wer ist hier der Schustermeister?“

Semion trat vor und sprach:

„Ich, Euer Würden.“

Der Herr schrie seinem Diener zu:

„He, Fedka, gib mal das Leder her!“

Der Diener eilte herbei und brachte ein Bündel. Der Herr nahm das Bündel und legte es auf den Tisch.

„Mach' auf“, sagte er. Der Diener machte auf.

Der Herr wies mit dem Finger auf sein Leder und sagte zu Semion:

„Also, nun pass' auf, Schuster. Siehst du das Leder da?“

„Ich sehe es, Euer Wohlgeboren.“

„Und begreifst du, was für Material das ist?“

Semion betastete das Leder und sagte dann:

„Das Leder ist gut.“

„Gut! Das will ich meinen. Du Narr, du hast noch nie solch Material gesehen. Das ist ausländische Ware, zwanzig Rubel habe ich dafür gegeben.“

Semion ward ängstlich und sprach:

„Wo soll unsereins so etwas sehen!“

„Nun ja! Kannst du mir aus diesem Leder nach Maß für meinen Fuß Stiefel machen?“

„Das kann ich, Euer Würden.“

Da schrie ihn der Herr an:

„Das kannst du? Begreife aber, für wen du arbeitest, was das für Leder ist! Du sollst mir Stiefel machen, die ein ganzes Jahr halten, ohne schief zu werden und ohne zu reißen! Kannst du das – so über-
nimm die Arbeit und schneide das Leder zu; kannst du es aber nicht, so laß die Hände davon und verschneide mir nicht mein Leder. Ich sage dir aber zuvor: wenn die Stiefel reißen oder schief werden, ehe ein Jahr um ist, dann bringe ich dich in den Kerker. Werden sie ein ganzes Jahr lang nicht schief und reißen nicht, dann zahle ich dir zehn Rubel für deine Arbeit.“

Semion ward ganz ängstlich und wußte nicht, was er sagen sollte. Er blickte sich nach Michajla um.

Er stößt ihn mit dem Ellbogen an und flüstert:

„Soll ich's annehmen, ja?“

Michajla nickte nur. „Nimm die Arbeit“, hieß das.

Semion gehorchte Michajla und übernahm es, Stiefel zu machen, die ein ganzes Jahr nicht schief werden und nicht reißen würden.

Der Herr rief nach seinem Diener, befahl, ihm den Stiefel vom linken Fuß abzuziehen, und streckte sein Bein aus.

„Nimm Maß!“

Semion heftete einen Papierstreifen, zehn Werschok lang, zusammen, strich ihn glatt, ließ sich auf die Knie nieder, wischte die Hand schön an der Schürze ab, um den Strumpf des Herrn nicht zu beschmutzen, und begann Maß zu nehmen. Er maß die Sohle, maß den Spann; dann maß er die Wade, aber sein Papier reichte nicht aus. Dieses Ungetüm von Bein war an der Wade dick wie ein Balken.

„Hab' acht, mach' den Schaft nicht zu eng!“

Semion heftete noch etwas an seinen Streifen an. Der Herr sitzt da, bewegt die Zehen im Strumpf, betrachtet die Leute in der Stube. Da erblickt er Michajla.

„Wen hast du denn da?“ fragt er.

„Das ist ja mein Geselle, der deine Stiefel nähen wird.“

„Hab' acht“, spricht der Herr zu Michajla. „Vergiß nicht, arbeite so, daß sie ein ganzes Jahr halten.“

Da sah sich auch Semion nach Michajla um: der schaut den Herrn gar nicht an, sondern starrt in die Ecke hinter dem Herrn, als sähe er da jemanden aufmerksam an. Michajla schaute und schaute – plötzlich lächelte er, und sein Gesicht ward ganz licht.

„Was grinsest du, dummer Kerl? Nimm dich lieber zusammen, daß die Stiefel auch zur rechten Zeit fertig werden!“

Michajla sprach:

„Genau zur rechten Zeit werden sie fertig sein, wenn sie gebraucht werden.“

„Nun also!“

Der Herr zog seinen Stiefel wieder an, nahm den Pelz um, hüllte sich fest ein und schritt zur Tür. Er vergaß aber, sich zu bücken und stieß mit dem Kopf an den Querbalken.

Da schimpfte der Herr, rieb sich den Kopf, setzte sich in sein Fuhrwerk und fuhr davon.

Als der Herr fort war, sagte Semion:

„Der ist aber wie von Kieselstein. So einen schlägt man mit einer Ramme nicht tot. Den Querbalken hat er mit seinem Schädel beinahe ausgestoßen, und ihm macht es nichts!“

Aber Matriona meinte:

„So wie die leben – da soll man nicht dick werden! So einen Bolzen kann ja der Tod nicht mal holen.“

7. |

Und Semion sprach zu Michajla:

„Genommen haben wir ja nun die Arbeit. Aber wenn sie uns nur kein Unheil bringt! Das Leder ist teuer und der Herr grimmig! Wenn wir es nur nicht falsch machen! Nu also, mach' du dich daran, deine Augen sind schärfer, du bist auch gewandter mit den Händen als ich. Hier ist das Maß. Schneide das Leder zu, ich werde indes die Vorschuhe hier fertigmachen.“

Michajla gehorchte, nahm das Leder des Herrn, breitete es auf dem Tisch aus, legte es doppelt zusammen, nahm das Messer und fing an zuzuschneiden.

Matriona trat hinzu, sah, wie Michajla zuschnitt und wunderte sich, was er da tat. Matriona verstand auch einiges von der Schuste-

rei; so schaut sie zu und sieht, daß Michajla das Leder nicht für Schaffstiefel zuschneidet, sondern nur Schuhe macht.

Sie wollte etwas sagen, aber dann dachte sie bei sich: „Ich verstehe das doch wohl nicht richtig, wie die Stiefel für den Herrn gemacht werden müssen. Michajla weiß gewiß besser Bescheid, ich will mich lieber nicht einmischen.“

Michajla schnitt das Paar zu, dann nahm er einen Draht und begann zu nähen, aber nicht doppelt, wie man Stiefel näht, sondern einfach, wie man Schuhe macht.

Matriona wunderte sich wieder, wollte sich aber immer noch nicht einmischen. Michajla arbeitete weiter. Als man zu Mittag essen wollte, stand Semion auf und schaute hin – da hatte Michajla aus dem guten Leder Schuhe genäht.

Semion war entsetzt. „Wie ist das nur möglich? Michajla ist ein ganzes Jahr bei mir, hat nie einen Fehler gemacht, und jetzt hat er solches Unheil angerichtet! Der Herr hat Randstiefel mit Schäften bestellt, und er hat Schuhe ohne Sohlen gemacht und das ganze Leder unnütz verschnitten. Wie soll ich mich jetzt nur mit dem Herrn auseinandersetzen? Solches Leder ist ja gar nicht wieder aufzutreiben!“

Und er sagte zu Michajla:

„Was hast du da nur angerichtet, lieber Mensch? Du hast mich ja zugrunde gerichtet! Der Herr hat doch Stiefel bestellt! Und was hast du da gemacht?“

Kaum hatte er angefangen, Michajla solche Vorwürfe zu machen – bums, da klopft jemand mit dem Türing. Sie schauten zum Fenster hinaus: ein Reiter ist da und bindet gerade sein Pferd an. Sie öffneten: da trat wieder der Diener des gnädigen Herrn ein.

„Guten Tag!“

„Guten Tag! Was willst du?“

„Die gnädige Frau hat mich geschickt, wegen der Stiefel.“

„Wieso, wegen der Stiefel?“

„Nun ja, wegen der Stiefel! Der gnädige Herr braucht keine Stiefel mehr. Der Herr läßt allen langes Leben wünschen!“

„Was sagst du da?“

„Er ist von euch nicht mehr bis nach Hause gekommen. Noch unterwegs ist er gestorben. Der Wagen fuhr bei unserm Hause vor, die Leute kamen, ihm beim Aussteigen zu helfen, aber er war wie

ein Sack zusammengesunken und schon ganz starr. Tot lag er da. Mit großer Mühe haben wir ihn aus dem Wagen herausgeholt. Jetzt schickt mich die gnädige Frau. Sie hat befohlen: ‚Sag‘ dem Schuster: bei ihm sei ein Herr gewesen, der Stiefel bestellt und Leder dazu gegeben hat – sage ihm also, die Stiefel seien nicht mehr nötig, er solle möglichst rasch Totenschuhe aus dem Leder machen! Warte, bis sie fertig sind und bring‘ sie gleich mit.‘ Deshalb bin ich also hier.“

Da nahm Michajla die Lederreste vom Tisch, rollte sie rund zusammen, nahm die fertigen Totenschuhe, schlug sie aneinander, wischte sie an der Schürze ab und gab sie dem Diener. Der Diener nahm die Schuhe.

„Lebt wohl, allesamt! Guten Tag!“

8. I

Es verging noch ein Jahr und noch eins, und so lebte Michajla schon das sechste Jahr bei Semion. Er lebte wie früher. Nie ging er aus, sprach kein überflüssiges Wort, und in der ganzen Zeit hatte er nur zweimal gelächelt: das erstemal, als die Frau ihm zu essen brachte, das zweitemal über den gnädigen Herrn. Semion konnte sich gar nicht genug freuen über seinen Gesellen. Und er befragte ihn nicht mehr, woher er sei; nur die eine Sorge hatte er, Michajla könne ihn verlassen.

So sitzen sie einmal alle daheim. Die Hausfrau stellt ihre Töpfe in den Ofen, die Kinder klettern auf den Bänken umher und schauen zu den Fenstern hinaus. Semion steppt an einem Fenster, Michajla macht am andern einen Absatz.

Da kommt ein Knabe auf der Bank zu Michajla gelaufen, stützt sich auf seine Schulter und schaut zum Fenster hinaus.

„Onkel Michajla, sieh mal, die Kaufmannsfrau mit den kleinen Mädchen scheint zu uns zu kommen. Und das eine kleine Mädchen lahmt.“

Kaum hatte der Knabe das gesagt, da legte Michajla seine Arbeit beiseite, wandte sich zum Fenster und blickte auf die Straße hinaus.

Da wunderte sich Semion. Sonst schaute Michajla nie auf die Straße hinaus, jetzt aber preßt er das Gesicht ans Fenster und be-

trachtet etwas. Auch Semion sah nun hinaus. Und er sieht, es kommt wirklich eine sauber gekleidete Frau auf seinen Hof zu und führt zwei kleine Mädchen in Pelzen, mit gewirkten Kopftüchern, an den Händchen. Die Mädchen sind sich so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden kann. Nur hat das eine einen schlechten linken Fuß: die Kleine humpelt beim Gehen.

Die Frau betrat die Vortreppe, den Flur, tastete nach der Tür, zog an der Klinke und öffnete. Sie ließ die beiden kleinen Mädchen vorgehen und trat dann auch in die Stube.

„Guten Tag, liebe Leute!“

„Willkommen! Was ist gefällig?“

Die Frau setzte sich an den Tisch; die kleinen Mädchen schmiegen sich an ihre Knie – sie hatten wohl Angst vor den fremden Menschen.

„Ich möchte für die Kleinen Lederschuhe zum Frühjahr gemacht haben.“

„Nun gut, das können wir machen. Wir haben zwar noch nie solche kleinen Schuhe gemacht, aber das läßt sich alles machen. Wir können Randschuhe machen oder umgewandte auf Leinwand. Hier, mein Michajla ist Meister in jeder Arbeit.“

Semion blickte Michajla an und sah, daß er seine Arbeit beiseitegelegt hat, dasitzt und kein Auge von den kleinen Mädchen verwendet.

Semion wunderte sich wieder über Michajla. Es ist wahr, die Mädchen sind hübsch: schwarzäugig, rundlich, rotbäckig, und sie tragen schöne Pelze und Tücher; aber Semion versteht trotzdem nicht, weshalb er sie so scharf ansieht, als kenne er sie.

Semion wunderte sich also, und redete und handelte dann mit der Frau. Als er mit ihr einig war, faltete er einen Maßstreifen. Die Frau nahm das lahme Mädchen auf den Schoß und sagte:

„Hier, von dieser nimm zwei Maße; für den schlechten Fuß mach' einen Schuh, für den guten drei. Die Kleinen haben genau gleiche Füße; sie sind Zwillinge.“

Semion nahm Maß und fragte dann, auf das lahme Kindweisend:

„Wie ist denn das mit ihr gekommen? Solch hübsches Mädchel! Hat sie das von Geburt an, wie?“

„Nein, ihre Mutter hat sie gequetscht.“

Matriona mischte sich ins Gespräch: sie wollte gern wissen, wer die Frau sei, wem die Kinder gehörten.

„Bist du denn nicht die Mutter?“

„Nein, gute Frau, ich bin nicht ihre Mutter und nicht einmal eine Verwandte. Es sind ganz fremde Kinder – ich habe sie angenommen.“

„Nicht deine Kinder? Und doch hast du sie so lieb!“

„Wie sollte ich sie nicht liebhaben! Habe ich sie doch beide an meiner Brust genährt. Ich hatte ein eigenes Kind, aber das hat Gott Zu sich genommen. Das habe ich nicht so liebgehabt, wie ich diese beiden liebhave.“

„Wessen Kinder sind es denn aber?“

9. |

Die Frau wurde gesprächig und erzählte:

„Etwa sechs Jahre ist es her, daß das geschah. In einer Woche wurden die Kinder zu Waisen. Den Vater begrub man am Dienstag, und die Mutter starb am Freitag. Drei Tage nach ihres Vaters Tode kamen die armen Waisen zur Welt, und ihre Mutter lebte keinen Tag mehr. Ich lebte damals mit meinem Mann im Dorfe, wir waren Bauern. Diese Leute waren unsre Nachbarn, wir wohnten Hof an Hof. Der Vater lebte für sich, er arbeitete im Walde. Da fiel ein Baum auf ihn und traf ihn quer über den Leib, so daß alle Eingeweide heraustraten. Man brachte ihn gerade noch nach Hause, da gab er auch seinen Geist auf. Sein Weib gebar in derselben Woche Zwillinge, hier diese beiden Mädchen. Armut, Einsamkeit – die Frau war ganz allein – keine Alte, kein Mädchen hatte sie bei sich. Allein hatte sie geboren, allein ist sie auch gestorben.“

Ich kam am nächsten Morgen, die Nachbarin zu besuchen; ich trete in die Stube, und da liegt sie da, die arme Frau, und ist schon erstarrt. Und als sie starb, hat sie sich über die Kleine gewälzt, hat sie gequetscht und ihr das Füßchen verrenkt. Dann kamen Leute, man wusch die Tote, kleidete sie an, machte einen Sarg, beerdigte sie. Das alles taten gute Leute. Die Kinder blieben also allein zurück. Wo sollte man hin mit ihnen? Ich war die einzige Frau, die gerade einen Säugling hatte. Meinen ersten Knaben nährte ich die achte Woche. So nahm ich die beiden Mädchen vorläufig zu mir. Die

Bauern versammelten sich, überlegten hin und her, was man mit ihnen anfangen sollte, und sagten schließlich zu mir: ‚Behalte du, Marja, die Mädchen vorläufig bei dir; wir werden mit der Zeit schon etwas für sie finden.‘ Ich hatte das gesunde Kind einmal an die Brust genommen, das kranke aber nährte ich gar nicht; ich glaubte nicht, daß es am Leben bleiben würde. Aber dann dachte ich: ‚Weshalb soll die Engelsseele umkommen.‘ Ich hatte auch mit ihr Erbarmen und nährte sie gleichfalls. So habe ich also drei Kinder genährt: meinen eigenen Knaben und die Zwillinge. Ich war jung und stark und hatte gute Nahrung. Milch hatte ich als Gottes Geschenk reichlich in meinen Brüsten, manchmal im Überfluß. Ich stillte immer zwei gleichzeitig, das dritte mußte warten. War eines gesättigt, so nahm ich das dritte an die Brust. Und Gott fügte es so, daß ich diese beiden großzog, aber mein eigenes Kind im zweiten Jahre begraben mußte. Mehr Kinder hat Gott mir nicht gegeben. Wir sind zu Wohlstand gekommen, jetzt leben wir hier in der Mühle, beim Kaufmann. Hohes Gehalt, angenehmes Leben. Eigene Kinder haben wir nun einmal nicht. Wie sollte ich so einsam leben, wenn ich nicht die beiden Mädels hätte! Wie sollte ich sie nicht lieben! Sie allein sind ja für mich das Wachs in der Kerze meines Lebens!“

Mit einer Hand drückte die Frau das lahrende Mädchen an sich, mit der andern wischte sie sich die Tränen von den Wangen.

Da seufzte Matriona und sagte:

„Das Sprichwort spricht anscheinend die Wahrheit – ohne Vater und Mutter kommt man durchs Leben, aber nicht ohne Gott.“

So sprachen sie miteinander, und plötzlich ging es wie ein Wetterleuchten durch die ganze Stube von der Ecke her, wo Michajla saß. Sie blickten sich alle nach ihm um, da sahen sie: Michajla sitzt da, die Hände auf den Knien gefaltet, schaut nach oben und lächelt.

10. I

Die Frau mit den kleinen Mädchen war gegangen, da erhob sich auch Michajla von der Bank, legte seine Arbeit hin, nahm die Schürze ab, verneigte sich vor Semion und Matriona und sagte:

„Verzeihet mir beide. Gott hat mir verziehen. Verzeihet auch ihr mir.“

Und sie sahen, daß ein Lichtschein ausging von Michajla. Semion stand auf, verneigte sich vor Michajla und sagte zu ihm:

„Ich sehe, Michajla, daß du kein gewöhnlicher Mensch bist. Ich darf dich nicht halten, und ich darf dich auch nicht ausfragen. Sage mir nur das eine: weshalb warst du so finster, als ich dich fand und ins Haus brachte; aber als mein Weib dir zu essen gab, da lächeltest du sie an und wurdest lichter seither? Dann, als jener Herr die Stiefel bestellte, da lächeltest du zum zweiten Male und wurdest seither noch lichter? Und jetzt, als diese Frau ihre Mädchen brachte, da lächeltest du zum drittenmal und bist nun ganz licht geworden. Sage mir, Michajla, weshalb geht dieses Licht aus von dir, und weshalb hast du dreimal gelächelt?“

Da antwortete Michajla:

„Deshalb geht Licht aus von mir, weil ich Strafe gelitten habe, aber jetzt hat mir Gott verziehen. Dreimal habe ich gelächelt, weil ich drei Worte Gottes begreifen mußte. Und ich habe Gottes Worte begriffen. Das eine Wort habe ich begriffen, als deine Frau sich meiner erbarmte; da lächelte ich zum erstenmal. Das zweite Wort begriff ich, als der reiche Mann seine Stiefel bestellte; da lächelte ich zum zweitenmal. Und jetzt, als ich die kleinen Mädchen erblickte, begriff ich das letzte, das dritte Wort, und ich lächelte zum drittenmal.“

Semion sagte:

„Sage mir, Michajla, weshalb hat Gott dich gestraft, und welches sind jene Worte Gottes, damit auch ich sie weiß.“

Da antwortete Michajla:

„Gott hat mich gestraft, weil ich ungehorsam gewesen bin gegen Ihn. Ich war ein Engel im Himmel, und ich war ungehorsam gegen Gott.

Ich war ein Engel im Himmel, und der Herr sandte mich, einer Frau die Seele zu nehmen. Ich flog zur Erde hinab, da sehe ich eine Frau liegen – sie ist krank, hat eben Zwillinge geboren, zwei Mädchen. Die Kinder regen sich neben der Mutter, aber die Mutter ist zu schwach, sie an die Brust zu legen. Als die Frau mich erblickte, verstand sie, daß Gott mich nach ihrer Seele gesandt hatte. Sie brach in Tränen aus und sagte: ‚Engel Gottes, eben erst hat man meinen Mann begraben, ein Baum im Walde erschlug ihn. Ich habe nicht Schwester, nicht Tante, nicht Großmutter; niemand ist da, der meine Waisen aufziehen könnte. Nimm mir nicht meine arme Seele, erlau-

be mir, meine Kinder selbst zu tränken, zu nähren, sie großzuziehen! Ohne Vater und ohne Mutter können Kinder doch nicht durchs Leben kommen!' Und ich hörte auf die Mutter; ich legte ihr das eine Mädchen an die Brust, das andre in ihre Arme, und schwang mich wieder empor zum Himmel, zum Herrn. Ich flog zum Herrn und sagte: ‚Ich konnte nicht der jungen Mutter die Seele nehmen. Den Vater hat ein Baum erschlagen, die Mutter hat Zwillinge geboren, und sie fleht, ihr nicht die Seele zu nehmen; sie spricht: Erlaube mir, meine Kinder zu tränken, zu nähren, großzuziehen. Ohne Vater und Mutter können Kinder doch nicht durchs Leben kommen. – So habe ich der Mutter nicht die Seele genommen.‘ Da sprach der Herr: ‚Gehe hin, nimm der Mutter die Seele. Und du wirst drei Worte begreifen: du wirst begreifen, was in den Menschen ist, und was den Menschen nicht gegeben ist, und wovon die Menschen leben. Wenn du das begriffen hast, darfst du in den Himmel zurückkehren!‘ Da flog ich zurück auf die Erde und nahm der Mutter die Seele.

Die Neugeborenen ließen die Brüste fahren. Der tote Leib wälzte sich über das Bett, quetschte das eine Kind und verrenkte ihm das Füßchen. Ich schwang mich empor über dem Dorfe, um die Seele zu Gott zu bringen, da faßte mich ein Wind, meine Flügel hingen schlaff hernieder, fielen ab, und die Seele ging allein zu Gott. Ich aber fiel am Wege auf die Erde.“

11.

Da verstanden Semion und Matriona, wen sie gekleidet und genährt hatten, wer bei ihnen gewohnt hatte; und sie brachen in Tränen aus vor Angst und vor Freude. Und der Engel sprach weiter:

„Ich war nackt und allein auf dem Felde. Bisher hatte ich menschliche Not nicht gekannt, hatte nichts von Kälte noch Hunger gewußt; jetzt war ich plötzlich ein Mensch geworden. Mich hungerte, und ich froh; ich wußte nicht, was ich tun sollte. Da sah ich auf dem Felde eine Gott zu Ehren erbaute Kapelle. Ich ging zu der Kapelle und wollte mich in ihr bergen. Aber die Kapelle war verschlossen, und ich konnte nicht hinein. Da setzte ich mich hinter die Kapelle, um vor dem Winde geschützt zu sein. Es war Abend geworden, ich war hungrig und vor Kälte erstarrt und ganz elend. Plötzlich höre ich, daß ein Mensch des Weges kommt; er trägt Stiefel in

der Hand und spricht mit sich selbst. So sah ich zum erstenmal ein sterbliches, menschliches Angesicht, seit ich selbst Mensch geworden war. Dieses Gesicht flößte mir Schrecken ein, und ich wandte mich ab. Und da höre ich, wie dieser Mensch mit sich selbst davon redet, wie er seinen Körper im Winter vor der Kälte bewahren will, wie er Weib und Kinder ernähren wird. Ich sagte mir: ‚Ich komme um vor Kälte und Hunger, aber da geht ein Mensch und denkt nur daran, wie er sich und sein Weib mit einem Pelz zudecken und mit Brot ernähren kann. Der wird mir sicher nicht helfen.‘ Da bemerkte mich der Mensch; er machte ein finsternes Gesicht und flößte mir jetzt noch mehr Angst ein; dann ging er vorüber. Ich aber verzweifelte. Plötzlich höre ich, daß der Mensch zurückkommt. Ich schaute auf und erkannte in ihm nicht den Menschen von vorhin. Vorhin stand der Tod in seinem Gesicht geschrieben; jetzt aber war er plötzlich lebendig, und in seinem Antlitz erkannte ich Gott. Er kam zu mir, kleidete mich, nahm mich mit und brachte mich in sein Haus. Als ich in sein Haus kam, trat uns eine Frau entgegen und redete. Die Frau war noch schrecklicher als der Mann. Der Hauch des Todes ging von ihrem Munde aus, und ich konnte nicht atmen vor diesem Todesgestank. Sie wollte mich hinausjagen in die Kälte, und ich wußte, daß sie sterben mußte, wenn sie das täte. Plötzlich erinnerte ihr Mann sie an Gott. Da veränderte sich die Frau plötzlich. Und als sie uns zu essen gab und mich anschaute, sah auch ich sie an. In ihr war nicht mehr der Tod, sondern sie war lebendig, und auch in ihr erkannte ich Gott.

Da erinnerte ich mich an das erste Wort Gottes: ‚Du wirst erfahren, was in den Menschen ist.‘ Und ich begriff, daß in den Menschen die Liebe ist. Und ich freute mich darüber, daß Gott schon angefangen hatte, mir das zu enthüllen, was er versprochen, und ich lächelte zum erstenmal. Aber alles konnte ich doch noch nicht begreifen. Ich konnte noch nicht verstehen, was den Menschen nicht gegeben ist und wovon die Menschen leben.

So lebte ich denn bei euch und verbrachte ein Jahr. Da kam ein Mensch und bestellte sich Stiefel, die ein Jahr lang halten sollten, ohne zu reißen und schief zu werden. Ich blickte ihn an und sah plötzlich hinter seinen Schultern meinen Gefährten, den Todesengel. Niemand außer mir sah diesen Engel; aber ich kannte ihn und wußte, daß er noch vor Sonnenuntergang die Seele des reichen

Mannes nehmen würde. Und ich sagte mir: ‚Für ein Jahr versorgt sich der Mensch, aber er weiß nicht, daß er nicht mehr bis zum Abend zu leben hat!‘ Da erinnerte ich mich an das andre Wort Gottes: ‚Du wirst begreifen, was den Menschen nicht gegeben ist.‘

Was in den Menschen ist, wußte ich schon. Jetzt aber wußte ich auch, was den Menschen nicht gegeben ist. Es ist den Menschen nicht gegeben, zu wissen, wessen sie bedürfen für ihren Leib. Da lächelte ich zum zweitenmal. Ich freute mich darüber, daß ich meinen Mitengel gesehen hatte, und darüber, daß Gott mir sein zweites Wort enthüllt hatte.

Aber alles konnte ich doch noch nicht begreifen. Ich konnte noch nicht verstehen, wovon die Menschen leben. So lebte ich denn und wartete, wann Gott mir sein letztes Wort offenbaren würde. Und im sechsten Jahre kam die Frau mit den Zwillingen; ich erkannte die Mädchen und erfuhr, auf welche Weise sie am Leben geblieben waren. Ich erfuhr es und sagte mir: ‚Die Mutter hat mich um Gnade gebeten um der Kinder willen, und ich hatte der Mutter geglaubt, hatte gemeint, ohne Vater und Mutter könnten Kinder nicht durchs Leben kommen; aber eine fremde Frau hat die Kinder genährt und großgezogen.‘ Als die Frau so gerührt war über die fremden Kinder und in Tränen ausbrach, da sah ich den lebendigen Gott in ihr und verstand, wovon die Menschen leben. Und ich erkannte, daß Gott mir sein letztes Wort enthüllt und mir verziehen hatte. Da lächelte ich zum drittenmal.“

12. I

Und die Hüllen fielen ab vom Leibe des Engels, und er war ganz in Licht gekleidet, so daß das Auge ihn nicht anschauen konnte. Er sprach lauter, als käme die Stimme nicht aus ihm, sondern vom Himmel her. Es sagte der Engel:

„Ich erkannte, daß ein jeder Mensch lebt nicht von der Sorge um sich, sondern von der Liebe.

Es war der Mutter nicht gegeben, zu wissen, wes ihre Kinder zum Leben bedurften. Es war dem reichen Manne nicht gegeben, zu wissen, wes er selbst bedurfte. Und es ist keinem einzigen Menschen gegeben, zu wissen, ob er zum Abend Stiefel braucht als Lebender oder Leichenschuhe als Toter.

Ich blieb am Leben, als ich Mensch war, nicht dadurch, daß ich für mich selbst sorgte, sondern weil Liebe war in dem Manne, den ich traf, und in seiner Frau, weil sie sich meiner erbarmten und mich liebgewannen. Die Waisen blieben am Leben, nicht weil man für sie sorgte, sondern weil Liebe war im Herzen der fremden Frau, die sich ihrer erbarmte und sie lieb gewann. Und alle Menschen leben nicht davon, daß sie selbst für sich sorgen, sondern davon, daß die Liebe in den Menschen ist.

Ich wußte schon vorher, daß Gott den Menschen das Leben gegeben hat und will, daß sie leben. Jetzt verstand ich noch etwas andres.

Ich begriff, daß Gott nicht wollte, daß die Menschen jeder für sich leben; deshalb hat er ihnen nicht enthüllt, was jeder für sich bedarf; sondern er wollte, daß sie in Eintracht und beieinander leben, und deshalb hat er ihnen das enthüllt, was sie für sich und für alle andern bedürfen.

Jetzt begriff ich, daß es den Menschen nur so scheint, als lebten sie von der Sorge um sich selbst. Aber sie leben nur von der Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott ist in ihm, denn Gott ist die Liebe.“

Und der Engel sang das Lob Gottes, und von seiner Stimme erdröhnte das Haus. Und die Decke öffnete sich, und eine Feuersäule stand da, von der Erde bis zum Himmel. Und Semion, sein Weib und seine Kinder sanken zur Erde. Und Flügel entfalteten sich auf dem Rücken des Engels, und er schwang sich auf gen Himmel.

Als Semion zu sich kam, stand das Haus wieder da wie zuvor, und in der Stube war niemand außer den Seinigen.

Lösche das Feuer, solange es glimmt

Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist es genug siebenmal? Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.

Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte.

Und als er anfang zu rechnen, kam ihm einer vor, der war ihm zehntausend Pfund schuldig.

Da er es nun nicht hatte, zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn, und sein Weib, und seine Kinder, und alles, was er hatte, und bezahlen.

Da fiel der Knecht nieder und betete ihn an und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.

Da jammerte den Herrn desselben Knechts, und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch.

Da ging derselbe Knecht hinaus, und fand einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Groschen schuldig; und er griff ihn an und würgte ihn und sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist.

Da fiel sein Mitknecht nieder, und bat ihn, und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.

Er wollte aber nicht; sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis daß er bezahlte, was er schuldig war.

Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt, und kamen und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben hatte.

Da forderte ihn sein Herr vor sich und sprach zu ihm: Du Schalksknecht, all diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest. Solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, weil ich mich über dich erbarmet habe?

Und sein Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlte alles, was er ihm schuldig war.

Also wird euch mein himmlischer Vater auch tun, so ihr nicht vergebet von euren Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

Matthäus-Evangelium XVIII, 21–35.

IM Dorfe wohnte der Bauer Iwan Stscherbakow. Es ging ihm gut; er war bei voller Kraft, der tüchtigste Arbeiter im ganzen Dorfe. Drei gesunde Söhne standen ihm zur Seite; einer hatte schon eine Frau, der zweite war heiratsfähig, der dritte, noch halberwachsen, wußte mit den Pferden umzugehen und pflügte bereits. Iwans Alte war eine vernünftige und wirtschaftliche Frau; ruhig und fleißig war seine Schwiegertochter. Iwan konnte sehr behaglich leben mit seiner Familie. Nichtarbeitende Esser gab es nicht im Hause außer dem alten, kranken Vater – der lag schon das siebente Jahr mit Atemnot auf dem Ofen. Alles hatte Iwan reichlich – drei Pferde mit einem Füllen, eine Kuh mit ihrem Kalbe, fünfzehn Schafe. Die Weiber machten Schuhe und Kleider für die Männer und arbeiteten auf dem Felde; die Männer verrichteten ihre bäuerliche Arbeit. Das Korn reichte bei ihnen immer bis über die neue Ernte hinaus. Mit ihrem Hafer bezahlten sie Steuern und alles Notwendige. Iwan konnte sehr behaglich leben mit seinen Kindern. Aber Hof an Hof mit ihm lebte sein Nachbar, Gawrilo der Lahme, Gordej Iwanows Sohn. Und zwischen diesem und Iwan brach Feindschaft aus.

Solange der alte Gordej lebte und Iwans Vater noch mittat in der Wirtschaft, lebten die Bauern als gute Nachbarn. Brauchten mal die Weiber ein Sieb oder einen Kübel, fehlte den Männern eine Planke oder ein Rad, um rasch auszuwechseln, dann schickten sie ins Nebenhaus und halfen einander gut nachbarlich aus. Oder verlief sich mal ein Kalb auf die Tenne, dann jagten sie es eben weg und sagten nur: „Laßt euer Kalb nicht so herumlaufen, bei uns liegt noch alles vom Dreschen da.“ Aber es war nicht etwa Brauch bei ihnen, es zu verstecken und auf der Tenne einzusperren, oder gar Redereien gegeneinander zu machen.

So lebten sie damals, als die beiden Alten noch mitmachten. Aber als dann die Jungen wirtschafteten, wurde es anders.

Mit einer rechten Kleinigkeit fing alles an.

Eine Henne von Iwans Schwiegertochter hatte zeitig angefangen zu legen. Die junge Frau sammelte die Eier für die Osterwoche. Jeden Tag holte sie sich ihr Ei aus dem Kasten der Telege im Schuppen. Einmal hatten wohl die Kinder die Henne scheu gemacht: sie flog also über den Zaun zum Nachbar und legte dort ihr Ei. Die junge Frau hört die Henne gackern und denkt: Jetzt habe ich keine Zeit, ich muß erst in der Stube zu den Feiertagen Ordnung schaffen;

später werde ich mir mein Ei schon holen.' Am Abend geht sie in den Schuppen und schaut in den Kasten der Telege – kein Ei ist da! Sie fragt also die Schwiegermutter, den Schwager, ob die es vielleicht genommen haben. „Nein,“ antworten die, „wir haben es nicht genommen.“ Da sagt Taraska, der jüngste Schwager: „Deine Henne hat drüben beim Nachbar gelegt, da hat sie gegackert; von da ist sie auch wieder zurückgefliegen gekommen.“ Die junge Frau schaut sich ihre Henne an: die sitzt neben dem Hahn auf ihrer Stange, die Augen schon fast geschlossen, sie will gerade einschlafen. Am liebsten hätte sie ihre Henne gefragt, wo sie gelegt habe, – aber die kann ja doch nicht antworten. Also ging die Frau zu den Nachbarn. Die Alte tritt ihr da entgegen:

„Nun, junge Frau, was möchtest du?“

„Ach, Großmütterchen,“ sagt sie, „meine Henne ist heute zu euch hinübergefliegen. Hat sie etwa bei euch irgendwo ein Ei gelegt?“

„Ich habe nichts gesehen. Unsere eigenen legen ja schon lange, Gott sei's gedankt! Wir haben unsere eigenen Eier eingesammelt; fremde haben wir nicht nötig. Nein, Mädels, wir gehen nicht auf fremde Höfe nach Eiern.“

Die junge Frau ärgerte sich über diese Reden, sie sagte auch ein paar überflüssige Worte, die Nachbarin gab noch zwei drauf, – und schon fingen die Weiber an zu keifen. Gerade ging Iwans Frau mit Wasser vorüber und mischte sich auch gleich ein. Dann kam noch Gawrilos Weib gerannt, machte die Nachbarin herunter, schwatzte von längst vergangenen Dingen und brachte allerhand vor, was überhaupt nie gewesen war. So war der Krakehl fertig. Alle schreien sie durcheinander, jede bringt zwei Worte auf einmal heraus. Und schlimme Worte fallen. „Das bist du ... Und du bist das ... Und du bist eine Diebin ... Und du bist eine Schlampe ... Und du läßt deinen alten Schwiegervater Hungers sterben ... Und du bist liederlich ...“

„Du ... du Bettelweib, mein Sieb hast du entzweigemacht! Du hast überhaupt immer noch unsere Trage! Gib unsere Trage heraus!“

Sie zerrten an der Trage, verschütteten das Wasser, rissen sich die Tücher herunter, fingen an, sich zu prügeln. Da kam gerade Gawrilo vom Felde her vorbei und trat für sein Weib ein. Iwan mit seinem Sohn kam angerannt, und alle mengen sich zu einem Knäu-

el. Iwan war ein kräftiger Kerl und schleuderte alle beiseite. Dem Gawrilo riß er ein Bündel Haare aus dem Bart. Die Leute liefen zusammen und brachten sie mit Mühe auseinander.

Damit fing es also an.

Gawrilo wickelte seine ausgerissenen Haare in ein Papier und fuhr aufs Bezirksamt, um zu klagen.

„Ich habe ihn mir doch nicht dafür wachsen lassen, den Bart, daß der lausige Wanka ihn mir ausreißt!“

Und seine Frau führt dauernd große Reden vor den Nachbarn; jetzt würden sie Iwan vor Gericht alles heimzahlen, nach Sibirien würden sie ihn bringen. So war die Feindschaft da.

Vom ersten Tage an redete der Alte vom Ofen her gut zu. Er sagte zu ihnen:

„Das sind doch alles Dummheiten, Kinder, was ihr da macht, und wegen solcher Dummheiten fangt ihr eine große Sache an! Bedenkt doch, die ganze Geschichte geht eigentlich nur um ein Ei! Die Kinder haben ein Ei weggenommen – nun, in Gottes Namen! Was will das sagen, ein Ei! Der liebe Gott hat Eier genug für alle! Nun schön, einer hat ein böses Wort gesagt, also mach' es wieder gut, sage, wie man besser spricht. Schön, ihr habt euch geprügelt, ihr Sünder. Das kommt vor. Also geht hin, bittet einander ab, und die Sache ist erledigt. Wenn ihr aber was Böses daraus machen wollt, dann wird es euch selbst auch schlimm ergehen.“

Aber die Jungen hörten nicht auf den Alten; sie meinten, das wäre alles nur so Gerede, nur greisenhaftes Geschwätz.

Iwan gab sein Unrecht vor dem Nachbar nicht zu.

„Ich habe ihm nicht den Bart ausgerissen,“ sagte er, „er hat ihn sich selbst ausgerissen. Aber sein Sohn hat mir vorn das Hemd zerfetzt, das ganze Hemd hat er mir zerrissen. Da ist es!“

Und Iwan fuhr hin und klagte. Sie klagten sich also beim Friedensrichter und im Bezirksamt. Unterdessen ging einmal bei Gawrilo ein Bolzen von der Telege verloren. Gleich beschuldigten Gawrilos Weiber Iwans Sohn wegen dieses Bolzens.

„Wir haben gesehen,“ sagen sie, „wie er in der Nacht am Fenster vorbeikam und nach der Telege ging; die Gvatterin hat auch gesagt, er sei in der Schenke gewesen, da habe er dem Wirt den Bolzen aufreden wollen.“

Wieder wurde geklagt. Zu Hause aber gab es jeden einzigen Tag

Schimpfreden und Prügelei. Auch die Kinder schimpfen sich schon, sie lernen es ja so von den Großen; und wenn die Weiber sich am Fluß treffen, schwingen sie weniger ihre Waschbleuel, als daß ihre Zungen schnattem – und alles nur zum Bösen.

Anfangs machten die Männer nur üble Nachrede voneinander. Bald aber fingen sie wirklich an, alles, was nicht angebunden war, zu stehlen. Auch die Weiber und die Kinder leiteten sie dazu an. Und ihr Leben wurde immer schlimmer und schlimmer. Iwan Stscherbakow und Gawrilo klagten sich in der Gemeinde und im Bezirksamt und beim Friedensrichter, und den Richtern war die ganze Geschichte schließlich schon langweilig. Einmal halst Gawrilo dem Iwan eine Geldstrafe auf oder bringt ihn ins Loch, dann tut Iwan dem Gawrilo dasselbe an. Und je mehr sie einander Unannehmlichkeiten bereiten, desto verbitterter werden sie. So wie wenn Hunde aneinander geraten: je länger sie sich balgen, desto wütender werden sie. Wenn dann jemand dem einen Hund von hinten eins überzieht, so denkt der, der andere habe ihn gebissen, und wird nur noch toller. Genau so war es mit diesen Bauern: sie rennen mit ihren Klagen hin, – der eine oder der andere bekommt eine Geldstrafe oder Haft, und das Ergebnis ist nur, daß die gegenseitige Wut immer größer wird. „Warte nur, ich werde dir das schon alles heimzahlen!“ Und so zog sich der Zustand sechs Jahre lang hin bei ihnen. Der Alte auf seinem Ofen predigte immer dasselbe. Immer wieder versuchte er ihnen ins Gewissen zu reden:

„Was tut ihr da nur, Kinder! Laßt doch endlich alles, was ihr gegeneinander habt; denkt an Wichtigeres und erbotst euch nicht unnütz gegen andere Menschen. Es ist wirklich besser! Je mehr ihr euch erbotst, desto schlimmer wird es nur!“

Sie hörten nicht auf den Alten.

Im siebenten Jahre war der Zank schon so weit, daß auf einer Hochzeit Iwans Schwiegertochter vor allen Leuten den Gawrilo schmähte und von ihm behauptete, er sei beim Pferdiediebstahl ertappt worden. Gawrilo war betrunken und konnte seinen Zorn nicht meistern; er schlug die Frau und verletzte sie so, daß sie eine ganze Woche liegen mußte. Sie war aber gerade schwanger. Da freute sich Iwan und fuhr sofort mit einer Klage zum Untersuchungsrichter. ‚Jetzt‘, denkt er, ‚bin ich den Nachbar los. Sicher muß er nun ins Gefängnis oder nach Sibirien.‘ Aber es kam wieder nicht so wie Iwan

wollte. Die Klage wurde nicht angenommen. Die Frau wurde untersucht : sie war schon wieder auf den Beinen, und es war nichts mehr an ihr zu finden. Iwan ging zum Friedensrichter; der leitete die Klage ans Bezirksamt weiter. Iwan gab sich große Mühe im Amt, er stiftete dem Schreiber und dem Bezirksvorsteher einen halben Eimer Süßen und erreichte schließlich, daß das Urteil gefällt wurde: Gawrilo sollte durchgeprügelt werden. Das Urteil wurde Gawrilo im Gericht auch vorgelesen.

Es liest also der Schreiber: „Das Gericht hat für Recht befunden: den Bauern Gawrilo Gordejew im Gemeindeamt mit zwanzig Ruthenhieben zu bestrafen.“ Auch Iwan hört das Urteil an und beobachtet Gawrilo: was der wohl jetzt tun wird? Gawrilo hört zu, bleich ist er geworden wie Leinwand, dreht sich um und geht fort. Iwan geht hinter ihm, er will zu seinem Pferde. Da hört er Gawrilo sagen:

„Gut! Also er läßt meinen Rücken peitschen, es wird also brennen bei mir. Daß es aber nicht bei ihm einmal noch viel schlimmer brennt!“

Kaum hatte Iwan diese Worte gehört, so kehrte er sofort zurück ins Gericht.

„Gerechte Richter! Er droht mit Brandstiftung! Hört nur, vor Zeugen hat er das gesagt!“

Sie riefen Gawrilo zurück.

„Ist es wahr, daß du das gesagt hast?“

„Nichts habe ich gesagt. Prügelt mich doch, ihr habt ja die Macht! Ich muß wohl immer nur für meine Gerechtigkeit leiden; der aber darf alles.“

Gawrilo wollte eigentlich noch etwas sagen, aber Lippen und Wangen bebten ihm. Er wandte sich ab zur Wand. Sogar die Richter erschrakten, als sie Gawrilo so sahen. „Wenn er nur nicht wirklich seinem Nachbar oder sich selbst etwas Böses antut!“ denken sie bei sich.

Und ein alter Richter spricht:

„Wißt ihr, liebe Leute, kommt lieber im Guten zusammen! War das etwa schön von dir gehandelt, Gawrilo, eine schwangere Frau zu schlagen? Es ist ja noch gut, daß Gott gnädig gewesen ist – denke nur, welcher Sünde du sonst schuldig gewesen wärest! Ist das etwa schön? Gib deine Schuld zu, verneige dich vor ihm. Er wird dir verzeihen. Das Urteil ändern wir dann ab.“

Als der Schreiber das hörte, sagte er:

„Das ist nicht zulässig, denn ein friedlicher Vergleich nach Punkt 117 ist nicht zustande gekommen. Das Gericht hat sein Urteil gefällt, und das Urteil muß nun rechtskräftig werden.“

Aber der Richter achtete des Schreibers nicht.

„Schwatz' nicht unnützes Zeug! Der erste und wichtigste Punkt, Verehrtester, lautet so: man soll an Gott denken. Und Gott hat befohlen, man soll sich versöhnen.“

Und der Richter versuchte wieder, den Bauern zuzureden, – aber ohne Erfolg. Gawrilo wollte nicht auf ihn hören.

„Ich bin jetzt bald fünfzig,“ sagt er, „ich habe einen verheirateten Sohn, ich habe nie im Leben Prügel bekommen. Jetzt hat der lausige Wanka mir zu Rutenhieben verholten, und vor dem soll ich mich noch verneigen? Hört mir nur auf damit ... Aber der Wanka soll noch an mich denken!“

Gawrilos Stimme bebte wieder. Er konnte nicht weiterreden, drehte sich um und ging hinaus.

Vom Bezirksamt bis zu seinem Gehöft waren zehn Werst, und Iwan kam erst spät nach Hause. Die Weiber waren schon fort, um das Vieh zu holen. Er spannte das Pferd aus, besorgte alles und trat in die Stube. Niemand war drinnen. Die Söhne waren noch nicht vom Felde zurück, die Weiber waren nach dem Vieh gegangen. Iwan trat ein, setzte sich auf die Bank und versank in Nachsinnen. Er dachte daran, wie man Gawrilo das Urteil vorgelesen, wie er erbleicht war und sich zur Wand umgedreht hatte. Und es gab ihm einen Stich im Herzen. Er malte sich aus, wie ihm selbst zumute sein würde, wenn man ihn zu Rutenhieben verurteilt hätte. Und er fühlte Mitleid mit Gawrilo. Da hörte er, wie der Alte auf dem Ofen hustete, sich dann umdrehte, die Beine nach unten hängen ließ, vom Ofen herabkletterte. Der Alte kam herunter, schleppte sich bis zur Bank und setzte sich. Er war ganz ermattet von dem Wege bis zur Bank und mußte husten. Er stützt sich auf den Tisch und spricht:

„Wie ist es? Hat man ihn verurteilt?“

Iwan antwortet:

„Zu zwanzig Rutenhieben hat man ihn verurteilt.“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Du handelst schlimm, Iwan“, sagt er. „Och, schlimm! Nicht ge-

gen ihn, gegen dich selbst handelst du schlecht. Was nützt es dir, wenn sie ihm den Rücken verhauen, wie?“

„Er wird es in Zukunft nicht wieder tun“, entgegnete Iwan.

„Was wird er nicht tun? Was tut er denn Schlimmeres als du?“

„Wie? Was er mir getan hat?“ antwortete Iwan. „Das Weib meines Sohnes hätte er beinahe totgeschlagen. Jetzt droht er, mir das Haus anzuzünden. Soll ich ihm vielleicht noch Dank sagen dafür?“

Der Alte seufzte. Dann sagt er:

„Du läufst und fährst immer frei in der Welt herum, Iwan, ich aber liege schon wer weiß wieviel Jahre auf dem Ofen, und deshalb bildest du dir ein, du sähest alles und ich sähe nichts. Nein, mein Junge, gar nichts siehst du; der Zorn hat dir die Augen verdunkelt. Fremde Sünden sieht man vor sich, aber die eigenen hat man hinter dem Rücken! Was hast du da gesagt? Er tut böse. Wenn nur er allein böse täte, so wäre das Übel noch nicht so groß. Stammt etwa das Übel zwischen den Menschen nur von einem einzigen? Zum Bösen gehören immer zwei. Seine Schlechtigkeit siehst du, aber deine eigene nicht. Wenn er allein böse wäre, und du wärest gut, so gäbe es kein Übel. Wer hat ihm den Bart ausgerissen? Wer hat die ganze Geschichte angefangen? Wer hat ihn vor Gericht gezerrt? Und du willst nun alles auf ihn schieben! Selbst handelst du böse, deshalb ist es so schlimm. Ich habe nicht so gelebt, mein Lieber, und nicht das habe ich euch gelehrt. Ich und der Alte, sein Vater, – haben wir etwa so gelebt? Wie haben wir gelebt? Als gute Nachbarn! Wenn bei ihm das Mehl zu Ende war, so kam seine Frau: ‚Onkel Frol, wir brauchen Mehl.‘ – ‚Geh in den Speicher, junge Frau, nimm dir, was du brauchst!‘ Er hat mal niemanden, den er mit den Pferden schicken könnte. ‚Geh, Waniatka, geh du mit seinen Pferden!‘ Und wenn mir etwas fehlte, dann ging ich zu ihm. ‚Onkel Gordej, das und das brauche ich.‘ – ‚Nimm dir, Onkel Frol!‘ So ging es bei uns zu! Und unser Leben war leicht. Aber wie ist es jetzt? Da hat uns der Soldat neulich von Plewna erzählt ... Aber dieser Krieg hier bei uns ist ja viel schlimmer als der bei Plewna! Das ist doch überhaupt kein Leben mehr! Und die Sünde! Du bist doch ein Mann, du bist der Herr im Hause. Du hast die Verantwortung. Weshalb leitest du deine Weiber und Kinder zu so etwas an? Zu ewigen Zänkereien ... Neulich hat schon Taraska, der Rotzjunge, die Tante Arina unflätig ausgeschimpft, und seine Mutter lacht noch darüber! Ist das etwa richtig?

Du mußt es doch verantworten! Denk' nur mal an deine Seele! Darf man denn so handeln? Du sagst mir ein Wort, ich dir zweie – ich haue dir eine Backpfeife, du gibst mir zweie wieder. Nein, mein Lieber, Christus ist doch auf Erden gewandelt und hat uns dumme Kerle ganz was anderes gelehrt. Wenn man dir ein Wort sagt, dann halt's Maul: dem andern wird schon mal das Gewissen schlagen. So hat er uns gelehrt, der Herr. Haut man dir eine Backpfeife, so halte die Wange hin für die nächste. „Hier schlag, wenn ich es so verdiene!“ Sein Gewissen wird sich schon rühren. Er wird demütig werden und auf dich hören. So hat der Herr uns befohlen, – aber nicht, hochmütig zu sein. Warum sagst du denn nichts? Habe ich recht?“

Iwan schweigt und hört zu.

Der Alte mußte husten, kam nur mühsam wieder zu Atem und fuhr fort:

„Meinst du, Christus habe uns etwas Schlechtes gelehrt? Er sagte doch alles nur zu unserm Besten. Denk' mal über das irdische Leben nach! Geht es dir besser oder schlechter, seit dieses Plewna hier bei uns angefangen hat? Rechne mal aus, was dich die Gerichte schon gekostet haben, was du verfahren und unterwegs verzehrt hast! Wie die Adler sind deine Söhne, du könntest so behaglich leben und es immer weiter bringen. Aber jetzt nimmt dein Wohlstand ab! Und weshalb? Ich will dir sagen, weshalb. Weil du hochmütig bist. Du solltest mit deinen Söhnen auf dem Felde pflügen und selbst säen, aber der böse Feind schleppt dich ins Gericht oder zu den Rechtsverdrehern. Wenn du nicht zur rechten Zeit pflügst und zur rechten Zeit säst, dann spendet dir Mutter Erde nichts. Weshalb ist der Hafer diesmal nicht gediehen? Wann hast du gesät? Als du aus der Stadt kamst ... Und was hast du erreicht? Alles kommt dir nur selbst auf den Hals. Ach, Junge, denk' an deine eigenen Angelegenheiten, tummle dich mit deinen Söhnen auf dem Acker und im Hause; tut dir aber jemand was zuleide, so verzeih ihm in Gottes Namen: deine Arbeit wird dir besser vonstatten gehen, und auf der Seele wird dir leichter sein.“

Iwan schweigt immer noch.

„Weißt du was, Wanja? Hör' auf mich alten Mann! Geh, spann' den Sack an, fahr gleich wieder zurück aufs Amt, mach' da der ganzen Geschichte ein Ende, und morgen früh geh zu Gawrilo, söhne dich mit ihm aus, in Gottes Namen. Lade ihn ein, morgen ist

ja Feiertag“ –es war um Mariä Geburt – „laß den Samowar bringen, kauf' ein Halbstof Schnaps und mach' dich frei von all den Sünden, so daß ein Ende ist mit ihnen, und bring' auch den Weibern und Kindern Vernunft bei!“

Da seufzte auch Iwan. Er dachte: „Der Alte spricht die Wahrheit“, und aller Groll wich von ihm. Er weiß nur nicht recht, wie er es anfangen soll, sich zu versöhnen.

Da fuhr der Alte fort, als hätte er es erraten.

„Geh, Wanja, schieb es nicht auf. Lösch' das Feuer, solange es glimmt; wenn es erst einmal hell lodert, so zwingst du es nicht mehr.“

Der Alte wollte noch etwas sagen, aber er konnte nicht ausreden. Die Frauen kamen in die Stube und lärmten wie die Elstern. Sie hatten schon die Neuigkeit gehört, daß Gawrilo zu Rutenhieben verurteilt war, daß er gedroht hatte, das Haus anzuzünden. Alles hatten sie erfahren und noch ihr Eigenes hinzugefügt, und sie hatten sich mit Gawrilos Weibern schon auf der Weide herumgezankt. Sie erzählten, Gawrilos Schwiegertochter habe jetzt mit dem Gerichtssekretär gedroht. Der Gerichtssekretär, behauptete sie, sei auf Gawrilos Seite und würde jetzt die ganze Sache umdrehen. Der Schullehrer, sagten sie, habe schon eine neue Bittschrift gegen Iwan aufgesetzt, an den Zaren, und habe darin alles Geschehene aufgezählt: die Geschichte von dem Bolzen, und die vom Gemüsegarten, – und die Hälfte von Iwans Besitz würden jetzt sie bekommen. Iwan hörte all das Geschwätz an, sein Herz wurde wieder hart, und er gab den Gedanken auf, sich mit Gawrilo zu versöhnen.

Ein Bauer hat immer viel Arbeit auf seinem Hofe. Iwan ließ sich nicht in langes Gerede mit den Weibern ein, sondern stand auf und ging hinaus, auf die Tenne und in die Scheune. Als er da mit seiner Sache fertig war und wieder auf den Hof trat, war schon die Sonne untergegangen. Auch die Söhne waren vom Felde heimgekommen; sie hatten den mit Sommerkorn bestandenen Boden zu zweit für die Wintersaat umgepflügt. Iwan empfing sie, half ihnen beim Abspannen, legte sich dann ein beschädigtes Kunt zum Ausbessern zurecht und wollte eigentlich noch Stangen in die Scheune räumen, aber es war inzwischen schon ganz finster geworden. So ließ Iwan die Stangen für morgen; er gab dem Vieh Futter, öffnete dann das Tor und ließ Taraska, der zur Nachtweide reiten sollte, mit den Pferden auf

die Straße hinaus, schloß wieder zu und legte den Balken vor. ‚So, jetzt zur Nacht essen und dann schlafen‘, dachte Iwan, nahm das beschädigte Kunt und ging in die Stube. Gawrilo und die Worte des Vaters hatte er inzwischen ganz vergessen. Gerade wie er den Türing faßt und in den Flur treten will, hört er, wie drüben, hinter dem Zaun, der Nachbar mit heiserer Stimme auf jemand schimpft. „Der Teufel soll ihn holen,“ schreit Gawrilo vor sich hin, „totschlagen sollte man ihn.“ Und in Iwan flammte bei diesen Worten der frühere Zorn gegen den Nachbar wieder auf. Er blieb einen Augenblick stehen und hörte zu wie Gawrilo schimpfte. Dann verstummte Gawrilo, und Iwan trat in die Stube. In der Stube hatte man schon Licht gemacht; die junge Frau sitzt in der Ecke und spinnst, die Alte bereitet das Nachtessen, der älteste Sohn macht Bastschuhe, der zweite sitzt mit einem Buch am Tisch. Taraska rüstet sich, auf die Nachtweide zu reiten.

In der Stube war alles so schön und behaglich, – wäre nur der böse Nachbar nicht gewesen, diese Frostbeule!

Zornig war Iwan eingetreten, er warf die Katze von der Bank und fuhr die Weiber hart an, weil ihre Kufe nicht am richtigen Platze stände. Ganz verdrießlich war Iwan; er setzte sich, machte ein finsternes Gesicht und begann sein Kunt zu flicken. Gawrilos Worte wollten ihm nicht aus dem Kopfe: wie er vor Gericht gedroht hatte, und wie er eben noch heiser jemanden gescholten hatte: „Totschlagen müßte man ihn!“

Die Alte brachte Taraska das Nachtessen: er aß, zog den Pelz an, den Kaftan, gürtete sich, nahm Brot und ging auf die Straße zu den Pferden. Der älteste Bruder wollte ihn begleiten, aber Iwan stand selbst auf und trat hinaus auf die Vortreppe. Draußen war es schon ganz dunkel, schwarze Wolken standen am Himmel und Wind war aufgekommen. Iwan schritt die Vortreppe hinab, half Taraska aufs Pferd, trieb ihm das Füllen nach, stand da, schaute und horchte, wie Taraska durch das Dorf davonritt, wie er mit anderen Burschen zusammentraf, wie sie alle zusammen schließlich aus der Hörweite entschwanden. Noch lange blieb Iwan am Tore stehen, und Gawrilos Worte wollten ihm immer noch nicht aus dem Sinne: „Wenn es nur nicht schlimmer bei ihm brennt!“

„An sich selbst wird er nicht denken“, überlegt Iwan. „Solche Trockenheit haben wir, und windig ist es auch. Wenn er jetzt von

hinten heranschleicht und Feuer anlegt, dann kann er schön ausreißen. Er kann das Haus anzünden, der Bösewicht, ohne daß ihm jemand etwas nachweisen könnte. Ich müßte ihn dabei ertappen, so daß er nicht entwischen kann!' Und der Gedanke ergriff so von ihm Besitz, daß er nicht wieder auf die Vortreppe zurückkehrte, sondern geradeaus auf die Straße ging, zum Tore hinaus, um die Ecke. „Ich will doch mal um den Hof herumgehen. Wer weiß, was der vorhat.“ Gerade wie er um die Ecke bog und den Zaun entlang schaute, kam es ihm so vor, als huschte an der andern Ecke etwas vorbei, als käme da etwas zum Vorschein und verschwinde dann wieder um die Ecke. Iwan blieb stehen und hielt den Atem an. Er lauscht und horcht ... Alles ist ruhig, nur der Wind rauscht in den Blättern und raschelt im Stroh. Erst war es stockfinster, die Hand konnte man nicht vor den Augen sehen; jetzt hatten sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt: Iwan sieht jetzt deutlich die Ecke vor sich, den Pflug und den Schuppen. Einen Augenblick steht er da und sieht genau hin: es ist niemand da.

„Es ist mir wohl nur so vorgekommen“, denkt Iwan. „Aber ich will doch lieber herumgehen.“ Und er schleicht vorsichtig die Scheune entlang weiter. Ganz leise tritt er in seinen Bastschuhen auf, so daß er seine eignen Schritte nicht hört. Jetzt ist er an der Ecke angelangt ... Halt, da blinkt etwas am Pfluge ... und verschwindet wieder. Iwan fühlte einen Stich im Herzen und blieb stehen. Wie er haltgemacht hat, blitzt es an der Stelle auf ... heller ... ganz deutlich sieht er, wie da, mit dem Rücken zu ihm, ein Mann hockt, mit einer Mütze auf dem Kopf, und ein Büschel Stroh anzündet, das er in den Händen hält. Heftig klopfte Iwan das Herz in der Brust, wie ein Vogel zuckt; er richtete sich stramm auf und ging mit großen Schritten vorwärts. Er fühlt seine Füße nicht mehr unter sich. „Nun,“ denkt er, „jetzt soll er mir nicht entkommen; auf frischer Tat ertappe ich ihn.“

Iwan war noch nicht so weit gekommen, als es plötzlich hellloodernd aufflammte; aber jetzt nicht an dieser Stelle, und nicht nur ein kleines Feuer, sondern eine große Flamme schlägt aus dem Stroh unter dem Vordach und leckt nach dem Dach hinauf. Da steht auch Gawrilo und ist ganz deutlich zu sehen.

Wie ein Habicht auf eine Lerche stürzt Iwan auf ihn zu. „Ich will ihn binden,“ denkt er, „jetzt entkommt er mir nicht mehr.“ Aber Gawrilo hatte die Schritte wohl gehört, er sah sich um und humpelte

wie ein Hase, mit einer Geschwindigkeit, die man ihm nicht hätte zutrauen sollen, längs der Scheune davon.

„Du entkommst mir nicht“, schrie Iwan und stürzte hinter ihm her.

Schon wollte er ihn am Kragen packen, da entriß sich Gawrilo seinen Händen, und Iwan blieb mit dem Rockschoß hängen. Der Rockschoß riß, und Iwan stürzte hin. Er springt wieder auf, schreit: „Zu Hilfe! Halt ihn!“ und läuft ihm nach.

Bis er wieder hochkam, war Gawrilo schon bei seinem Hof. Aber da erwischte ihn Iwan. Und er wollte schon zupacken, als ihn plötzlich ein Hieb über den Kopf betäubte, als hätte ihn ein Stein auf den Scheitel getroffen. Gawrilo hatte auf dem Hof einen Eichenknüttel aufgehoben und Iwan, als der auf ihn zustürzte, mit aller Gewalt damit über den Schädel geschlagen.

Iwan wurde dumpf im Kopf, Funken sprühten ihm aus den Augen, dann war alles dunkel, und er wankte. Als er wieder zu sich kam, war Gawrilo nicht mehr da; es war tageshell, und von der Seite seines Hofes her dröhnte und krachte es, als führe die Eisenbahn vorbei. Iwan wandte sich um und sah, daß die hintere Scheune in hellen Flammen stand, die Seitenscheune hatte es auch schon gefaßt, und Feuer, Rauch und glimmendes, qualmendes Stroh trieb auf das Haus zu.

„Was ist denn das?“ schrie da Iwan laut auf, hob die Hände und schlug sich auf die Schenkel. „Ich hätte es doch nur aus dem Dach herauszuziehen und auszutreten brauchen! – Was ist denn das?“ rief er noch einmal. Er wollte schreien – aber der Atem ging ihm aus, die Stimme versagte. Er wollte fortlaufen, aber die Füße bewegten sich nicht, verwickelten sich ineinander. Er schritt langsam dahin – wieder blieb ihm die Luft aus. Er machte halt, holte Atem und ging wieder weiter. Als er um die Scheune herum war und bei der Brandstätte anlangte, brannte auch die Seitenscheune bereits lichterloh; das Feuer hatte auch schon auf eine Seite des Hauses übergegriffen, auf das Tor. Aus dem Hause schlugen helle Flammen, und in den Hof war nicht mehr hineinzukommen. Viele Leute waren zusammengelaufen, aber es war nichts mehr zu tun. Die Nachbarn schleppten ihre Habe ins Freie und trieben ihr Vieh aus den Höfen. Nach Iwans Haus faßte auch Gawrilos Hof Feuer. Der Wind setzte

ein und warf das Feuer über die Straße ... Das halbe Dorf brannte nieder.

Bei Iwan konnten die Hausbewohner gerade noch den Alten herausbringen und sich selbst ins Freie retten, so wie sie waren. Aber sonst blieb alles zurück; außer den Pferden auf der Nachtweide kam alles Vieh um; die Hühner verbrannten auf ihren Stangen, die Telegen, Pflüge, die Truhen der Weiber, das Korn in den Scheunen, – alles verbrannte.

Bei Gawrilo hatte man das Vieh rechtzeitig herausgetrieben und einiges Hausgerät noch in Sicherheit gebracht.

Es brannte lange, die ganze Nacht hindurch. Iwan stand allein vor seinem Hof, schaute zu und sprach immer so vor sich hin: „Was ist das nur! Ich hätte es nur herauszuziehen und auszutreten brauchen!“ Aber als dann die Decke im Hause einstürzte, drang er mitten in die Glut, packte einen glimmenden Balken und wollte ihn herausziehen. Die Weiber sahen das und versuchten ihn zurückzurufen; aber er schleppte den Balken heraus und kletterte wieder hinein, um noch einen zu holen. Er stolperte und fiel ins Feuer. Da kletterte ihm einer von den Söhnen nach und zog ihn heraus. Iwan hatte sich Bart und Kopfhair versengt, seine Kleider verbrannt und die Hände verletzt, aber er fühlte nichts. „Er ist vor Kummer närrisch geworden“, sagten die Leute. Schließlich ließ das Wüten des Feuers nach; Iwan aber stand immer noch da und murmelte so vor sich hin. „Was ist das denn, Brüder? Nur herausziehen hätte ich es müssen!“

Am Morgen schickte der Starost seinen Sohn zu Iwan.

„Onkel Iwan, dein Vater liegt im Sterben. Wir sollen dich holen, er will Abschied von dir nehmen!“

Iwan hatte den Vater ganz vergessen und verstand nicht, was man ihm sagte.

„Was für ein Vater?“ fragte er. „Wen sollt ihr holen?“

„Wir sollen dich holen, er will Abschied nehmen, bei uns im Hause liegt er im Sterben. Komm, Onkel Iwan“, sagte der Sohn des Starosten und zog ihn an der Hand mit. Iwan folgte dem Sohn des Starosten.

Auf den Alten war glimmendes Stroh gefallen, als man ihn hinaustrug, und hatte ihn verletzt. Man hatte ihn zum Starosten gebracht, in einen entlegenen Teil des Dorfes, der nicht abgebrannt war.

Als Iwan zum Vater kam, war nur das Weib des Starosten in der Stube und die Kinder auf dem Ofen. Alle andern waren auf der Brandstätte. Der Alte lag mit einer Kerze in der Hand auf der Bank und schaute wartend nach der Tür. Als der Sohn eintrat, rührte er sich. Die Alte trat zu ihm und sagte, sein Sohn sei da. Er bat sie, ihn näher zu rufen. Iwan trat heran; da sprach der Alte:

„Was habe ich dir gesagt, Waniatka?“ sagte er. „Wer hat das Dorf niedergebrannt?“

„Er hat's getan, Väterchen“, entgegnete Iwan. „Er hat's getan; ich habe ihn abgefaßt. Ich habe gesehen, wie er Feuer ans Dach legte. Ich hätte nur das Strohbüschel mit dem Feuer herausreißen und austreten sollen, und nichts wäre gewesen.“

„Iwan“, sagte der Alte. „Mir ist der Tod nahe, und auch du mußt einmal sterben. Wessen Sünde ist es?“

Iwan starrte den Vater an und schwieg. Er brachte kein Wort heraus.

„Sprich vor Gott: wessen Sünde ist es? Was habe ich dir gesagt?“

Da erst kam Iwan zu sich und verstand alles. Er schnaufte durch die Nase und sprach:

„Meine Sünde ist es, Väterchen!“ Und er sank vor dem Vater in die Knie, brach in Tränen aus und sagte: „Vergib mir, Väterchen, ich bin schuldig vor dir und vor Gott!“

Der Alte bewegte die Arme, nahm die Kerze in die linke Hand, hob die rechte mühsam zur Stirn, wollte sich bekreuzen, aber er erreichte die Stirn nicht und hielt inne.

„Ehre sei dir, o Herr! Ehre sei dir, o Herr!“ sagte er und blickte wieder nach seinem Sohne hin.

„Wanka! Ach, Wanka!“

„Was ist, Väterchen?“

„Was soll jetzt geschehen?“

Iwan weinte immer noch.

„Ich weiß nicht, Väterchen“, antwortete er. „Wie sollen wir jetzt noch leben?“

Da schloß der Alte die Augen, mummelte mit den Lippen, als sammle er Kräfte, schlug dann die Augen wieder auf und sprach:

„Ich werde schon fertig werden mit dem Leben. Wenn ihr mit Gott lebt, dann werdet ihr schon fertig werden.“ Der Alte hielt einen Augenblick inne, lächelte milde und sagte:

„Hör', Wanja, sage nicht, wer das Feuer angelegt hat. Bedecke du die fremde Sünde, dafür wird Gott dir zwei Sünden vergeben.“ Und der Alte nahm die Kerze in beide Hände, die er auf dem Herzen faltete, tat einen Seufzer, streckte sich aus und starb.

*

Iwan sagte nicht aus gegen Gawrilo, und niemand erfuhr, wie das Feuer ausgekommen war.

Iwans Groll gegen seinen Nachbar schwand, und Gawrilo wunderte sich über Iwan, daß der nicht gegen ihn aussagte.

Anfangs fürchtete sich Gawrilo noch vor ihm, aber allmählich gewöhnte er sich. Die Bauern hörten auf mit dem Zank, und ihre Familien taten ebenso. Während sie neu aufbauten, lebten beide Familien in einem Hause, und als das Dorf wieder stand – die Höfe lagen jetzt weiter voneinander – waren Iwan und Gawrilo wieder Nachbarn, in einem Nest.

Und Iwan und Gawrilo lebten gut nachbarlich, wie vor ihnen die Alten gelebt hatten. Und Iwan Stscherbakow vergißt nicht das Gebot des Alten und Gottes Gebot, daß man ein Feuer gleich zu Beginn löschen muß.

Und wenn ihm jemand etwas Böses tut, so sinnt er nicht darauf, sich an dem andern zu rächen, sondern er sinnt darauf, wie er die Sache wieder gutmachen kann. Und wenn ihm jemand ein böses Wort sagt, so sinnt er nicht darauf, mit einem schlimmeren zu antworten, sondern wie er jenen belehren kann, nichts Übles zu reden. So lehrt er auch seine Weiber und seine Kinder. Und Iwan Stscherbakow kam wieder zu Wohlstand, und er lebte jetzt besser als zuvor.

Wo Liebe, da Gott

In der Stadt lebte der Schuster Martyn Awdeïtsch. Er wohnte im Keller, in einem einfenstrigen Stübchen. Sein Fenster ging auf die Straße hinaus. Durch das Fenster konnte er sehen, wie draußen die Leute vorübergingen; er sah zwar nur die Füße, aber Martyn Awdeïtsch erkannte die Menschen an den Stiefeln. Er lebte schon lange hier, in diesem Hause, und hatte viele Bekannte. Es gab nur wenig Stiefel in der Gegend, die er nicht ein- oder zweimal in Händen gehabt hatte. Die einen hatte er besohlt, auf andere Flecken aufgesetzt, manche umnäht oder schließlich auch neu bevorschuht. Oft sah er durchs Fenster seine eigene Arbeit. Arbeit hatte Awdeïtsch reichlich, denn alles, was er machte, war dauerhaft; er verwandte gutes Material, nahm keinen unberechtigten Preis und hielt stets sein Wort. Konnte er eine Arbeit in der verlangten Zeit machen, so übernahm er sie; war es nicht möglich, so redete er den Leuten nichts vor und sagte es gleich. Alle kannten Awdeïtsch, und er hatte nie Mangel an Arbeit.

Er war immer ein guter Mensch gewesen; als er aber älter wurde, begann er noch mehr an seine Seele zu denken und sich Gott zu nähern. Noch als Martyn bei einem Meister arbeitete, war seine Frau gestorben. Sie hatte ihm einen dreijährigen Knaben hinterlassen; die anderen Kinder hatten nicht lange gelebt: die älteren waren alle schon früher gestorben. Martyn wollte das Söhnchen eigentlich ins Dorf zu seiner Schwester schicken, dann tat es ihm aber leid. Er dachte: „Es wird meinem Kapitoshka schwerfallen, in fremder Familie aufzuwachsen, ich will ihn doch lieber bei mir behalten.“

So verließ denn Awdeïtsch seinen Meister und zog mit dem Söhnchen in eine Mietswohnung. Aber Gott gab Awdeïtsch kein Glück mit Kindern. Als der Knabe herangewachsen war und gerade anfang, seinem Vater zu helfen, so daß sich dieser recht über ihn freuen konnte, befiel ihn eine Krankheit, er mußte sich hinlegen, fierte eine Woche lang und starb dann. Martyn beerdigte seinen Sohn und wollte ganz verzweifeln. So verzweifelte er, daß er schon gegen Gott murrte. Er grämte sich so sehr, daß er manches Mal Gott um den Tod bat und Gott Vorwürfe machte, daß er nicht lieber ihn

alten Mann hinweggenommen hatte, sondern seinen geliebten einzigen Sohn. Er ging sogar nicht mehr in die Kirche.

Da besuchte den Awdeïtsch einmal – auf dem Wege vom Troiza-Kloster her – ein Landsmann, ein Alter, der schon das achte Jahr pilgerte. Awdeïtsch sprach mit ihm über allerhand und klagte auch über seinen Kummer.

„Ich habe gar keine rechte Lust mehr zum Leben, lieber Gottesmann. Nur sterben möchte ich. Um das allein bitte ich Gott. Ich bin jetzt ein Mensch ohne jede Hoffnung.“

Da antwortete ihm der Alte:

„Das ist nicht gut, was du da sprichst, Martyn. Wir dürfen nicht über Gottes Tun urteilen. Nicht nach unserm Verstand geht es, sondern nach Gottes Willen. Gott hat bestimmt, daß dein Sohn sterben sollte – du aber mußt leben. Also ist es so besser. Und du verzweifelst nur deswegen, weil du zu deiner Freude leben willst.“

„Wozu sollen wir denn aber leben?“ fragte Martyn.

Der Alte sprach: „Für Gott, Martyn, müssen wir leben! Er gibt dir das Leben, für ihn mußt du auch leben. Wenn du für ihn leben wirst, so wirst du über nichts trauern, und alles wird dir leicht erscheinen.“

Martyn schwieg erst, dann fragte er: „Aber wie tut man das, für Gott leben?“

Der Alte antwortete ihm: „Wie man für Gott lebt, das hat uns Christus gezeigt. Kannst du lesen? Kauf' dir das Evangelium und lies. Dann wirst du erfahren, wie man für Gott lebt. Da ist das alles gesagt.“

Diese Worte fielen Awdeïtsch ins Herz, und er ging noch an demselben Tage hin, kaufte sich ein Neues Testament in großer Schrift und fing an zu lesen.

Eigentlich wollte Awdeïtsch nur an Feiertagen lesen, aber als er erst einmal angefangen hatte, wurde ihm so gut um die Seele, daß er dann jeden Tag las. Manchmal vertiefte er sich so, daß das ganze Petroleum in seiner Lampe schon ausgebrannt war, aber er konnte sich immer noch nicht von seinem Buch trennen. Und je mehr er las, desto klarer verstand er, was Gott von ihm wolle, wie man für Gott leben müsse; und ihm ward immer leichter und leichter ums Herz. Früher hatte er, wenn er sich niederlegte, immer gejamert und gestöhnt und dauernd an Kapitoshka gedacht. Jetzt aber sprach er nur: „Ehre sei dir, Ehre sei dir, o Herr! Dein Wille geschehe!“

Seit der Zeit hatte sich Awdeïtschs ganzes Leben verändert. Früher war er an Feiertagen manchmal in die Schenke gegangen, um Tee zu trinken, hatte auch ein Schnäpschen nicht verschmäht. Dann hatte er mit einem guten Bekannten ein Gläschen getrunken, war zwar hinterher nicht gerade trunken, verließ die Schenke aber doch angeheitert und redete unnützes Zeug, schrie auch wohl andere Leute an und tadelte sie. Jetzt war von alledem keine Rede mehr bei ihm. Sein Leben verlief still und freudig. Des Morgens setzte er sich an seine Arbeit, schaffte seine Zeit, dann nahm er die Lampe vom Haken, stellte sie auf den Tisch, holte das Buch vom Brett, schlug es auf, setzte sich und begann zu lesen. Und je mehr er liest, je mehr er versteht, desto klarer und heiterer wird ihm in seinem Herzen.

Da geschah es einmal, daß Martyn noch sehr spät aufsaß und las. Er las das Evangelium des Lukas. Er hatte im sechsten Kapitel die Verse gelesen: „Und wer dich schlägt auf einen Backen, dem biete den andern auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock. Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder. Und wie ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr.“ Er hatte auch weiterhin die Verse gelesen, wo der Herr spricht:

„Was heißt ihr mich aber Herr Herr, und tut nicht, was ich euch sage? Wer zu mir kommt, und höret meine Rede, und tut sie, den will ich euch zeigen, wem er gleich ist. Er ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute, und grub tief, und legte den Grund auf den Fels. Da aber Gewässer kam, da riß der Strom zum Hause zu, und mochte es nicht bewegen; denn es war auf den Fels gegründet. Wer aber höret und nicht tut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute auf der Erde ohne Grund; und der Strom riß zu ihm zu, und es fiel bald, und das Haus gewann einen großen Riß.“

Awdeïtsch hatte diese Worte gelesen und seine Seele ward freudig. Er nahm seine Brille ab, legte sie auf das Buch, stützte sich auf den Tisch und versank in Nachsinnen. Er maß sein Leben an diesen Worten und dachte bei sich:

„Wie steht es mit meinem Haus? Ist es auf Stein oder auf Sand gebaut? Gut, wenn es auf Stein gebaut ist. Und es sieht so leicht aus, man sitzt allein, es scheint, man hat alles getan, was Gott befiehlt; aber man läßt sich ablenken und sündigt wieder. Immer will ich streben. Sehr gut ist es. Herr, hilf mir!“

So dachte er und wollte sich niederlegen, aber es tat ihm leid, sich von seinem Buche zu trennen. Und er las noch das siebente Kapitel. Er las von dem Hauptmann, las von dem Sohn der Witwe, las von Jesu Antwort an die Jünger des Johannes und kam an die Stelle, wo der reiche Pharisäer den Herrn zu sich zu Gaste bat, und er las davon, wie die Sünderin seine Füße salbte und sie mit ihren Tränen wusch, und wie er sie rechtfertigte. Und er kam bis zum vierundvierzigsten Verse und begann zu lesen:

„Und er wandte sich zu dem Weibe, und sprach zu Simon: Siehst du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus, du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt, und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgelassen meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salben gesalbt.“ Er las diese Verse und dachte: „Du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen, du hast mir keinen Kuß gegeben, du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt ...“

Und er nahm die Brille wieder ab, legte sie auf das Buch und versank von neuem in Nachdenken.

„Der Pharisäer war also wohl ebenso wie ich ... Der hat auch, meine ich, immer nur an sich selbst gedacht: daß er nur genug Tee hat, daß er es warm und behaglich hat, aber nie hat er an den Gast gedacht. An sich hat er immer gedacht, aber um den Gast hat er sich keine Sorgen wachsen lassen. Wer ist aber der Gast? Der Herr selbst! Wenn er zu mir käme, würde ich da wohl ebenso tun?“

Awdeïtsch stützte sich auf beide Arme und bemerkte nicht, wie er einschlummerte.

„Martyn!“ rief es plötzlich leise wie ein Hauch über seinem Ohr. Noch ganz verschlafen fuhr Martyn hoch: „Wer ist da?“

Er drehte sich um, schaute nach der Tür – niemand ist da. Der Schlaf übermannte ihn wieder. Plötzlich hörte er ganz deutlich:

„Martyn! Hör’ doch, Martyn! Schau morgen auf die Straße; ich werde zu dir kommen.“

Martyn wurde jetzt wach, stand vom Stuhl auf und rieb sich die Augen. Er wußte selbst nicht recht, ob er diese Worte nur geträumt oder ob er sie wirklich gehört hatte. So löschte er die Lampe und legte sich schlafen.

Am nächsten Morgen, noch vor Tagesgrauen, erhob sich Awdeïtsch, betete zum lieben Gott, machte Feuer im Ofen, stellte Kohlsuppe und Grütze auf, machte den Samowar zurecht, band die Schürze um und setzte sich ans Fenster zur Arbeit. So sitzt Awdeïtsch, arbeitet, und denkt bei sich über das gestrige Erlebnis nach. Uneins ist er mit sich: mal meint er, er habe alles nur geträumt, dann wieder glaubt er, jene Stimme wirklich gehört zu haben. ‚Wer weiß‘, denkt er, ‚vorgekommen ist auch so etwas schon.‘

Martyn sitzt also am Fenster und schaut mehr auf die Straße, als daß er arbeitet; und wenn jemand in unbekanntem Stiefeln vorbeigeht, biegt er sich weit vor und späht zum Fenster hinaus, um nicht nur die Füße, sondern auch das Gesicht zu sehen. Der Hausknecht ging vorbei in neuen Filzstiefeln, der Wassermann; dann stand der alte Soldat, der noch unter Kaiser Nikolaus gedient hatte, vor dem Fenster, in seinen alten, geflickten Filzstiefeln, mit einer Schaufel in den Händen. An den Filzstiefeln erkannte ihn Awdeïtsch. Der Alte hieß Stepanytsch und er genoß nebenan bei dem Kaufmann das Gnadensbrot; seine Obliegenheit war, dem Hausknecht zu helfen. Stepanytsch begann vor Awdeïtschs Fenster den Schnee zu beseitigen. Awdeïtsch blickte nach ihm hin und machte sich wieder an seine Arbeit.

„Ich bin anscheinend vor Alter schon ganz närrisch geworden“, lachte Awdeïtsch sich selbst aus. „Stepanytsch schafft da Schnee beiseite, und ich bilde mir ein, Christus käme, mich zu besuchen. Ganz närrisch bin ich geworden, ich alter Ker!“ Aber wie er so zehn Stiche gemacht hatte, zieht es ihn doch wieder, zum Fenster hinauszuschauen. Er schaute also wieder zum Fenster hinaus; da sieht er, Stepanytsch hat seine Schaufel an die Wand gestellt und wärmt sich oder ruht ein wenig aus.

„So ein alter, gebrechlicher Mensch! Man sieht ja, auch zum Schneeschaukeln reichen seine Kräfte nicht mehr aus.“ Da überlegte Awdeïtsch: ‚Ob ich ihm vielleicht Tee zu trinken gebe? Mein Samowar kocht auch gerade über!‘ Er steckte die Ahle in seine Arbeit, stand auf, stellte den Samowar auf den Tisch, goß Tee ein und klopfte mit dem Finger an die Fensterscheibe. Stepanytsch wandte sich um und kam näher ans Fenster heran. Awdeïtsch winkte ihm und ging, die Tür zu öffnen.

„Komm herein, wärm' dich ein wenig auf, wie?“ sagte er. „Du frierst doch gewiß sehr?“

„Christus steh mir bei! Alle Knochen schmerzen schon“, sagte Stepanytsch. Er trat ein, schüttelte den Schnee ab, rieb sich die Füße sauber, um den Fußboden nicht zu beschmutzen, und schwankte dabei.

„Gib dir keine solche Mühe, die Füße zu reinigen. Ich wische schon auf, ich bin daran gewöhnt. Komm näher, setz' dich!“ sagte Awdeïtsch. „So, jetzt trink Tee!“

Awdeïtsch goß zwei Gläser ein, schob eines dem Gast zu, goß seinen eigenen Tee auf die Untertasse und begann zu blasen.

Stepanytsch trank sein Glas leer, stellte es mit dem Boden nach oben hin, legte das angebissene Stück Zucker darauf und bedankte sich. Aber man merkte ihm an, daß er gern noch ein Gläschen getrunken hätte.

„Trink doch noch“, sagte Awdeïtsch und goß sich und auch dem Gast noch ein Glas ein. Awdeïtsch trinkt seinen Tee und schaut dabei immer wieder auf die Straße hinaus.

„Erwartest du jemand?“ fragte der Gast.

„Ob ich jemand erwarte? Ich schäme mich eigentlich, das zu sagen, auf wen ich warte. Ich warte, und warte auch wieder nicht – aber mir ist da ein Wort ins Herz gefallen ... Eine Erscheinung oder so ... ich weiß selbst nicht! Siehst du, mein Lieber: da las ich gestern das Evangelium von unserm lieben Herrn Christus, wie er gelitten hat, wie er auf Erden gewandelt ist. Du hast doch gewiß auch davon gehört?“

„Gehört habe ich schon davon,“ antwortete Stepanytsch, „aber wir sind dunkles Volk, wir können nicht lesen.“

„Nun also, ich las von alledem, wie er auf Erden gewandelt ist. Ich lese da, weißt du, wie er zu einem Pharisäer kam, und der nahm ihn nicht mit allen Ehren auf. Nun ja, also davon las ich gestern, mein Lieber, und dachte bei mir: wie konnte er nur unsern lieben Herrn Christus nicht mit allen Ehren aufnehmen? Wenn das, zum Beispiel gesagt, mir oder jemand anders geschähe – ich wüßte gar nicht, meine ich, wie ich ihn da empfangen sollte! Und der hat ihn so gar nicht gebührend empfangen! Darüber grübelte ich noch nach, und schlummerte halt dabei ein. Ich schlummerte also ein, mein Lieber, da hörte ich plötzlich: jemand ruft mich bei Namen. Ich fahre

hoch und höre eine Stimme – so als ob einer flüstert: ‚Warte, morgen komm ich zu dir.‘ Und das zweimal! Also – wirst du mir wohl glauben? – das geht mir jetzt nicht aus dem Kopf, ich schelte ja mich selbst aus, aber ich warte doch schon die ganze Zeit auf unsern lieben Herrn!“

Stepanytsch schüttelte nur den Kopf und sagte gar nichts. Er trank sein Glas leer und legte es seitwärts hin; aber Awdeitsch stellte es wieder auf und füllte es noch einmal.

„Trink, und wohl bekomm’s! Ich denke mir so: als unser lieber Herr auf Erden wandelte, da verachtete er keinen Menschen und gab sich wohl meist mit dem einfachen Volk ab. Er ging immer mit schlichten Leuten um, auch seine Jünger nahm er meist aus unserem Stande, aus den Arbeitern, solchen, wie wir Sünder. ‚Wer sich erhöht‘, hat er gesagt, ‚soll erniedrigt werden, aber wer sich erniedrigt, soll erhöht werden. Ihr nennt mich Herr‘ hat er gesagt, ‚aber ich‘, hat er gesagt, ‚will euch die Füße waschen. Wer der erste sein will‘ spricht er, ‚der soll allen ein Diener sein. Denn selig sind die Armen‘ spricht er, ‚die Demütigen, die Sanftmütigen, die Barmherzigen‘.“

Stepanytsch hatte seinen Tee ganz vergessen. Er war ein alter Mann und sehr rührselig; er sitzt da, hört zu, und die Tränen rollen ihm über das Gesicht.

„Trink doch noch“, sagte Awdeitsch. Aber Stepanytsch bekreuzte sich, dankte, schob sein Glas fort und erhob sich.

„Hab’ Dank, Martyn Awdeitsch,“ sagte er, „du hast mich gastlich aufgenommen, hast mir Seele und Leib erquickt.“

„Ich bitte recht herzlich, komm auch bald wieder, sei mir ein lieber Gast!“ sagte Awdeitsch.

Stepanytsch ging. Martyn goß sich den letzten Tee ein, trank ihn aus, räumte das Geschirr fort und setzte sich wieder ans Fenster zu seiner Arbeit, einen Absatz abzunähen. Er arbeitet und schaut dabei fortwährend zum Fenster hinaus: er wartet auf Christus, denkt immer an ihn und seine Taten. Und dauernd gehen ihm alle Worte Christi durch den Kopf.

Zwei Soldaten gingen vorüber, einer in Dienststiefeln, der andere in seinen eigenen; dann kam in blank geputzten Galoschen der Wirt des Nachbarhauses; der Bäcker kam mit seinem Korb. Alle gingen sie vorüber. Jetzt erschien eine Frau in wollenen Strümpfen und Bauernschuhen vor dem Fenster. Sie ging am Fenster vorüber und

blieb am Pfeiler stehen. Awdeitsch schaute durch sein Fenster zu ihr hinauf und sah, daß sie eine fremde Frau war, schlecht gekleidet, mit einem Kind im Arm. Sie steht an der Mauer mit dem Rücken gegen den Wind und versucht das Kind einzuwickeln; aber sie hat nichts Rechtes zum Einwickeln. Sie hat nur Sommerkleidung am Leibe, und auch die ist sehr schlecht. Und Awdeitsch hört durch das Fenster, wie das Kind schreit; sie redet ihm gut zu, kann es aber nicht beruhigen. Da stand Awdeitsch auf, ging durch die Tür hinaus auf die Treppe und rief: „Liebe Frau, du da, liebe Frau!“ Die Frau hörte ihn und wandte sich um.

„Warum stehst du da so in der Kälte mit dem Kind? Komm zu mir in die Stube, im Warmen kannst du es besser besorgen. Komm, hierher!“

Die Frau wunderte sich. Sie sieht: ein ganz alter Mann in einer Schürze, mit einer Brille auf der Nase, ruft sie zu sich herein. Sie folgte ihm.

Sie gingen die Treppe hinab, traten in die Stube; dann führte der Alte die Frau zum Bett.

„So, hier setz' dich hin, gute Frau, schön nah an den Ofen. Da kannst du dich wärmen und das Kind nähren.“

„Ich hab' keine Milch in der Brust, habe ja selbst seit dem Morgen nichts gegessen“, sagte die Frau, nahm aber trotzdem das Kind an die Brust.

Awdeitsch schüttelte den Kopf, trat zum Tisch, holte Brot, öffnete die Ofentür und goß Kohlsuppe in einen Napf. Dann nahm er den Topf mit der Grütze heraus, die war aber noch nicht gar; so goß er nur Kohlsuppe ein und stellte sie auf den Tisch. Er holte Brot, nahm ein Wischtuch vom Haken und legte es auf den Tisch.

„Setz' dich,“ sagte er, „iß, liebe Frau; bei dem Kind werde ich solange sitzen – ich habe auch einmal Kinder gehabt, ich verstehe schon, sie zu warten.“

Die Frau bekreuzte sich, setzte sich an den Tisch und begann zu essen. Awdeitsch aber setzte sich aufs Bett zu dem Kinde. Er schmatzte dem Kind etwas vor mit den Lippen, aber es ging schlecht: er hatte keine Zähne mehr. Das Kindchen schreit immer weiter. Da dachte sich Awdeitsch aus, es mit dem Finger zu schrecken: er hält ihm den Finger dicht vor den Mund und nimmt ihn dann wieder fort. In den Mund hinein steckt er ihn aber nicht, weil

der Finger ganz schwarz ist, so ist er mit Pech beschmiert. Das Kindchen guckte den Finger an und wurde dann still, schließlich lachte es sogar. Da freute sich Awdeïtsch. Die Frau aber aß indessen und erzählte, wer sie sei und wohin sie ginge.

„Ich bin eine Soldatenfrau,“ sagt sie, „meinen Mann hat man schon vor acht Monaten weit fortgebracht, und ich höre nichts mehr von ihm. Ich hatte eine Stelle als Köchin, – da kam das Kind. Mit dem Kinde wollte man mich nicht behalten. So quäle ich mich nun schon den dritten Monat ohne Stelle herum. Alles was ich besaß, ist schon für das tägliche Brot draufgegangen. Ich wollte Amme werden – niemand nimmt mich: ich sei zu mager, heißt es immer. Da bin ich zu einer Kaufmannsfrau gegangen, bei der eine alte Frau von uns dient; die hatte versprochen mich zu nehmen. Ich hatte gedacht: gleich, aber sie hat gesagt, ich solle erst nächste Woche kommen. Und so weit weg wohnt sie. Ich bin schon ganz von Kräften, mein armes Jungchen habe ich auch ganz elend gemacht. Gott sei Dank, die Wirtin duldet uns noch um Christi willen in der Wohnung. Sonst wüßte ich nicht mehr, wie ich leben sollte!“

Da seufzte Awdeïtsch und sagte:

„Hast du denn keine warme Kleidung?“

„Ach, lieber Mensch, wie soll bei mir noch von warmer Kleidung die Rede sein? Gestern habe ich mein letztes Tuch für einen Zwanziger versetzt.“

Die Frau trat zum Bett und nahm das Kind auf. Awdeïtsch aber erhob sich, ging zur Wand, kramte da und brachte dann einen alten Rock.

„Da nimm,“ sagte er, „er ist schon recht schlecht, aber zum Einwickeln taugt er wohl noch.“

Die Frau sah den Rock an, sah den Alten an, nahm den Rock und brach in Tränen aus. Awdeïtsch wandte sich ab; er kroch unters Bett, holte einen Kasten hervor, wühlte in ihm und setzte sich wieder zu der Frau.

Da sagte die Frau:

„Behüte dich Christus, Großvater. Es scheint, er selbst hat mich an dein Fenster geführt. Das Kindchen wäre mir ja erfroren. Als ich von Hause fortging, war es noch warm, aber jetzt ist es so kalt geworden. Und er, unser lieber Herr, hat dir befohlen zum Fenster hinauszuschauen und dich meiner in meinem Elend zu erbarmen.“

Da lachte Awdeïtsch und erwiderte: „Wirklich, der Herr hat es so gefügt! Nicht nur so aufs Geratewohl schaue ich zum Fenster hinaus, gute Frau.“

Und Martyn erzählte auch der Soldatenfrau seinen Traum, wie er die Stimme gehört, und wie der Herr ihm versprochen hatte, am heutigen Tage zu ihm zu kommen.

„Alles kann geschehen“, sagte die Frau, stand auf, warf sich den Rock um, wickelte das Kind ein und verneigte sich, dankte Awdeïtsch noch einmal.

„Nimm, um Christi willen,“ sagte Awdeïtsch und gab ihr einen Zwanziger, „löse dein Tuch aus!“ Die Frau bekreuzte sich; es bekreuzte sich auch Awdeïtsch und geleitete sie hinaus.

Die Frau war fort. Awdeïtsch aß seine Kohlsuppe, räumte ab und setzte sich wieder an die Arbeit. Er arbeitet und denkt dabei an das Fenster, und wenn ein Schatten über das Fenster gleitet, schaut er sofort nach, wer vorbeigeht. Es gingen Bekannte vorbei, Fremde; aber nichts Besonderes geschah.

Da plötzlich sieht Awdeïtsch, daß gerade vor seinem Fenster eine alte Höckerin steht. Sie hat einen Korb mit Äpfeln. Viel Äpfel sind aber nicht mehr da, sie hat anscheinend schon alle verkauft. Über der Schulter trägt sie einen Sack mit Spänen; sie hat sie wohl auf einem Bauplatz gesammelt und geht jetzt nach Hause. Der Sack schien ihr arg die Schulter zu drücken; sie wollte ihn jetzt auf die andere Schulter nehmen, ließ ihn zu Boden gleiten, stellte den Korb mit den Äpfeln auf einen Pfahl und schüttelte die Späne im Sack zusammen. Während sie so ihren Sack schüttelte, erschien plötzlich, wie aus der Erde geschossen, ein Junge in zerrissener Mütze, griff sich einen Apfel aus dem Korb und wollte davonlaufen. Aber die Alte merkte es doch, drehte sich rasch um und packte den Bengel am Ärmel. Der Bengel wehrte sich, wollte sich losreißen, aber die Alte hielt ihn mit beiden Händen fest, schlug ihm die Mütze herunter und packte ihn an den Haaren. Der Junge brüllt, die Alte schimpft. Awdeïtsch konnte nicht mehr seine Ahle fortstecken, er warf sie auf den Fußboden, sprang zur Tür hinaus, stolperte sogar auf der Treppe und verlor die Brille. Als er auf die Straße kam, zernte die Alte den Jungen am Schopf, schimpfte und wollte ihn zum Schutzmann bringen. Der Bengel wehrt sich und stemmt sich. „Ich habe ihn nicht genommen. Weshalb schlägst du mich? Laß los!“

Awdeitsch brachte die beiden auseinander, faßte den Jungen an der Hand und sagte:

„Laß ihn, Großmutter, verzeih ihm um Christi willen!“

„Ich werde ihm so verzeihen, daß er es nicht vergißt, bis neue Ruten wachsen! Auf die Polizei bringe ich den Lümmel!“

Awdeitsch bat die Alte:

„Laß ihn, Großmutter! Er wird es nicht wiedertun! Laß ihn laufen, um Christi willen!“

Die Alte ließ ihn los. Der Junge wollte fortlaufen, aber Awdeitsch hielt ihn fest:

„Bitte die Großmutter um Verzeihung. Und tu es nicht wieder. Ich habe gesehen, daß du den Apfel genommen hast!“

Der Junge fing an zu heulen und bat um Verzeihung.

„So ist es gut. Hier hast du einen Apfel.“ Awdeitsch nahm einen Apfel aus dem Korb und gab ihn dem Jungen. „Ich werde ihn dir bezahlen, Großmutter“, sagte er zu der Alten.

„Du verwöhnst sie nur, die Lumpen“, sagte die Alte. „Man müßte ihn so belohnen, daß er es eine ganze Woche lang spürt.“

„Ach, Großmutter, Großmutter“, sagte Awdeitsch. „So denken wir, aber nach Gottes Meinung ist es ganz anders. Wenn der Junge wegen eines Apfels durchgehauen werden soll, was muß dann uns geschehen für unsere Sünden?“

Da schwieg die Alte.

Und Awdeitsch erzählte der Alten das Gleichnis, wie der Herr seinem Knecht die ganze große Schuld erließ, und wie der Knecht hinging und seinen Schuldner würgte. Die Alte hörte zu; der Junge stand dabei und hörte auch zu.

„Gott hat befohlen zu verzeihen“, sagte Awdeitsch, „sonst wird auch uns nicht vergeben werden. Allen sollen wir vergeben, und dem Unvernünftigen erst recht.“

Die Alte schüttelte den Kopf und seufzte.

„Das ist schon alles sehr schön. Aber sie sind doch gar zu zuchtlos geworden.“

„Dann müssen wir alte Leute sie eben belehren!“

„So sage ich ja auch“, sagte die Alte. „Ich selbst hatte sieben Kinder – nur eine Tochter ist mir geblieben.“ Und die Alte fing an zu erzählen, wie und wo sie mit ihrer Tochter lebte, und wieviel Enkelkinder sie hatte. „So gering sind schon meine Kräfte geworden,“

sagte sie, „aber arbeiten tue ich doch noch. Meine kleinen Enkelkinder liegen mir so am Herzen, und sie sind so liebe Kinder. Niemand ist so lieb zu mir wie sie. Aksiutka läßt mich für niemanden. ‚Großmutter, liebe Großmutter, beste‘ ...“

Die Alte wurde ganz rührselig dabei.

„Natürlich, es war ja nur eine Kinderei. Gott mit ihm, also“, sagte die Alte von dem Jungen.

Als sie dann ihren Sack über die Schulter werfen wollte, sprang der Junge hinzu und sagte:

„Laß mich tragen, Großmutter, ich habe denselben Weg.“

Die Alte schüttelte den Kopf und lud dem Jungen den Sack auf.

Nebeneinander gingen sie die Straße entlang von dannen. Die Alte aber hatte ganz vergessen, sich von Awdeitsch das Geld für den Apfel geben zu lassen. Awdeitsch stand da, schaute ihnen lange nach und hörte, wie sie gingen und miteinander redeten.

Als sie fort waren, kehrte Awdeitsch in seine Stube zurück, fand die Brille auf der Treppe unversehrt wieder, hob die Ahle auf und setzte sich wieder an seine Arbeit. Er arbeitete ein Weilchen, aber er traf nicht mehr recht mit den Borsten in die Löcher und sah plötzlich, daß schon der Laternenanzünder vorbeiging, um die Laternen anzuzünden. „Ich muß wohl doch Licht machen“, dachte er, machte die Lampe zurecht, hing sie an und nahm wieder seine Arbeit vor. Einen Stiefel machte er ganz fertig, er wendete ihn um, besah ihn – er war gut. Er legte sein Werkzeug beiseite, kehrte die Schnitzel zusammen, legte Draht, Faden und Ahlen fort, nahm die Lampe, stellte sie auf den Tisch und holte das Evangelium vom Brett. Er wollte das Buch an der Stelle aufschlagen, wo er gestern ein Stückchen Saffian hineingelegt hatte, aber es ging an einer andern Stelle auf. Und als Awdeitsch das Evangelium geöffnet hatte, fiel ihm der gestrige Traum wieder ein. Kaum hatte er daran gedacht, als er plötzlich Flüstern und Schritte hinter sich zu hören glaubte. Awdeitsch blickte sich um und sah wirklich Menschen in der dunklen Ecke stehen. Menschen stehen da, aber er kann sie nicht erkennen. Und eine Stimme flüstert ihm ins Ohr:

„Martyn! Martyn! Hast du mich denn nicht erkannt?“

„Wer bist du?“ fragte Awdeitsch.

„Ich bin es!“ sprach die Stimme.

„Ich bin es doch!“

Und aus der dunklen Ecke trat Stepanytsch hervor, lächelte, zerfloß wie ein Wölkchen ... und war nicht mehr da ...

„Auch das bin ich“, sprach die Stimme. Und aus der dunklen Ecke trat die Frau mit dem Kindchen hervor, und die Frau lächelte, und das Kindchen lachte ... und auch sie verschwanden ...

„Auch das bin ich“, sprach die Stimme. Da trat die Alte hervor und der Junge mit dem Apfel, und beide lächelten ... und verschwanden gleichfalls ...

Und Awdeïtsch freute sich in seiner Seele. Er bekreuzte sich, setzte die Brille auf und las das Evangelium an der Stelle, wo das Buch aufgeschlagen war. Oben auf der Seite las er:

„Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget.“

Und unten auf der Seite las er:

„Wahrlich, ich sage euch: was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

(Matthäus XXV, 35,40.)

Und Awdeïtsch verstand, daß der Traum ihn nicht betrogen hatte, daß wirklich an diesem Tage der Heiland zu ihm gekommen war, und er wirklich ihn aufgenommen hatte.

Die beiden Alten

Das Weib spricht zu ihm: Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten soll.

Jesus spricht zu ihr: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten.

Ihr wisset nicht, was ihr anbetet. Wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden.

Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.

Johannes-Evangelium IV, 19–23.

1. |

Zwei Alte hatten sich vorgenommen, zur Anbetung nach der alten Stadt Jerusalem zu pilgern. Der eine war ein reicher Bauer; er hieß Jefim Tarasytsch Scheweliow. Der andere war ein unbemittelter Mann, namens Jelisej Bodrow.

Jefim war ein ernster Bauer; er trank keinen Schnaps, rauchte keinen Tabak und schnupfte nicht, schimpfte nie im Leben mit häßlichen Worten und war ein strenger, gesetzter Mensch. Zweimal war Jefim Tarasytsch Starost gewesen und hatte ohne Fehlbetrag sein Amt abgegeben. Er hatte eine große Familie: zwei Söhne und einen verheirateten Enkel, und sie lebten alle miteinander. Er war ein gesunder, bärtiger, sich gerade haltender Mann; erst als er in die siebziger Jahre kam, zeigte sich das erste Grau in seinem Barte. Jelisej war nicht reich, nicht arm; in früheren Jahren hatte er außerhalb als Zimmermann gearbeitet, als er dann älter wurde, lebte er zu Hause und züchtete Bienen. Von seinen Söhnen arbeitete einer außerhalb, der andere war zu Hause. Jelisej war ein gutmütiger und heiterer Mann. Er trank wohl mal Schnaps, er schnupfte Tabak und sang gern Lieder, aber im übrigen war er ein stiller Mensch und lebte in Eintracht mit seinen Hausgenossen und den Nachbarn. Jelisej war

nur mittelgroß, schwärzlich, mit krausem Bart, und hatte, wie sein Schutzheiliger, der Prophet Elisa, eine Glatze über den ganzen Kopf.

Schon vor langer Zeit hatten die beiden Alten ihr Gelübde getan und hatten verabredet, zusammen zu pilgern. Aber Tarasytsch kam dann nie dazu: immer hinderten ihn seine Geschäfte. War eines erledigt, so fing gleich das andere an: mal mußte er den Enkel verheiraten, dann wieder erwartete er den jüngeren Sohn vom Militär zurück; jetzt wollte er gerade ein neues Haus bauen.

An einem Feiertage trafen sich einmal die beiden Alten und setzten sich auf einen Balken.

„Was meinst du,“ sagte Jelisej, „wann wollen wir unser Gelübde erfüllen?“

Jefim runzelte die Stirn.

„Wir müssen schon noch warten“, sagte er. „Ich habe gerade ein so schweres Jahr. Da habe ich mir nun ausgedacht, das Haus zu bauen, und hatte gemeint, es werde etwas über hundert kosten; aber jetzt ist es schon nahe an das dritte Hundert heran. Und es ist immer noch nicht fertig. Es wird wohl noch bis zum Sommer dauern. Zum Sommer, so Gott gibt, wollen wir uns dann unbedingt auf die Wanderschaft machen.“

„Ich meine,“ sagte Jelisej, „wir haben nichts mehr zu verschieben. Jetzt müssen wir uns aufmachen. Es ist gerade die rechte Zeit – jetzt im Frühling.“

„Die Zeit ist schon recht. Aber ich habe doch nun mal die Sache angefangen, wie kann ich sie da plötzlich wieder aufgeben?“

„Du bist doch nicht allein. Dein Sohn kann die Arbeit zu Ende führen.“

„Wie soll der damit fertig werden? Mein Großer ist unzuverlässig. Er trinkt.“

„Mal müssen wir doch sterben, Gevatter, und dann werden sie auch ohne uns zurechtkommen. Dein Sohn müßte auch mal was lernen.“

„Das stimmt ja schon; aber man möchte doch gern immer alles selbst noch fertig werden sehen.“

„Ach, mein Lieber! Alles kannst du doch nie fertigmachen. Da haben neulich die Weiber bei mir zum Feiertage gewaschen und aufgeräumt. Dies mußte sein, und jenes ... nie wären sie mit allem fertig

geworden. Meine älteste Schwiegertochter, eine kluge Frau, sagte da:

„Gott sei Dank, der Feiertag kommt und wartet nicht auf uns, sonst würden wir nie fertig werden, so viel wir auch schaffen?““

Tarasytch wurde nachdenklich.

„Ich habe viel Geld ausgegeben für den Bau. Und auf die Wanderschaft kann man auch nicht mit leeren Händen gehen. Das ist doch keine Kleinigkeit – hundert Rubel.“

Da lachte Jelisej.

„Versündige dich nicht, Gevatter“, sagte er. „Du bist zehnmal so reich wie ich und willst lange von Geld reden! Sprich nur, wann es losgehen soll. Ich habe zwar kein Geld, aber ich werde es mir schon schaffen.“

Da schmunzelte Tarasytch.

„Sieh an, wie reich du plötzlich bist! Wo willst du denn das Geld hernehmen?“

„Ich werde es schon zu Hause zusammenscharren, irgendwie werde ich es schaffen. Und wenn es nicht reicht, dann muß ich eben so an die zehn Bienenstöcke von den meinen dem Nachbar abtreten. Er bittet schon lange darum.“

„Der Schwarm wird gut geraten, und dann wirst du es bedauern.“

„Bedauern? Nein, Gevatter. Ich habe im Leben noch nichts außer meinen Sünden bedauert. Wertvoller als meine Seele ist mir nichts.“

„Das ist ja alles ganz schön. Aber es ist auch nicht gut, wenn zu Hause nicht alles in Ordnung ist.“

„Aber wenn in unserer Seele etwas nicht in Ordnung ist – das ist viel schlimmer! Wir haben es doch einmal gelobt, – also laß uns nun auch gehen. Wirklich, laß uns gehen!“

2. |

Und Jelisej überredete wirklich seinen Gefährten. Jefim grübelte und grübelte, und am nächsten Morgen ging er zu Jelisej.

„Also gut, wir wollen uns aufmachen“, sagte er. „Du hast ganz recht. Unser Tod und unser Leben liegen in Gottes Hand. Wir müssen gehen, solange wir noch am Leben und bei Kräften sind.“

Eine Woche später machten sich die beiden Alten denn auch auf.

Tarasjtsch hatte Geld im Hause. Er nahm sich hundert Rubel mit auf den Weg, zweihundert Rubel ließ er seiner Alten zurück.

Auch Jelisej rüstete sich. Er verkaufte seinem Nachbar zehn von seinen Bienenkörben und die Zuzucht von zehn Stöcken dazu. Er nahm dafür siebzig Rubel. Die übrigen dreißig Rubel scharfte er zu Hause zusammen. Seine Frau gab ihr Letztes, das sie für ihre Beerdigung gespart hatte; auch die Schwiegertochter gab her, was sie hatte.

Jefim Tarasjtsch übergab alle Geschäfte seinem ältesten Sohne: wo und wieviel er mähen sollte, wo gedüngt werden mußte, wie das Haus fertigzumachen und zu decken sei, alles hatte er genau überlegt, für alles Weisungen gegeben. Jelisej aber trug seiner Alten nur auf, die junge Brut von den verkauften Bienenstöcken abzusetzen und ohne Falsch dem Nachbar zu geben. Von den häuslichen Dingen redete er gar nicht erst: jedes Ding, meinte er, werde schon zeigen, wie und was zu tun sei. Sie müßten daheim nun selbst wirtschaften und alles so gut wie möglich machen.

Die Alten machten sich auf. Die Ihren buken ihnen Fladen, sie hatten sich Reisetaschen genäht, neue Fußlappen zugeschnitten; sie zogen neue Stiefel an, nahmen Bastschuhe auf Vorrat mit und brachen auf. Ihre Angehörigen gaben ihnen das Geleit bis vors Dorf, dort nahmen sie Abschied, und so traten die beiden Alten ihre Wanderschaft an.

Mit frohem Herzen begann Jelisej seine Reise: kaum hatte er das Dorf hinter sich, als er auch alle seine Sorgen vergessen hatte. Er dachte nur noch daran, wie er unterwegs seinem Weggenossen alles recht machen solle, ohne grobe Worte zu sagen, wie er in Frieden und Liebe zu seinem Reiseziele gelangen und wieder heimkehren könne. So schritt Jelisej fürbaß und flüsterte Gebete vor sich hin oder sagte sich die Heiligenlegenden auf, die er auswendig wußte. Und wenn er unterwegs jemanden traf oder in eine Herberge kam, so verstand er mit jedem Menschen freundlich zu sein und fromme Worte zu sprechen. Frohen Herzens wanderte er dahin. Nur eines brachte Jelisej nicht fertig. Er wollte das Tabakschnupfen aufgeben und hatte seine Dose daheim gelassen. Aber er entbehrte sie doch schmerzlich. Unterwegs schenkte ihm mal jemand Tabak. Und nun blieb er ab und zu hinter seinem Gefährten zurück, um den nicht zur Sünde zu verleiten, und schnupfte.

Auch Jefim Tarasytsch schreitet guten Sinnes dahin, standhaft; er tut nichts Böses und redet nichts Unnützes. Aber in seiner Seele ist doch nicht die rechte Leichtigkeit. Die häuslichen Sorgen wollen ihm nicht aus dem Kopfe weichen. Er denkt an alles, was wohl zu Hause geschieht. Hat er seinem Sohn auch nichts zu sagen vergessen? Macht der Sohn auch alles richtig? Wenn er unterwegs sieht, wie man Kartoffeln pflanzt oder Dünger fährt, dann denkt er sofort, ob sein Sohn wohl auch alles nach seinen Vorschriften tut? Am liebsten wäre er umgekehrt und hätte alles dem Sohne gezeigt oder es selbst gemacht.

3. I

Schon fünf Wochen waren die beiden Alten unterwegs; die mitgenommenen Bastschuhe waren bereits durchgetreten, und sie mußten neue kaufen. Sie kamen jetzt zu den Kleinrussen. So lange sie der Heimat nahe waren, hatten sie immer für Nachtlager und Essen bezahlen müssen. Als sie nun aber zu den Kleinrussen kamen, drängten sich die Leute, sie als Gäste aufzunehmen. Sie beherbergten sie über Nacht, gaben ihnen zu essen, nahmen kein Geld von ihnen und taten ihnen noch als Wegzehrung Brot in den Sack, oder gar Fladen. So hatten die Alten gut siebenhundert Werst zurückgelegt. Sie durchwanderten noch ein Gouvernement und kamen in eine Gegend, wo Mißernte gewesen war. Man ließ sie auch weiter zur Nacht ein und nahm kein Geld für das Nachtlager; aber zu essen gab man ihnen nicht mehr. Auch Brot erhielten sie nicht mehr überall; manchmal war für alles Geld keins aufzutreiben. Im vorigen Jahre, so erzählten die Leute, war nichts gewachsen. Sogar die Reichen waren jetzt verarmt und hatten alles verkaufen müssen; die mäßig Begüterten hatten überhaupt nichts mehr, und die Armen waren fortgezogen oder bettelten eben, oder sie schlugen sich zu Hause irgendwie durch. Im Winter aßen sie Spreu und Melde.

So nächtigten die Alten einmal in einem Flecken, kauften sich fünfzehn Pfund Brot, und als die Nacht um war, brachen sie vor der Dämmerung wieder auf, um noch vor der Mittagshitze so weit wie möglich zu kommen. Sie wanderten an die zehn Werst und kamen an ein Flößchen; da setzten sie sich hin, schöpften Wasser in ihren Napf, feuchteten ihr Brot an, aßen und wechselten ihr Fußzeug. Sie

saßen da und ruhten aus. Jelisej holte die Tabaksdose hervor. Jefim Tarasytsch schüttelte den Kopf.

„Daß du die Schmutzerei nicht sein lassen kannst“, sagte er.

Jelisej wehrte mit der Hand ab.

„Die Sünde hat mich übermannt“, sagte er. „Was soll ich tun?“

Dann standen sie auf und wanderten weiter. Sie machten noch an die zehn Werst, dann kamen sie in ein großes Dorf und gingen hindurch. Es war schon sehr heiß geworden. Jelisej war sehr matt, er wollte ausruhen und trinken, aber Tarasytsch machte nicht halt. Tarasytsch war besser zu Fuß, und es fiel Jelisej schwer, mit ihm immer Schritt zu halten.

„Ich möchte trinken“, sagte er.

„So trink doch! Ich habe keinen Durst.“

Jelisej blieb stehen.

„Warte nicht meinetwegen, – ich laufe nur in die Hütte und trinke einen Schluck. Ich hole dich dann rasch wieder ein.“

„Schön“, sagte Jefim. Und ging allein seines Weges weiter. Jelisej aber schritt der Hütte zu.

Jelisej kam also zu der Hütte. Sie war klein, mit Lehm gestrichen; unten schwarz, oben weiß; der Lehm blätterte schon ab, die Wand war wohl lange nicht mehr geschmiert worden; auch das Dach war auf einer Seite beschädigt. Der Eingang war vom Hofe. Jelisej trat in den Hof und sah auf der Erdbank einen Menschen liegen, ohne Bart, mager, in Hemd und Hosen, wie sie eben die Kleinrussen tragen. Er hatte sich wohl in der Kühle hingelegt, aber die Sonne schien jetzt gerade auf ihn. Er lag da, aber er schlief nicht. Jelisej rief ihn an und bat um einen Trunk Wasser ... Der Mann antwortete nicht. „Entweder ist er krank oder unfreundlich“, dachte Jelisej und trat zur Tür. Da hörte er in der Hütte ein Kind weinen. Er klopfte mit dem Türing „Heda, Wirtsleute!“ Keine Antwort. Er pochte mit seinem Stab an die Tür. „Ihr Christen!“ Nichts rührte sich. „Knechte Gottes!“ Keine Antwort. Jelisej wollte schon weiter gehen, – da hörte er, daß drinnen jemand stöhnte. „Sollte den Leuten etwa was zugestoßen sein? Muß doch mal nachschauen!“ Und Jelisej trat in die Hütte.

4. I

Jelisej drehte den Türring, – die Tür war nicht verschlossen. Er machte auf und ging durch den Flur. Die Tür zur Stube stand offen. Links war der Ofen, rechts, in der vorderen Ecke, der Heiligen-schrein, ein Tisch, hinter dem Tisch die Bank; auf der Bank saß eine Alte, nur im Hemd, ohne Kopftuch, den Kopf auf den Tisch gesenkt; neben ihr ein magerer Knabe, mit einem wächsernen Gesicht, aber einem dicken Bauch: er zupft die Alte am Ärmel, heult laut und bit-tet um etwas. Jelisej ging in die Stube hinein. Dumpfe Luft ist in ihr. Da sieht er – hinter dem Ofen auf dem Fußboden liegt eine Frau. Sie liegt auf dem Rücken, mit geschlossenen Augen; sie röchelt nur, und ihr Bein zuckt hin und her. Sie wirft sich hin und her, und von ihr geht der dumpfe Geruch aus: sie liegt sichtlich in ihrem eigenen Un-rat und niemand ist da, der ihr helfen könnte. Da hob die Alte den Kopf und erblickte den fremden Menschen.

„Was willst du? Was willst du? Wir haben nichts, Mann!“ Jelisej verstand ihre kleinrussischen Worte und trat näher. „Ich wollte nur um einen Trunk Wasser bitten, Magd Gottes!“

„Nichts ist, sage ich, nichts ist da. Nichts ist hier zu holen. Geh weiter!“

Jelisej befragte sie.

„Ist denn kein gesunder Mensch hier, der der Frau helfen könn-te?“

„Niemand ist hier. Der Bauer stirbt auf dem Hofe und wir hier drinnen.“

Der Knabe war verstummt, als er den Fremden erblickt hatte; aber als die Alte redete, faßte er sie wieder am Ärmel. „Brot, Groß-mutter, gib Brot!“ Und wieder weinte er.

Jelisej wollte die Alte weiter ausfragen, da schleppte sich der Bauer in die Hütte, tappte an der Wand lang und wollte sich auf die Bank setzen. Aber er kam nicht bis [dort] hin und fiel bei der Schwel-le in die Ecke. Er versuchte gar nicht, sich zu erheben, er redete – immer ein Wort brachte er heraus, mußte dann erst Atem holen, und sagte danach wieder eines.

„Die Krankheit“, sagte er, „hat uns befallen, und hungrig sind wir. Da – er stirbt vor Hunger“, wies der Bauer mit dem Kopf auf den Knaben und weinte.

Jelisej schüttelte den Sack auf seinem Rücken, machte seine

Hände frei, warf den Sack zu Boden, legte ihn dann auf die Bank und band ihn auf. Als er offen war, holte er das Brot heraus, sein Messer, schnitt ein Stück ab und reichte es dem Bauer. Der nahm es aber nicht an und wies nur auf den Knaben und das kleine Mädchen. „Gib es ihnen“, wollte er sagen. Da gab Jelisej es dem Knaben. Der Knabe spürte das Brot, streckte die Arme aus, ergriff das Stück Brot mit beiden Händchen, steckte das ganze Gesicht hinein und lief fort. Hinter dem Ofen kam auch das Mädchen hervor und starrte auf das Brot. Auch ihr gab Jelisej. Dann schnitt er noch ein Stück ab und gab es der Alten. Auch die Alte nahm und begann zu kauen.

„Wasser müßten wir holen“, sagte sie. „Der Mund ist ihnen ja ganz eingetrocknet. Ich wollte gestern – oder heute, ich weiß schon nicht mehr – Wasser holen, aber ich bin gefallen und kam nicht bis hin; der Eimer muß nach daliegen, wenn ihn nicht jemand weggenommen hat.“

Jelisej fragte, wo der Brunnen sei. Die Alte sagte ihm Bescheid. Jelisej ging hin, fand den Eimer, brachte Wasser, gab allen zu trinken. Die Kinder aßen noch mehr Brot, mit Wasser; auch die Alte aß. Nur der Bauer aß nichts. „Ich kann nichts herunterbringen“, sagte er. Die Frau stand nicht auf und kam nicht zu sich, sie warf sich nur auf ihrem Schafpelz hin und her. Jelisej ging ins Dorf zum Krämer und kaufte Hirse, Salz, Mehl, Butter. Dann suchte er sich ein Beil, hackte Holz und heizte den Ofen. Das kleine Mädchen half ihm. Jelisej kochte Suppe und Grütze und gab allen zu essen.

5. I

Der Bauer nahm etwas zu sich, auch die Alte aß. Das kleine Mädchen und der Knabe leckten die Schüssel aus und legten sich dann umschlungen schlafen.

Der Bauer und die Alte erzählten, wie alles mit ihnen gekommen war.

„Wir hatten ja auch vorher nur ärmlich gelebt“, sagten sie. „Aber da ist nun plötzlich nichts gewachsen, und bei uns war schon im Herbst alles verzehrt, was wir hatten. Als alles zu Ende war, baten wir die Nachbarn und andere gute Menschen. Zuerst gaben sie uns auch, aber dann hörten sie auf. Manche hätten uns wohl gern etwas gegeben, aber sie hatten eben selbst auch nichts. Wir schämten uns

dann, immer wieder zu bitten, allen schuldeten wir schon Geld oder Mehl oder Brot.“

„Ich suchte Arbeit,“ erzählte der Bauer, „aber ich konnte keine Arbeit finden. Überall drängten sich die Leute nur um das tägliche Brot zur Arbeit. Einen Tag arbeitet man, und zweie läuft man so herum und sucht Arbeit. Dann ging die Alte mit der Kleinen weg in die Ferne, um zu betteln. Aber es gab nur wenig Almosen, niemand hatte Brot. Immerhin, wir fütterten uns noch gerade so durch; wir dachten, es bis zur neuen Ernte aushalten zu können. Aber seit dem Frühjahr gibt kein Mensch mehr ein Almosen. Dann kam auch noch die Krankheit. Es ging uns jetzt ganz schlecht. Einen Tag hatten wir etwas zu essen und zweie nichts. Wir fingen an, Gras zu essen. Ob das nun vom Grasessen gekommen ist, jedenfalls befiel dann die Krankheit mein Weib. Sie legte sich also hin,“ sagte der Bauer, „und auch ich habe keine Kraft mehr. Und wir haben keine Möglichkeit, wieder hochzukommen.“

„Nun mußte ich mich allein quälen“, erzählte die Alte weiter. „Und so ohne Nahrung kam ich ganz von Kräften und bin ganz schwach geworden ... Auch die Kleine ist schwach geworden und so eingeschüchtert. Wir wollten sie zu den Nachbarn schicken – aber sie wollte nicht hingehen. In eine Ecke hat sie sich verkrochen und geht nicht hin. Gestern war die Nachbarin hier und sah, daß wir hungrig und krank sind: sie drehte gleich um und ging wieder fort. Ihr selbst ist der Mann fortgelaufen, und sie hat nichts, um ihre kleinen Kinder zu ernähren. So haben wir also dagelegen und auf den Tod gewartet.“

Als Jelisej diese Erzählungen angehört hatte, gab er seinen Plan auf, an diesem Tage noch seinen Gefährten einzuholen, und er blieb über Nacht. Am nächsten Morgen stand er auf und machte sich im Hause an die Arbeit, als sei es sein eigenes. Er rührte mit der Alten Brotteig ein und heizte den Ofen. Dann ging er mit der Kleinen zu den Nachbarn, um zu holen, was notwendig war. Denn was er auch suchte, nichts war da, alles war verkauft; nichts war in der Wirtschaft, nichts war da an Kleidung. Und Jelisej besorgte alles, was nötig war. Manches machte er selbst, anderes kaufte er. So verbrachte Jelisej hier einen Tag, verbrachte noch einen und auch den dritten. Der kleine Junge erholte sich, kroch wieder auf der Bank herum, schmeichelte sich an Jelisej an. Das Mädchen war wieder ganz lustig

und half ihm bei allen Arbeiten. Sie lief dauernd hinter Jelisej her und nannte ihn „Großvater! Großväterchen!“ Auch die Alte raffte sich schließlich auf und ging zur Nachbarin. Der Bauer tastete sich an den Wänden lang. Nur die Frau lag noch immer, aber am dritten Tage kam sie doch wieder zu sich und verlangte zu essen. „Nun,“ dachte Jelisej, „ich hätte nicht gedacht, soviel Zeit zu verlieren; jetzt will ich aber doch weitergehen.“

6. I

Am vierten Tage gingen die Fasten zu Ende, da dachte Jelisej : „So will ich noch mit den Leuten zusammen Fastenende feiern und ihnen etwas zum Feiertage kaufen; am Abend gehe ich dann weiter.“ Jelisej ging also wieder ins Dorf, kaufte Milch, weißes Mehl und Speck. Mit der Alten zusammen kochte und buk er, am Morgen ging er dann zur Messe, kam wieder heim und setzte sich mit den Leuten zu Tische. An diesem Tage stand auch die Frau wieder auf und ging umher. Der Bauer aber rasierte sich, zog ein sauberes Hemd an, das die Alte ausgewaschen hatte und ging ins Dorf zu dem reichen Bauern, um ihn um Erbarmen zu bitten. An diesen Bauern hatte er seinen Heuschlag und seinen Acker verpfändet; er wollte ihn bitten, ihm doch beides noch vor der neuen Ernte zurückzugeben. Am Abend kehrte der Bauer aber trübselig und in Tränen heim. Der Reiche hatte kein Mitleid gehabt, er hatte nur gesagt: „Bring' erst das Geld!“

Jelisej sann wieder nach. „Wie sollen sie denn jetzt nur leben?“ dachte er. „Andere Leute werden Heu hauen gehen; sie aber haben nichts, es ist doch verpfändet. Der Roggen kommt zur Reife, und die andern werden ernten gehen (und er ist so schön gekommen diesmal!); sie aber haben nichts zu ernten, denn ihre Desiatine ist ja dem reichen Bauern verfallen. Wenn ich jetzt weggehe, kommen sie wieder ganz herunter.“ Und Jelisej gab noch einmal sein Vorhaben auf und ging auch an diesem Abend noch nicht fort. Er verschob es bis auf den nächsten Morgen. Zum Schlafen ging er auf den Hof hinaus. Er betete, legte sich nieder, aber er konnte keinen Schlaf finden. Er mußte jetzt wirklich endlich gehen, er hatte so schon viel Geld und Zeit verloren, – aber es war ihm doch leid um die Menschen hier. „Man kann ja wohl nicht allen Menschen helfen. Ich wollte ihnen

nur Wasser holen und ihnen ein Stück Brot geben, – und was ist daraus geworden! Jetzt werde ich ihnen noch ihren Heuschlag und ihren Acker auslösen müssen. Und wenn ich den Acker auslöse, dann muß ich auch noch eine Kuh kaufen für die Kinder, und ein Pferd für den Bauern, um ihm seine Garben zu fahren. Da bist du schön hineingeraten, Bruder Jelisej Kusmitsch! Jetzt bist du wie ein Boot ohne Anker und weißt nicht mehr recht, was tun.“ Jelisej stand auf, nahm den Kaftan unter dem Kopf hervor, wickelte ihn auseinander, holte die Tabaksdose heraus, schnupfte und hoffte seine Gedanken dadurch klarer zu machen, – aber es half auch nichts: er mußte immer denken und denken und kam doch zu keinem Entschluß. Er wollte zwar weitergehen – aber die Leute taten ihm doch so leid! Er wußte nicht, was er tun sollte. Er faltete seinen Kaftan wieder unter dem Kopf zusammen und legte sich noch einmal nieder. So lag er da, und er lag noch so, als die Hähne krächten, da endlich schlief er ein. Plötzlich war ihm so, als habe ihn jemand geweckt. Und er sieht sich selbst, fertig angekleidet, mit Sack und Wanderstab; er will durchs Tor hinausgehen, und das Tor steht offen, aber nur so, daß gerade ein einzelner Mensch hindurchkann. Und er schiebt sich durch das Tor, und sein Reisesack hakt sich an einer Seite fest; er will ihn lösen, da bleibt er an der andern Seite mit dem Fußlappen hängen, und der Fußlappen wickelt sich auf. Er will sich losmachen: aber er ist nicht am Zaun hängengeblieben, sondern das kleine Mädchen hält ihn fest und ruft „Großvater, Großväterchen, gib Brot!“ Er schaut auf seinen Fuß; am Fuß hält ihn der Knabe fest, und die Alte und der Bauer schauen zum Fenster heraus. Da erwachte Jelisej und sprach laut zu sich selbst: „Morgen löse ich den Acker und den Heuschlag aus und kaufe ein Pferd und Mehl bis zur neuen Ernte, und eine Kuh für die Kinder.“ Sonst gehe ich vielleicht übers Meer, um Christus zu suchen und verliere ihn dabei in mir selbst. Ich muß den Leuten hier helfen!“ Und Jelisej schlief bis zum Morgen. Er wachte früh auf, ging zu dem reichen Bauern, löste den Roggenacker aus und gab ihm auch das Geld für den Heuschlag. Dann kaufte er eine Sense – denn auch die war verkauft worden – und brachte sie heim. Er schickte den Bauern ins Heu und ging selbst wieder ins Dorf. Beim Schenkwirt stand ein Pferd zum Verkauf und eine Telege. Er einigte sich über den Preis und kaufte es. Dann kaufte er einen Sack Mehl, lud ihn auf die Telege und ging weiter, um noch eine Kuh zu

kaufen. Wie Jelisej so dahingeht, überholt er zwei Weiber. Die Weiber ziehen ihres Weges und schwatzen. Jelisej hört, daß die Weiber in ihrer Mundart plaudern, und er versteht, daß sie über ihn reden.

„Siehst du, anfangs wußten sie gar nicht, wer er war, da dachten sie, er sei ein ganz gewöhnlicher Mensch. Er kam,“ sagten sie, „um Wasser zu trinken, und dann ist er dageblieben. Was der ihnen nicht alles gekauft hat! Ich habe selbst gesehen, wie er heute beim Schenkwirt Pferd und Wagen gekauft hat. Gibt es denn wirklich solche Menschen auf Erden? Wir müssen gehen und ihn ansehen.“

Jelisej hörte das und verstand, daß sie ihn lobten. Deshalb ging er lieber nicht die Kuh kaufen. Er kehrte zu dem Schenkwirt zurück und gab ihm das Geld für das Pferd. Dann spannte er an und fuhr mit dem Mehl nach Hause. Vor dem Tore angelangt, machte er halt und stieg von der Telege ab. Als seine Wirtsleute das Pferd sahen, wunderten sie sich. Sie dachten sich schon, daß er das Pferd für sie gekauft habe, aber sie wagten es doch nicht zu sagen. Der Bauer kam heraus, um das Tor zu öffnen.

„Woher hast du das Pferd, Großväterchen?“ fragte er.

„Ich habe es gekauft“, antwortete er. „Ich habe es billig bekommen. Mähe Gras, daß wir ihm für die Nacht etwas in die Krippe legen können. Und lade den Sack ab.“

Der Bauer spannte das Pferd aus, brachte den Sack in den Speicher, mähte eine Tracht Gras und tat es in die Krippe. Alle legten sich schlafen. Jelisej legte sich draußen schlafen; dahin hatte er am Abend auch seinen Reisesack gebracht. Alle schliefen. Da erhob sich Jelisej, hängte seinen Sack um, zog Schuhe und Kaftan an und machte sich auf den Weg, Jefim wieder einzuholen.

7. 1

Jelisej war etwa fünf Werst gegangen. Es begann zu tagen. Er setzte sich unter einen Baum, band seinen Sack auf und begann zu zählen. Es ergab sich, daß ihm noch siebzehn Rubel und zwanzig Kopeken blieben. „Nun,“ dachte er, „damit komme ich doch nicht bis übers Meer. Und in Christi Namen betteln, – vielleicht ist das nur noch eine größere Sünde! Gevatter Jefim wird auch ohne mich hinkommen und für mich eine Kerze aufstellen! Auf mir wird nun wohl das

Gelübde unerfüllt bis zu meinem Tode lasten. Nur gut, daß mein Gläubiger gnädig ist, – er wird Geduld haben mit mir.“

Jelisej stand auf, warf den Sack wieder über die Schultern und ging zurück. Nur machte er einen Umweg um das Dorf, damit ihn die Leute nicht sähen. Und bald war Jelisej wieder zu Hause. Der Hinweg war ihm schwer vorgekommen, manchmal war es über seine Kräfte gegangen, mit Jefim Schritt zu halten. Auf dem Rückwege aber gab ihm Gott solche Kraft, daß er ohne Ermüdung dahinschritt. Wie ein Spiel war ihm das Gehen, er schwenkte seinen Stab und machte seine siebzig Werst am Tage.

So kam Jelisej wieder nach Hause. Man hatte schon die Ernte eingebracht. Die Seinen freuten sich, daß ihr Alter wieder da war und fragten ihn aus: wie und wo und warum er seinen Gefährten verlassen habe, weshalb er vor dem Ziele umgedreht und nach Hause zurückgekehrt sei. Jelisej erzählte es ihnen aber nicht.

„Gott hat es nicht gewollt. Ich habe unterwegs mein Geld verloren und habe meinen Gefährten allein weitergehen lassen. So bin ich dann nicht weitergekommen. Verzeiht mir um Christi willen!“

Und er gab seiner Alten den Rest des Geldes wieder. Jelisej erkundigte sich nach den häuslichen Angelegenheiten: alles war gut, alles war besorgt worden, nichts in der Wirtschaft war vernachlässigt, und alle lebten in Frieden und Eintracht.

Am gleichen Tage hörten auch Jefims Angehörige, daß Jelisej zurückgekehrt sei. Sie kamen, sich nach ihrem Alten zu erkundigen. Ihnen sagte Jelisej dasselbe:

„Euer Alter ist wohlbehalten weitergewandert, wir haben uns drei Tage vor Peter-Paul getrennt. Ich wollte ihn eigentlich wieder einholen, aber da geschah mir das, daß ich mein Geld verlor und also nichts mehr für die Reise hatte. Deshalb kehrte ich eben um.“

Die Leute wunderten sich, daß solch kluger Mensch so dumm handeln konnte; er war fortgegangen, hatte aber sein Ziel nicht erreicht und nur sein Geld vertan. Sie wunderten sich, – und dann vergaßen sie es. Auch Jelisej vergaß es. Er machte sich wieder an seine Arbeit im Hause; er schaffte mit seinem Sohn zusammen Holz zum Winter, drasch mit den Weibern das Korn, deckte die Scheuern neu, sorgte für seine Bienen und gab zehn Stöcke mit Zuzucht seinem Nachbar. Die Alte wollte verheimlichen, wieviel neue Schwärme sich von den verkauften Stöcken abgeteilt hatten, aber Jelisej wußte

selbst genau, welche Stöcke unfruchtbar waren und welche neue Schwärme abgelegt hatten, und er gab dem Nachbar statt zehn Stöcken siebzehn. Als Jelisej fertig war, schickte er seinen Sohn auf Arbeit fort, er selbst machte sich für den Winter daran, Bastschuhe zu flechten und Bienenstöcke auszuhöhlen.

Den ganzen Tag über, den Jelisej in der Hütte bei den kranken Leuten verbrachte, hatte Jefim auf seinen Gefährten gewartet. Er war nur ein kleines Stück weitergegangen und hatte sich dann hingesetzt. Er wartete und wartete, schlief schließlich ein und erwachte wieder, saß noch eine Weile und wartete – aber sein Gefährte kam nicht. Die Augen schaute er sich aus. Schon ging die Sonne hinter den Bäumen unter – Jelisej war immer noch nicht da! „Sollte er etwa an mir vorübergegangen sein,“ dachte er, „oder sollte ihn jemand mitgenommen haben, so daß er an mir vorübergefahren ist und mich nicht bemerkt hat, dieweil ich schlief. Aber er müßte mich doch gesehen haben! Hier in der Steppe sieht man so weit! Wenn ich jetzt zurückgehe,“ meinte er, „so kommt er vielleicht inzwischen noch weiter vorwärts. Wenn wir uns verfehlen, wird es nur noch schlimmer. Ich will lieber weitergehen. Im Nachtquartier treffen wir uns dann wohl.“ Er kam also in ein Dorf und bat den Gemeindediener, wenn ein Alter käme, der soundso aussähe, möchte er ihn in dieselbe Hütte führen. Jelisej kam aber nicht in dieser Nacht. So ging Jefim weiter und fragte unterwegs jedermann, ob er nicht einen kahlköpfigen Alten gesehen habe. Niemand hatte ihn gesehen. Jefim wunderte sich und zog allein weiter. „Wir werden uns wohl in Odessa treffen,“ dachte er, „oder auf dem Schiff“, und grübelte nicht weiter darüber nach.

Unterwegs tat er sich mit einem andern Pilger zusammen. Der Pilger trug Kappe, Mönchsrock und langes Haar; er war schon auf dem Athos gewesen und zog jetzt zum zweitenmal nach Jerusalem. Sie hatten sich im Nachtquartier getroffen, waren ins Gespräch gekommen und wanderten nun zusammen weiter.

Sie kamen wohlbehalten bis Odessa. Drei volle Tage mußten sie auf das Schiff warten. Es warteten schon viele Pilger, aus den verschiedensten Gegenden. Jefim fragte wieder nach Jelisej, aber niemand hatte ihn gesehen.

Jefim besorgte sich einen Auslandspaß, der kostete fünf Rubel. Dann bezahlte er vierzig Rubel für die Fahrt hin und zurück und

kaufte sich Brot und Heringe für die Reise. Das Schiff wurde beladen, dann brachte man auch die Pilger an Bord. Auch Tarasytsch und der andere Pilger schifften sich ein. Man lichtete die Anker, stieß ab und fuhr hinaus auf das Meer. Den Tag über ging die Fahrt gut, am Abend aber erhob sich ein Wind, es begann zu regnen, das Schiff schaukelte, und es kam Wasser über. Die Leute wurden unruhig, die Weiber fingen an zu jammern; auch von den Männern liefen manche, die ängstlich waren, hin und her und suchten nach einem sicheren Platz. Auch Jefim hatte Angst, aber er zeigte sie nicht: da wo er sich zuerst auf den Fußboden gesetzt hatte, mit einigen alten Männern aus den Tambowschen, blieb er die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag sitzen. Sie hielten alle ihre Reisesäcke fest und redeten kein Wort. Am dritten Tage wurde es wieder ruhig. Am fünften Tage kamen sie nach Konstantinopel. Einige von den Pilgern gingen an Land, um die Kirche der heiligen Sophia zu besuchen, wo jetzt die Türken hausen. Tarasytsch aber ging nicht von Bord, sondern blieb auf dem Schiffe sitzen. Nur weiße Semmel kaufte er sich. Sie lagen hier einen Tag und eine Nacht, dann ging es wieder ins Meer hinaus. Sie hielten noch vor der Stadt Smyrna, dann vor Alexandria und kamen endlich wohlbehalten nach Jaffa. In Jaffa stiegen alle Pilger aus; von hier mußten sie die siebzig Werst bis Jerusalem zu Fuß gehen. Das Ausschiffen machte den Leuten viel Angst: das Schiff war hoch und die Menschen mußten von oben in die Boote hinabspringen, die Boote aber schaukelten – man mußte immer Furcht haben, nicht ins Boot zu fallen, sondern daneben. Zwei Leute wurden auch ganz naß dabei, aber alle kamen gut ans Land. Als sie an Land waren, zogen sie zu Fuß weiter; am dritten Tage um die Zeit des Mittagessens kamen sie nach Jerusalem. Sie kehrten vor der Stadt im russischen Hospiz ein, ließen ihre Pässe eintragen, aßen zu Mittag, und dann ging Jefim mit dem Pilger zu den heiligen Stätten. Ins Grab des Herrn wurden sie noch nicht eingelassen. Sie gingen zum Patriarchenkloster; alle Pilger wurden versammelt und nach Geschlechtern getrennt. Sie mußten die Schuhe ablegen und sich im Kreise setzen. Dann erschien ein Mönch mit einem Handtuch und wusch ihnen allen die Füße: er wusch sie, trocknete sie ab und küßte sie; so tat er bei allen. Auch Jefim wusch er die Füße und küßte sie. Dann hörten sie die Messe, beteten, stellten Kerzen auf und spendeten zu Fürbitten für ihre Eltern. Hier gab man ihnen auch zu essen

und reichte ihnen Wein. Am Morgen besuchten sie die Zelle der ägyptischen Maria, die hier ihr Seelenheil gesucht hatte. Sie stellten Kerzen auf und ließen einen Dankgottesdienst abhalten. Von da gingen sie in das Abrahams-Kloster. Sie sahen den Garten und die Stätte, wo Abraham seinen Sohn dem Herrn hatte opfern wollen. Dann gingen sie zu der Stätte, wo Christus der Maria Magdalena erschienen war, und in die Kirche des Jakobus, des Bruders des Herrn. Der Pilger zeigte Jefim alle Stellen und sagte überall, wieviel Geld er geben müsse. Zum Essen kehrten sie wieder in das Hospiz zurück. Als sie gegessen und sich schlafen gelegt hatten, fing der Pilger plötzlich an zu jammern; er wühlte in seinem Gewand und suchte ... „Man hat mir mein Portemonnaie mit Geld gestohlen, dreiundzwanzig Rubel waren es“, klagte er. „Zwei Zehnrubelscheine und drei Rubel kleines Geld!“ Der Pilger klagte und jammerte. Aber es war nichts zu tun. Sie legten sich schlafen..

9. I

Jefim hatte sich schlafen gelegt, da kam die Versuchung über ihn. „Man hat dem Pilger sein Geld nicht gestohlen,“ überlegte er, „ich meine, er hat gar kein Geld gehabt. Er hat nirgends etwas gegeben. Mich, hat er immer geheißt zu geben, aber er selbst hat nichts gegeben. Er hat sich sogar einen Rubel von mir geliehen.“

So dachte Jefim, dann aber machte er sich Vorwürfe. „Wie darf ich über den Menschen so richten? Das ist ja Sünde! Ich will nicht mehr daran denken.“ Er vergaß es erst auch, mußte aber gleich wieder daran denken, wie jener Pilger immer auf Geld aus gewesen war, wie unwahrscheinlich es war, daß man ihm sein Portemonnaie gestohlen habe. „Er hat gewiß gar kein Geld gehabt“, dachte er. „Es ist gelogen.“

Sie standen am Abend wieder auf und gingen zur Frühmesse in die große Auferstehungskirche am Grabe des Herrn. Der Pilger wich nicht von Jefim und blieb immer mit ihm zusammen.

Sie kamen zu der Kirche. Dort hatte sich eine große Menge von Pilgern angesammelt – Russen und alle andern Völker, Griechen, Armenier, Türken, Syrer. Jefim trat mit der Menge in die heilige Pforte ein. Ein Mönch führte sie. Er geleitete sie an der türkischen Wache vorbei zu der Stelle, wo man den Heiland vom Kreuz

genommen und gesalbt hatte, und wo neun große Kandelaber brannten. Er zeigte und erklärte ihnen alles. Jefim stellte dort eine Kerze auf. Dann führten die Mönche Jefim rechts die Stufen hinauf nach Golgatha zu der Stelle, wo das Kreuz gestanden hatte. Hier betete Jefim. Dann zeigten sie Jefim die Spalte, wo sich die Erde bis zur Unterwelt aufgetan hatte, und die Stelle, wo man Christi Hände und Füße mit Nägeln ans Kreuz geheftet hatte; ferner zeigten sie ihm Adams Grab, wo Christi Blut über seine Gebeine geflossen war. Dann kamen sie zu dem Stein, wo Christus gesessen hatte, als man ihm die Dornenkrone aufsetzte; dann zu dem Pfahl, an den Christus gebunden war, als er gezeißelt wurde. Jefim sah auch den Stein mit den zwei Löchern für die Füße Christi. Man wollte ihm noch etwas zeigen, aber das Volk drängte: alle eilten nach dem Heiligen Grabe. Dort war gerade eine andersgläubige Messe zu Ende, und es begann eine rechtläubige. Auch Jefim ging mit dem Volke zur Grabkapelle.

Er wollte sich von dem Pilger losmachen, denn in Gedanken sündigte er noch immer wider diesen – aber der Pilger wich nicht von ihm und ging mit ihm zusammen zur Messe in die Gruft des Herrn. Sie wollten weiter nach vorn gehen, aber es gelang ihnen nicht. Das Volk drängte so, daß man weder vorwärts noch rückwärts kam. Jefim stand da, schaute nach vorn, betete; ab und zu fühlte er wieder nach, ob sein Beutel noch da war. Seine Gedanken waren zwiespältig: einmal dachte er, der Pilger habe ihn belogen, – dann wieder meinte er, wenn er nicht gelogen habe, wenn er wirklich bestohlen wurde, so könne auch ihm dasselbe geschehen.

10. I

So steht Jefim da, betet und schaut nach vorn, in die Kapelle, wo das Heilige Grab ist und über dem Grabe sechsunddreißig Lampen brennen. Jefim steht da, schaut über die Köpfe hinweg ... Welch Wunder! Gerade unter den Lampen, da, wo das wundertätige Feuer brennt, vor allen anderen, steht ein alter Mann in grobem Kaftan, mit einer Glatze, die über den ganzen Kopf leuchtet, ganz wie bei Jelisej Bodrow. „Er sieht aus wie Jelisej!“ denkt Jefim. „Aber er kann es doch nicht sein! Er konnte doch nicht vor mir hier ankommen. Das Schiff vor dem unsern war eine Woche früher abgegangen. Er

konnte mir doch nicht zuvorkommen. Auf unserm Schiff ist er aber nicht gewesen. Ich habe doch alle Pilger gesehen.“

Gerade hatte Jefim so gedacht, da betete der Alte, verneigte sich dreimal: einmal nach vorn, vor Gott, und dann vor der rechtgläubigen Christenheit nach beiden Seiten. Und als der Alte sein Haupt nach rechts wandte, da erkannte ihn Jefim. Das war er wirklich, Bodrow, das war sein schwärzlicher, krauser Bart, das graue Haar an den Wangen, seine Brauen und Augen und seine Nase und sein ganzes Angesicht. Das war er selbst, Jelisej Bodrow!

Da freute sich Jefim, daß er seinen Gefährten wiedergefunden hatte, und er verwunderte sich, wie ihn Jelisej wohl habe überholen können.

„Ei, Bodrow,“ denkt er, „wie bist du nur so nach vorn gekommen? Er muß doch einen Menschen gefunden haben, der ihn so gut geführt hat. Am Ausgange will ich ihn treffen; meinen Pilger in der Kappe lasse ich laufen und gehe dann lieber mit Jelisej, vielleicht bringt er mich auch nach vorn!“

Und Jefim schaute genau hin, um Jelisej nicht aus den Augen zu verlieren. Die Messe war zu Ende, Bewegung kam in das Volk, alles drängte nach vorn, das Heiligtum zu küssen, man schob sich, und Jefim wurde zur Seite gestoßen. Wieder kam ihm die Angst, man könne ihm seinen Geldbeutel stehlen. Er preßte die Hand auf seinen Beutel und suchte sich ins Freie hinaus zu schieben. Er kam schließlich auch hinaus, lief überall herum, suchte hier und in der Kirche nach Jelisej. Hier bei der Kirche in den Zellen sah er vielerlei Volk: manche aßen und tranken Wein, andere schliefen oder aßen. Aber nirgends war Jelisej. So kehrte Jefim in das Hospiz zurück, ohne seinen Gefährten gefunden zu haben. An diesem Abend kam auch der Pilger nicht wieder. Er blieb verschwunden, und den Rubel hatte er nicht wiedergegeben. So blieb Jefim ganz allein.

Am nächsten Tage ging Jefim wieder zum Grabe des Herrn mit einem Alten von Tambow, der mit ihm auf dem Schiff gewesen war. Er wollte sich nach vorn durchdrängen, aber man stieß ihn wieder zurück. Er stand an einer Säule und betete. Er schaute nach vorn: wieder steht dicht am Grabe des Herrn unter den Lampen Jelisej, ganz vorn, hat die Arme ausgebreitet, wie ein Priester am Altar, und seine Glatze leuchtet über den ganzen Kopf. „Nun,“ denkt Jefim, „jetzt soll er mir aber nicht wieder entkommen.“ Er drängte sich bis

nach vorn durch. Als er vorne anlangte, war Jelisej nicht mehr da. Er mußte wohl schon fortgegangen sein. Und am dritten Tage sieht er wieder am Grabe des Herrn, an der heiligen Stätte, ganz deutlich Jelisej stehen: er hat die Arme ausgebreitet und schaut nach oben, als sähe er etwas über sich. Und seine Glatze leuchtet über den ganzen Kopf. „Nun,“ denkt Jefim, „jetzt wird er mir wirklich nicht entkommen, ich gehe zum Ausgang und stelle mich da auf. Dort können wir uns doch nicht verfehlen.“ Jefim ging hinaus, stand da und wartete. Einen halben Tag stand er da. Alles Volk ging an ihm vorbei, aber Jelisej kam nicht.

Sechs Wochen verbrachte Jefim in Jerusalem und überall war er, in Bethlehem, in Bethanien und am Jordan; am Grabe des Herrn ließ er sich auf ein neues Hemd, in dem er sich dereinst wollte begraben lassen, ein Siegel aufdrücken, er füllte ein Fläschchen mit Jordanwasser, auch Erde nahm er mit und entzündete Kerzen an dem heiligen Feuer; und an acht Stätten gab er Geld für Fürbitten. Alles Geld gab er aus und behielt nur, was er für die Heimreise brauchte. Dann trat Jefim den Rückweg an. Er kam nach Jaffa, bestieg das Schiff, fuhr nach Odessa und wanderte von da zu Fuß nach Hause.

11. I

Allein zog Jefim denselben Weg wie damals. Als er sich der Heimat näherte, befahl ihm wieder die Sorge, wie sie wohl zu Hause ohne ihn lebten. „In einem Jahre“, dachte er, „läuft viel Wasser bergab. Ein ganzes Menschenleben lang baut man an seinem Hause; aber ein Haus zugrunde zu richten, das geht schnell. Wie wird der Sohn gewirtschaftet haben? Wie hat sich das Frühjahr angelassen? Wie hat das Vieh den Winter überstanden? Hat man wohl das Haus richtig fertiggemacht?“ So gelangte Jefim an den Ort, wo er sich im vorigen Jahre von Jelisej getrennt hatte. Die Menschen waren nicht wiederzuerkennen. Wo sie im vorigen Jahre Hunger gelitten hatten, da lebten sie jetzt ohne Sorgen. Die Ernte war gut geraten. Die Leute waren wieder hochgekommen und hatten die verflossene Not vergessen. Gegen Abend näherte sich Jefim dem Dorfe, wo im vorigen Jahre Jelisej zurückgeblieben war. Kaum hatte er das Dorf betreten, da sprang aus einer Hütte ein kleines Mädchen in einem weißen Hemde heraus:

„Großvater, Großväterchen! Bei uns kehr' ein!“

Jefim wollte vorübergehen, aber das kleine Mädchen ließ ihn nicht; sie faßte ihn am Rockschoß, zog ihn zur Hütte und lachte dazu.

Eine Frau mit einem Knaben kam auf die Vortreppe und lud ihn auch ein.

„Kehr' bei uns ein, Großvater, isß hier zu Abend und bleib über Nacht.“

So trat Jefim ein. „Ich werde auch nach Jelisej fragen,“ dachte er, „ist mir doch so, als wäre er damals gerade in diese Hütte getreten, um Wasser zu trinken.“

Jefim trat also ein, die Frau nahm ihm den Sack ab, gab ihm Wasser zum Waschen und ließ ihn am Tische Platz nehmen. Sie holte Milch und Quarkkuchen und stellte Grütze auf den Tisch. Tarasytsch dankte, lobte die Leute, daß sie die Pilger so freundlich aufnahmen. Die Frau schüttelte den Kopf.

„Wir haben wohl Ursache,“ sagte sie, „Pilger freundlich aufzunehmen. Ein Pilger hat uns das Leben verstehen gelehrt. Wir lebten so dahin, hatten Gott vergessen, und Gott hatte uns so gestraft, daß wir nur noch auf den Tod warteten. Im letzten Sommer war es so weit, daß wir alle dalagen – zu essen hatten wir nichts, und krank waren wir obendrein. Und wir hätten sterben müssen, aber da sandte Gott einen Pilger wie dich zu uns. Mitten am Tage kam er, um zu trinken; aber als er uns sah, hatte er Mitleid mit uns und blieb bei uns. Er gab uns zu trinken und zu essen; er stellte uns wieder auf die Füße, löste unser Land aus, kaufte Pferd und Wagen und ließ sie uns.“

Da kam eine Alte in die Stube und unterbrach die Rede der Frau.

„Wir wissen selbst nicht,“ sagte sie, „ob das ein Mensch war oder ein Engel Gottes. Alle liebte er, zu allen war er gut. Dann ging er fort, ohne zu sagen, wer er war, und wir wissen nicht einmal, für wen wir nun zu Gott beten sollen. Ich sehe es noch ganz deutlich vor Augen: ich liege da, warte auf den Tod, da kommt ein alter Mann herein, so ein einfacher, mit einer Glatze, und bittet um Wasser. Und ich dachte noch, ich Sünderin: ‚Was muß immer solch Volk herumlaufen?‘ Aber was tat er dann! Als er uns sah, warf er gleich seinen Sack ab, hier an dieser Stelle legte er ihn hin, band ihn auf ...“

Auch das kleine Mädchen mischte sich jetzt ins Gespräch:

„Nein,“ sagte sie, „Großmutter, zuerst legte er den Sack hier mitten in die Hütte hin, und dann tat er ihn erst auf die Bank.“

Und sie fingen an zu streiten und aller seiner Worte und Taten zu gedenken: wo er gegessen, wo er geschlafen, was er getan, was er zu ihnen gesagt hatte ...

Zur Nacht kam auch der Bauer mit seinem Pferde heim. Auch er erzählte von Jelisej, wie der bei ihnen gewesen war.

„Wäre er nicht zu uns gekommen,“ sagte er, „so wären wir alle in unseren Sünden dahingefahren. Wir verzweifelten und warteten auf den Tod, wir murrten wider Gott und die Menschen. Aber er hat uns wieder auf die Füße gestellt, durch ihn haben wir Gott erkannt und wieder Glauben an gute Menschen gewonnen. Christus behüte ihn! Vorher lebten wir dahin wie das Vieh; er hat uns zu Menschen gemacht.“

Sie gaben Jefim zu essen und zu trinken, dann zeigten sie ihm seine Lagerstätte und legten sich selbst schlafen.

Jefim lag und konnte nicht einschlafen. Jelisej wollte ihm nicht aus dem Kopfe gehen, wie er ihn dreimal in Jerusalem gesehen hatte, ganz vorn.

„Also hier“, dachte er, „hat er mich überholt! Ob mein Opfer angenommen ist oder nicht, ist ungewiß, – aber sein Opfer hat der Herr angenommen.“

Am nächsten Morgen nahm Jefim Abschied von allen. Sie gaben ihm noch Gebäck mit auf den Weg und gingen an ihre Arbeit. Jefim aber zog seine Straße weiter.

12. I

Gerade ein Jahr war Jefim fortgewesen. Im Frühling langte er wieder zu Hause an.

Er kam gegen Abend zu Hause an. Sein Sohn war nicht daheim: er saß in der Schenke. Später kam er dann angetrunken nach Hause, und Jefim fragte ihn aus. Aus allem entnahm er, daß der Sohn in seiner Abwesenheit schlecht gewirtschaftet hatte; alles Geld hatte er unnütz vertan und die Wirtschaft vernachlässigt. Der Vater schalt ihn, und der Sohn wurde grob.

„Du hättest dich eben selbst tummeln sollen“, sagte der Sohn.

„Aber du bist in der Welt herumgezogen und hast alles Geld mitgenommen. Und jetzt soll ich verantwortlich sein!“

Da wurde der Alte zornig und prügelte den Sohn.

Am nächsten Morgen ging Jefim Tarasytsch zum Starosten, um über seinen Sohn mit ihm zu reden, und kam an Jelisejs Gehöft vorbei. Jelisejs Alte stand auf der Vortreppe und bewillkommnete ihn.

„Willkommen, Gevatter“, sagte sie. „Bist du wohlbehalten von der Reise zurück?“

Jefim Tarasytsch blieb stehen.

„Gott sei Dank“, sagte er, „ich bin glücklich wieder da. Deinen Alten habe ich verloren, aber ich höre, daß er wieder heimgekehrt ist.“

Da redete die Alte los – sie schwatzte gar zu gern.

„Er ist wieder gekommen, Wohltäter“, sagte sie, „er ist schon längst wieder gekommen. Es war wohl bald nach Mariä Himmelfahrt. Was wir uns gefreut haben, als der liebe Gott ihn wieder heimbrachte! Es war so trübselig ohne ihn. Arbeiten tut er ja nicht mehr viel – seine Zeit ist nun bald vorüber! Aber er ist doch unser Oberhaupt, und wenn er da ist, ist alles viel lustiger. Und wie der Junge sich gefreut hat! ‚Wenn er nicht da ist‘ sagt er, ‚fehlt das Licht in den Augen.‘ Trübselig ist es ohne ihn, Liebster, denn wir lieben ihn und sind ihm so gut.“

„Nun, und ist er jetzt zu Hause?“

„Aber ja, mein Guter, im Bienengarten ist er, er scharft Schwärme zusammen. ‚Gut ist der Schwarm diesmal‘, sagt er. Solche Kraft hat Gott den Bienen gegeben, wie es der Alte noch nie gesehen hat. ‚Nicht an unsere Sünden dachte Gott bei seinen Gaben‘, sagt er. Tritt doch ein, Liebster, er wird sich sehr freuen.“

Jefim ging durch den Hausflur und über den Hof zu Jelisej in den Bienengarten. Wie er in den Bienengarten kommt, sieht er Jelisej dastehen, ohne Netz, ohne Handschuhe, im grauen Kaftan, unter einer Birke; er hat die Hände ausgebreitet und schaut nach oben; seine Glatze leuchtet über den ganzen Kopf, genau so wie er in Jerusalem am Grabe des Herrn gestanden hatte, und über ihm blitzt, wie in Jerusalem, helle Glut, da leuchtet die Sonne, und um sein Haupt schweben, wie ein Kranz, goldene Bienen, und sie stechen ihn nicht. Jefim blieb stehen.

Jelisejs Alte rief ihren Mann an.

„Der Gevatter ist da“, sagte sie.

Jelisej sah sich um, freute sich, ging dem Gevatter entgegen und nahm sich dabei vorsichtig die Bienen aus dem Bart.

„Willkommen, Gevatter, willkommen, mein Lieber ... Hast du eine gute Reise gehabt?“

„Meine Füße haben die Reise getan, und Wasser habe ich dir aus dem Jordan mitgebracht. Komm mal zu mir und hole es dir. Ob der Herr mein Opfer angenommen hat ...“

„Nun, Gott sein Dank, Christus sei uns gnädig.“

Jefim schwieg ein Weilchen.

„Mit meinen Füßen war ich da, ob ich aber auch mit der Seele da war, oder ob ein anderer ...“

„Das ist Gottes Sache, Gevatter, das ist Gottes Sache.“

„Auf dem Heimweg war ich auch in der Hütte, wo du damals zurückbliebst ...“

Jelisej erschrak und sagte eilig:

„Das ist Gottes Sache, Gevatter, das ist Gottes Sache. Nun, komm in die Stube, ich bringe Honig.“

Und Jelisej brach dieses Gespräch ab und begann von häuslichen Dingen zu reden.

Jefim seufzte und sprach zu Jelisej nicht mehr von den Leuten in der Hütte und auch nicht davon, daß er ihn in Jerusalem gesehen hatte. Und er verstand, daß Gott jedem Menschen in der Welt bis an den Tod einen Zins auferlegt hat, der in Liebe und guten Werken zu leisten ist.

Die Kerze

Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn.
Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel.
Matthäus V, 38, 39.

Das war zur Zeit, als es noch Herren gab und Leibeigene. Es gab so allerhand Herren. Es gab solche, die an ihre eigene Todesstunde und an Gott dachten und Erbarmen hatten mit den Menschen, es gab aber auch rechte Hunde – ohne es berufen zu wollen! ... Die schlimmsten Machthaber waren aber immer gewesene Leibeigene – aus Schmutz geboren und zu Fürsten erkoren! Gerade die machten den Leuten oft das Leben zur Hölle.

So einer war einmal Verwalter auf einem herrschaftlichen Gute. Die Bauern dort hatten Frondienst zu leisten. Land war reichlich da, und das Land war gut. Wasser, Wiesen, Wald – alles war zur Genüge da, alles hätte für alle gereicht, – für den gnädigen Herrn und für die Bauern, aber der Herr hatte eben diesen Hofknecht von einem andern Gut als Verwalter eingesetzt.

Der hatte also jetzt die Macht in Händen und saß den Bauern im Nacken. Er war verheiratet, er hatte eine Frau und zwei verheiratete Töchter, und hatte schon sein Häufchen Geld beisammen. Er hätte behaglich leben können, ohne zu sündigen; aber er war neidisch und stak schon gar zu tief in der Sünde. Es begann damit, daß er die Bauern außerhalb der bestimmten Tage auf den Frondienst trieb. Er richtete eine Ziegelbrennerei ein, quälte da alle – die Weiber wie die Männer – mit schwerer Arbeit halbtot und verkaufte dann die Ziegel. Die Bauern gingen zwar zum Gutsherrn nach Moskau und beklagten sich; aber sie erreichten damit nichts. Er schickte sie wieder heim, ohne ihnen etwas zuzusagen, und beschränkte die Willkür des Verwalters nicht. Der Verwalter aber erfuhr, daß sich die Bauern über ihn beklagt hatten, und zahlte ihnen das heim. Und das Leben der Bauern wurde jetzt noch schlimmer. Es fanden sich Verräter unter den Bauern, die ihre eigenen Leute angaben und sie ins Unglück

brachten. Die Leute wußten nicht mehr aus noch ein, und der Verwalter wurde ganz böseartig.

Je länger, je schlimmer – der Verwalter brachte es schließlich so weit, daß die Bauern ihn fürchteten wie ein reißendes Tier. Wenn er durchs Dorf ritt, rissen alle vor ihm aus, wie vor einem Wolf, und versteckten sich im nächsten Schlupfwinkel, um ihm nur nicht vor die Augen zu kommen. Der Verwalter bemerkte das natürlich und erboste sich noch mehr darüber, daß sie ihn so fürchteten. Mit Prügel und mit Arbeit peinigte er die Leute, und vieles Leid hatten die Bauern von ihm auszustehen.

Es geschah wohl manchmal, daß man solche Bösewichte umbrachte. Auch über diesen redeten die Bauern schon unter sich. Wenn sie so mal heimlich beisammen waren, sprach wohl einer, der beherzter war als die andern: „Sollen wir denn diesen Bösewicht noch lange ertragen? Sowieso gehen wir zugrunde; es ist keine Sünde, solchen Kerl totzuschlagen.“

So saßen einmal die Bauern vor der Osterwoche im Walde beisammen. Der Verwalter hatte sie ausgeschickt, im herrschaftlichen Walde Holz zu schlagen. Zur Mittagszeit saßen sie beieinander und redeten.

„Wie sollen wir dieses Leben nur weiter ertragen?“ sprachen sie. „Er rottet uns ja bis zur Wurzel aus. Er hat uns schon ganz elend gemacht mit der ewigen Arbeit; weder bei Tag noch bei Nacht haben wir Ruhe, und unsere Weiber auch nicht. Sowie etwas nicht nach seinem Sinne geht, schimpft er gleich und prügelt uns. Semion ist davon gestorben, so hat er ihn prügeln lassen. Den Anisim hat er im Block zu Tode gepeinigt. Auf was wollen wir eigentlich noch warten? Wenn er heute abend hierherkommt und uns wieder haut, dann sollten wir ihn einfach vom Gaul zerren, ihm eins mit dem Beil geben, und die Sache ist erledigt. Wir scharren ihn irgendwo ein wie einen Hund, und alles ist in Ordnung. Aber eins muß ausgemacht sein: wir stehen alle füreinander, keiner darf Verräter spielen.“

So hatte Wasilij Minajew gesprochen. Er hatte die größte Wut von allen auf den Verwalter. Der ließ ihn jede Woche prügeln und hatte ihm seine Frau abspenstig gemacht und sie als Köchin zu sich genommen.

So redeten die Bauern. Abends kam dann der Verwalter angeritten. Er kam hoch zu Rosse und fing gleich wieder an zu schimpfen,

sie schlugen das Holz nicht richtig. In dem Holzhaufen fand er eine junge Linde.

„Ich habe euch doch verboten, Linden zu schlagen! Wer hat sie geschlagen? Sofort sagt ihr es, sonst lasse ich euch allesamt halbtot-prügeln.“

Er brachte es heraus, in wessen Reihe die Linde gestanden hatte. Die andern wiesen auf Sidor. Der Verwalter schlug ihm das ganze Gesicht blutig. Er zog auch Wasilij ein paar Hiebe mit der Hetzpeitsche über, weil sein Haufen zu klein war. Dann ritt er wieder heim.

Am Abend kamen die Bauern wieder zusammen und Wasilij sprach:

„Äch, Leute! Ihr seid keine Menschen, sondern Spatzen. ‚Wir wollen für uns einstehen‘, – und wenn’s zur Tat kommt, dann verschwinden alle um die Ecke. So hatten sich auch mal die Spatzen gegen den Habicht verschworen: ‚Keiner soll Verräter sein, wir wollen für uns einstehen!‘ Als er dann angefliegen kam, da krochen alle in die Nessel, und der Habicht packte, wen er wollte, und schleppte ihn weg. Hinterher kamen die Spatzen wieder zum Vorschein. ‚Tschiwik, tschiwik! Aber da fehlt ja einer von uns. Wer fehlt denn? Wanka! Äh, geschieht ihm schon recht. Er hat’s nicht besser verdient!‘ Genau so seid ihr. Wenn keiner Verräter sein soll, dann muß es eben auch dabei bleiben! Als er sich an Sidor herannah, hättet ihr euch zusammenrotten, hättet ein Ende machen müssen! Aber es bleibt immer bei dem Gerede! ‚Keiner soll Verräter sein, wir stehen für uns ein.‘ Und wenn er angefliegen kommt, dann geht’s – husch ins Gebüsch.“

So sprachen sie immer häufiger, und schließlich waren die Bauern doch fest entschlossen, den Verwalter umzubringen. In der Karwoche ließ der Verwalter die Bauern wissen, daß sie sich rüsten sollten, in der Osterwoche den herrschaftlichen Haferacker zu pflügen. Das kränkte die Bauern, und in der Karwoche versammelten sie sich bei Wasilij in dessen Gehöft und redeten wieder so herum.

„Wenn er Gott doch schon ganz vergessen hat“, sagten sie, „und solche Dinge treibt, so müssen wir ihn wirklich totschiagen. Zugrunde gehen wir ja doch.“

Auch Piotr Michejew war dabei. Piotr Michejew war ein ruhiger Mensch, der nicht so dachte wie die anderen Bauern. Michejew kam, hörte ihren Reden zu und sagte dann:

„Eine große Sünde habt ihr da im Sinne, Brüder. Einem Menschen das Leben nehmen, das ist eine böse Tat. Eine fremde Seele vernichten, das ist leicht. Aber wie ist es dann mit der eigenen Seele? Wenn jemand Böses tut, dann lastet das Böse auch auf ihm. Dulden muß der Mensch, Brüder!“

Solche Reden erregten Wasilij's Zorn.

„Das ist immer dasselbe Gerede. Es ist also Sünde, einen Menschen zu töten? Natürlich ist es Sünde. Aber um was für einen Menschen handelt es sich hier? Es ist gewiß Sünde, einen guten Menschen zu töten. Aber einen solchen Hund umzubringen, das erlaubt sogar Gott. Einen tollen Hund muß man doch totschiagen, schon aus Mitleid mit den Menschen! Ihn nicht totzuschlagen – das ist eine viel größere Sünde. Was richtet dieser hier für Menschen zugrunde! Und wenn wir schon dafür leiden müssen, so leiden wir doch zum Wohle der anderen Menschen. Sie werden uns noch Dank dafür sagen. Lassen wir es so weiter gehen, so bringt er noch alle um. Du redest törichtes Zeug, Micheitsch. Ist es denn etwa eine kleinere Sünde, wenn am Feiertage Christi alle arbeiten müssen? Du gehst doch selbst auch nicht!“

Da sagte Micheitsch:

„Warum soll ich nicht gehen? Wenn man mich schickt, werde ich auch pflügen gehen. Ich tue es ja nicht für mich. Gott erfährt schon, wessen Sünde es ist. Wenn wir ihn nur nicht vergessen! Ich rede ja da gar nicht von mir aus, Brüder. Wenn es uns vorgeschrieben wäre, das Übel durch Übel zu vernichten, dann müßte uns solches Gebot auch von Gott gegeben sein. Uns ist aber etwas ganz anderes vorgeschrieben. Du willst das Übel vernichten – so aber geht es nur in dich selbst über. Einen Menschen totzuschlagen, ist nicht schwer, aber das Blut bleibt an der Seele kleben. Einen Menschen töten, das heißt die eigene Seele mit Blut beflecken. Du bildest dir ein, du hättest einen bösen Menschen umgebracht, du denkst, du hast das Übel vernichtet. Aber sieh nur hin, du hast jetzt ein Übel in dir selbst, das schlimmer ist, als jenes Übel war. Beuge du dich vor dem Übel, so wird sich das Übel vor dir beugen!“

So kamen die Bauern also zu keinem Ergebnis: die Meinungen gingen auseinander. Die einen dachten so, wie Wasilij sagte, andere stimmten Piotr bei, man dürfe keine Sünde begehen, sondern müsse dulden.

Die Bauern hatten den ersten Feiertag gefeiert, den Ostersonntag. Am Abend kam der Starost mit den Schreibern vom Gutshof und meldete, Michail Semionytsch, der Verwalter, habe befohlen, die Bauern für morgen aufzurufen, um den herrschaftlichen Haferacker zu pflügen. Der Starost ging mit den Schreibern durchs Dorf und kündigte allen an, wohin sie morgen zum Pflügen zu fahren hätten – die einen auf die Felder jenseits des Flusses, die andern auf die an der Landstraße. Die Bauern heulten zwar ein wenig, aber sie wagten doch nicht ungehorsam zu sein; am nächsten Morgen fuhren sie also mit ihren Pflügen hinaus und pflügten. In der Kirche läutete man zur Frühmesse, die Leute begingen überall den Feiertag, aber die Bauern mußten pflügen.

Michail Semionytsch, der Verwalter, erwachte nicht sehr früh. Er kümmerte sich um seine Wirtschaft; seine Frau und seine verwitwete Tochter, die zu den Feiertagen gekommen war, machten sich zurecht, putzten sich. Ein Knecht spannte ihnen eine Telege an; sie fuhren zur Messe und kamen wieder heim. Eine Magd stellte den Samowar auf, dann erschien auch Michail Semionytsch, und sie tranken Tee. Michail Semionytsch trank seinen Tee, rauchte eine Pfeife und ließ den Starosten holen.

„Nun, wie ist es? Hast du die Bauern zum Pflügen geschickt?“

„Ja, ich habe sie geschickt, Michail Semionytsch.“

„Und sind sie alle ausgefahren?“

„Alle sind ausgefahren, ich habe sie selbst eingeteilt.“

„Einteilen ist schön gesagt – aber pflügen sie auch? Fahr mal hin und sieh nach! Und sage ihnen, ich würde am Nachmittag selbst kommen. Daß sie ja auf zwei Pflüge immer eine Desiatine pflügen, und daß sie mir auch gut pflügen! Wenn ich ungepflügte Stellen finde, nehme ich auf den Feiertag keine Rücksicht!“

„Zu Befehl!“

Der Starost wollte schon gehen, aber Michail Semionytsch rief ihn noch einmal zurück. Michail Semionytsch rief ihn zurück, um ihm noch etwas zu sagen, aber er brachte es nicht gleich heraus und wußte nicht, wie er es sagen sollte. Er wandte sich und drehte sich und sagte endlich:

„Ja, was ich noch sagen wollte. Höre doch mal herum, was dieses Räuberpack über mich redet! Wer schimpft, und was er sagt – das melde mir alles! Ich kenne dieses Räuberpack, ich weiß, daß sie nicht

gern arbeiten, daß sie sich immer nur herumrekeln und faulzen wollen. Fressen und Feste feiern, das lieben sie, aber daran denken sie nicht, daß, wer die Zeit zum Pflügen versäumt, auch mit der Saat hintenan bleibt! Also sieh zu, daß du hörst, was sie reden, und melde es mir. Ich muß das wissen. Jetzt geh, pass' gut auf und erzähl' mir alles und verheimliche mir nichts!“

Der Starost drehte sich um, saß auf und ritt zu den Bauern aufs Feld hinaus.

Die Frau des Verwalters hatte die Unterhaltung ihres Mannes mit dem Starosten mit angehört. Sie trat jetzt zu ihm und begann ihn zu bitten. Denn sie war eine stille Frau und hatte ein gütiges Herz. Wo sie konnte, suchte sie ihren Mann milder zu stimmen und nahm die Bauern vor ihm in Schutz.

„Mischenka, mein Freund,“ sagte sie, „um Christi willen, sündige nicht an dem hohen Feiertage des Herm. Schick' die Bauern wieder heim!“

Aber Michail Semionytsch achtete der Worte seiner Frau nicht, sondern lachte sie nur aus.

„Die Peitsche hat wohl lange nicht auf dir getanzt, daß du so keck geworden bist und dich in Dinge mischt, die dich nichts angehen?“

„Mischenka, lieber Freund, ich habe so schlecht von dir geträumt. Höre auf mich, schick' die Bauern lieber nach Hause!“

„Ach so!“ sagte er. „Ich sehe schon, du hast dir zuviel Fett angefressen; da denkst du wohl, die Peitsche kommt nicht mehr durch. Sieh dich nur vor!“

Semionytsch wurde zornig, er gab seiner Frau eins mit der brennenden Pfeife ins Maul, jagte sie fort und befahl, das Essen aufzutragen.

Michail Semionytsch aß Sülze, Pastete, Kohlsuppe mit Schweinefleisch, Ferkelbraten, Milchnudeln, trank Kirschnaps mit süßem Gebäck. Dann rief er die Köchin, ließ sich von ihr vorsingen und klimperte dazu selbst auf der Gitarre.

So saß Michail Semionytsch in lustiger Laune da, rülpste, klimperte auf seinem Instrument und spaßte mit der Köchin. Da trat der Starost wieder ein, verneigte sich und meldete ihm, was er auf dem Felde gesehen hatte.

„Nun, wie ist es? Pflügen sie? Werden sie fertig werden?“

„Es ist schon mehr als die Hälfte gepflügt.“

„Haben sie auch keine Stellen ungepflügt gelassen?“

„Ich habe nichts gesehen. Sie pflügen gut. Sie haben Angst.“

„Ist die Erde gut gelockert?“

„Die Erde ist locker und weich, sie zerfällt wie Mohn.“

Der Verwalter schwieg einen Augenblick.

„Und was reden sie über mich? Schimpfen sie?“

Der Starost zögerte etwas, aber Michail Semionytsch befahl ihm, die lautere Wahrheit zu sprechen.

„Sag' alles! Du sagst ja nicht deine Worte, sondern die der Bauern! Wenn du die Wahrheit sprichst, will ich dich belohnen. Verhehlst du mir aber etwas, dann – nimm es mir schon nicht übel – dann gibt's Prügel! He, Katiuscha, gib ihm ein Glas Schnaps, um ihm Mut zu machen.“

Die Köchin ging und brachte dem Starosten Schnaps. Der Starost wünschte Glück zum Feiertag, trank, wischte sich den Mund und begann dann zu reden. „Es ist schon alles eins,“ dachte er, „es ist ja nicht meine Schuld, daß sie nicht gut von ihm reden: ich will lieber die Wahrheit sagen, da er es doch befiehlt.“ Und er faßte Mut und berichtete.

„Sie murren, Michail Semionytsch. Sie murren.“

„Was sagen sie denn? Erzähle!“

„Alle sagen dasselbe – ‚er glaubt nicht an Gott‘.“

Da lachte der Verwalter.

„Wer hat das gesagt?“ fragte er.

„Alle sagen das. Sie sagen: ‚er hat sich dem Bösen ergeben‘.“
Wieder lachte der Verwalter.

„Das ist ja wundervoll!“ sagte er. „Aber erzähle mir, was jeder einzelne redet. Was sagt Waska?“

Der Starost wollte zwar gegen seine eigenen Leute nichts aussagen, aber gerade mit Wasilij hatte er schon lange Feindschaft.

„Wasilij“, sagte er, „schimpft am allerschlimmsten.“

„Was sagt er denn? Erzähle!“

„Ja, ich fürchte mich sogar, das zu sagen. ‚Er wird einem unbußfertigen Tode nicht entgehen‘, sagt er.“

„Aha! Tüchtiger Kerl!“ sagte der Verwalter. „Warum läßt er mich denn so lange machen? Warum schlägt er mich noch nicht tot? Seine Arme sind wohl doch nicht lang genug? Schön, Waska, wir

werden schon abrechnen! Nun, und Tischka, der Hund, der redet wohl auch so, denke ich mir?“

„Sie reden eben alle schlecht.“

„Aber was reden sie denn?“

„Es ist zu ekelhaft, um es zu wiederholen.“

„Was ist daran ekelhaft? Hab' keine Angst und sag' es!“

„Ja, also, sie sagen, der Bauch soll ihm platzen, und die Eingeweide sollen herauskommen.“

Da freute sich Michail Semionytsch und brach in lautes Lachen aus.

„Wir wollen noch sehen, bei wem sie zuerst herauskommen. Wer hat das gesagt? Tischka?“

„Niemand hat etwas Gutes gesagt, alle schimpfen und drohen nur immer.“

„Nun, und Petruschka Michejew? Was sagt der? Der Scheißer schimpft doch gewiß auch, kann ich mir denken.“

„Nein, Michajlo Semionytsch, Piotra schimpft nicht.“

„Was sagt er denn?“

„Er ist der einzige von allen Bauern, der nichts sagt. Ein ganz sonderbarer Mensch! Ich habe mich gewundert über ihn, Michail Semionytsch.“

„Was ist denn mit ihm?“

„Ja, was der gemacht hat ... Alle Bauern wundern sich auch.“

„Was hat er denn gemacht?“

„Es ist zu wunderbar. Ich ritt zu ihm. Er pflügt die schräge Desiatine am Türkenhang. Wie ich mich ihm näherte, höre ich jemand singen – so fein und schön, und auf dem Pfluge zwischen den Deichseln leuchte etwas.“

„Nun?“

„Es leuchtet etwas – wie ein Lichtchen. Ich kam näher herangeritten, da sah ich, eine Wachskerze zu fünf Kopeken ist an das Querholz angeklebt und brennt da, und der Wind löscht sie nicht aus. Er hat ein neues Hemd an, pflügt und singt Osterlieder dazu ... Dann dreht er um, schüttelt seinen Pflug, aber die Kerze geht nicht aus. In meiner Gegenwart hat er den Pflug geschüttelt, die Querstange umgelegt und den Pflug neu eingesetzt. Die Kerze brannte weiter und erlosch nicht!“

„Und was hat er gesagt?“

„Nichts hat er gesagt. Als er mich sah, hat er nur den Osterkuß mit mir gewechselt; dann hat er wieder weiter gesungen.“

„Und was hast du mit ihm gesprochen?“

„Ich habe gar nichts gesprochen ... Aber dann kamen die Bauern dazu und lachten über ihn. ‚Micheïtsch‘, sagten sie, ‚wird sein lebelang die Sünde nicht abbeten können, daß er zu Ostern gepflügt hat‘.“

„Und was hat er da gesagt?“

„Er hat nur gesagt: ‚Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen‘, hat wieder zu seinem Pflug gegriffen, sein Pferd angetrieben und mit feiner Stimme weiter gesungen. Die Kerze aber brannte und erlosch nicht ...“

Der Verwalter lachte nicht mehr, er hatte die Gitarre fortgelegt, den Kopf gesenkt und war in Nachdenken versunken.

So saß er lange da, dann jagte er die Köchin weg, den Starosten auch, ging hinter seinen Vorhang, legte sich aufs Bett und fing an zu seufzen und zu stöhnen, so daß es klang, als führe ein Wagen mit Garben daher. Seine Frau ging zu ihm und befragte ihn. Aber er gab keine Antwort. Er sagte nur:

„Er hat mich besiegt. Jetzt ist die Reihe an mir.“

Die Frau suchte ihm zuzureden:

„Reite doch hin zu ihnen und laß sie alle nach Hause gehen! Vielleicht ist nichts weiter ... Was du alles angestellt hast, nie hast du Furcht gehabt, und jetzt hast du plötzlich solche Angst!“

„Ich bin verloren“, sagte er. „Er hat mich besiegt.“

Da schrie seine Frau ihn an:

„Du redest immer dasselbe! Besiegt! Besiegt! Reite hin, schick' die Bauern nach Hause, dann ist ja alles gut. Reite nur hin, ich laß dir jetzt dein Pferd satteln.“

Man führte das Pferd vor, und die Frau brachte ihren Mann auch dazu, aufs Feld hinaus zu reiten und die Bauern zu entlassen.

Michaïl Semionytsh stieg also zu Pferde und ritt aufs Feld hinaus. Als er an dem Zaun vor dem Dorf anlangte, öffnete ihm eine Frau das Gatter, und er ritt ins Dorf ein. Kaum sahen die Leute den Verwalter kommen, da versteckten sich alle vor ihm, einige in den Gehöften, andere hinter der nächsten Ecke, wieder andere in den Gemüsegärten.

Der Verwalter ritt quer durch das ganze Dorf und kam zum Gat-

ter an der andern Seite. Es war geschlossen, und er konnte es vom Pferde herunter nicht öffnen. Er rief und rief, man solle ihm öffnen, aber niemand kam auf sein Rufen. So stieg er schließlich selbst ab, öffnete und wollte in der Türöffnung wieder aufsteigen. Er stellte einen Fuß in den Steigbügel, hob sich in die Höhe und wollte sich rasch in den Sattel schwingen; da scheute sein Pferd vor einem Schwein und glitt gegen den Zaun hin aus; der Verwalter aber war ein schwerer Mann, er traf nicht in den Sattel, sondern fiel mit dem Bauch quer über den Zaun. In dem ganzen Zaun war nur ein einziger Pfahl oben spitz, und der war höher als alle anderen. Der Verwalter aber fiel mit dem Bauch gerade auf diesen Pfahl. Er riß sich den Bauch auf und stürzte zu Boden.

Die Bauern kamen vom Pflügen, am Gatter schnaubten die Pferde und wollten nicht weiter. Die Bauern schauten nach, was es gab, – da lag Michail Semionytsch auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet, die Augen starr, alle Eingeweide waren auf die Erde hinausgequollen, und eine große Lache Blutes stand da – die Erde hatte es noch nicht aufgesaugt.

Da erschrakten die Bauern und führten ihre Pferde hinten herum heim. Nur Piotr Micheïtsch stieg ab, trat zu dem Verwalter hin, sah, daß er schon tot war, drückte ihm die Augen zu, spannte die Telege an, lud mit Hilfe seines Sohnes den Toten darauf, und brachte ihn nach dem Gutshause.

Das alles kam dem gnädigen Herrn zu Ohren, und um es nicht zu noch böserer Sünde kommen zu lassen, entließ er seine Bauern gegen Zins.

Die Bauern aber verstanden jetzt, daß die Macht Gottes nicht in der Sünde, sondern im Guten offenbar wird.

Die drei Einsiedler

Ein Volksmärchen von der Wolga

Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt ihr euch ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was ihr bedürftet, ehe denn ihr bittet.

Matthäus VI, 7, 8.

Ein Bischof fuhr einmal auf dem Schiffe von Archangelsk nach dem Kloster Solowki. Auf demselben Schiffe fuhren auch Pilger zu den lieben Heiligen. Der Wind war günstig, das Wetter klar, die See nicht bewegt. Von den Pilgern lagen die einen, andere aßen, wieder andere saßen in Gruppen beieinander und plauderten. Der Bischof trat auf das Deck hinaus und ging auf dem Gange auf und ab. Er kam nach vorn an die Spitze und sah, daß sich dort ein Häuflein Menschen versammelt hatte. Ein Bäuerlein wies mit der Hand aufs Meer und erzählte etwas. Die Leute hörten ihm zu. Der Bischof blieb stehen und schaute dahin, wohin der Bauer zeigte. Es war nichts zu sehen, nur die See flimmerte im Sonnenlicht. Der Bischof trat näher heran und hörte zu. Als der Bauer den Bischof erblickte, zog er die Mütze und schwieg. Auch die andern Leute bemerkten den Bischof, nahmen die Mützen ab und bezeugten ihm ihre Achtung.

„Laßt euch nicht stören, liebe Brüder“, sagte der Bischof. „Ich bin nur gekommen, um auch zu hören, was du, lieber Mensch, hier erzählst.“

„Von den Einsiedlern da hat uns der Fischer erzählt“, entgegnete ein Kaufmann, der dreister war als die anderen.

„Von was für Einsiedlern?“ fragte der Bischof, trat an den Schiffsrand und setzte sich auf eine Kiste. „Erzähle es mir auch, ich werde zuhören. Was hast du gezeigt?“

„Dort ist eine kleine Insel zu sehen“, sagte der Bauer und wies rechts nach vorn. „Auf dieser Insel wohnen die Greise und leben dem Heil ihrer Seele.“

„Wo ist die Insel?“ fragte der Bischof.

„Geruhen Sie nur in der Richtung meiner Hand zu schauen. Bemerkten Sie das Wölkchen da: links davon, etwas tiefer, ist ein kleiner Streifen zu sehen.“

Der Bischof strengte seine Augen an. Das Wasser flimmerte in der Sonne, und er konnte nichts erkennen, weil seine Augen die Weite nicht gewohnt waren.

„Ich kann nichts sehen“, sagte er dann. „Was sind das für Greise, die auf dieser Insel leben?“

„Männer Gottes sind es“, antwortete der Bauer. „Ich hatte schon früher viel von ihnen gehört, hatte sie aber nie zu sehen bekommen. Aber im letzten Sommer habe ich sie doch einmal gesehen.“

Und der Fischer erzählte dann, wie er einmal zum Fischen ausgefahren war, wie er an diese Insel verschlagen wurde und selbst nicht wußte, wo er eigentlich war. Am Morgen war er dann auf Erkundigung ausgegangen und auf eine Erdhütte gestoßen. Vor der Hütte erblickte er einen Greis, später kamen noch zwei heraus. Sie gaben ihm zu essen, trockneten seine Kleider und halfen ihm sein Boot wieder herrichten.

„Wie sehen sie denn aus?“ fragte der Bischof.

„Der eine ist klein, gebückt, uralte, er trägt eine ganz alte Kutte und muß wohl über hundert Jahre alt sein; das Grau in seinem Bart ist schon grünlich; er lächelt immer und hat ein lichtiges Antlitz wie ein Engel vom Himmel. Der zweite ist etwas größer von Wuchs, er ist auch schon alt, trägt einen zerrissenen Kaftan, hat einen breiten, grauen, etwas gelblichen Bart und ist ein starker Mann: mein Boot drehte er um wie einen Trog, ich kam gar nicht erst dazu, ihm dabei zu helfen. Auch er sieht freudig aus. Der dritte ist groß, ein langer schneeweißer Bart reicht ihm bis zu den Knien; er ist finster, seine Augenbrauen hängen über die Augen herab; er ist ganz nackt und trägt nur eine Bastmatte als Schurz.“

„Was haben sie mit dir gesprochen?“ fragte der Bischof.

„Sie taten fast alles stumm und sprachen auch untereinander nur wenig. Wenn einer den andern nur ansah, so verstand ihn der andere gleich. Ich wollte den Großen ausfragen, ob sie schon lange auf der Insel lebten. Er machte ein finsternes Gesicht, sagte etwas und schien böse zu werden; aber der Uralte, der Kleine nahm ihn bei der Hand und lächelte, und der Große wurde gleich still. Der Uralte sagte nur: ‚Erbarme dich unser‘, und lächelte.“

Während der Erzählung des Bauern war das Schiff näher an die Insel herangekommen.

„Jetzt ist es ganz deutlich zu sehen“, sagte der Kaufmann. „Geruhren Sie hinzuschauen, Eminenz“, sagte er und zeigte mit der Hand.

Der Bischof schaute hin. Und wirklich, er sah jetzt einen dunklen Streifen – das war die Insel. Der Bischof blickte noch eine Weile genau hin, dann ging er von der Spitze nach hinten und trat zum Steuermann.

„Was ist das für eine Insel,“ fragte er, „die dort zu sehen ist?“

„Das ist so eine Insel ohne Namen. Es gibt ihrer viele hier.“

„Ist das wahr, was die Leute reden, daß dort Greise wohnen und ihrem Seelenheile leben?“

„Die Leute sagen so, Eminenz. Aber ich weiß nicht, ob es wahr ist. Die Fischer behaupten, sie hätten sie auch schon gesehen. Aber manchmal schwatzen die Leute auch nur so.“

„Ich möchte gern die Insel besuchen und die Einsiedler sehen“, sagte der Bischof. „Wie wäre das einzurichten?“

„Mit unserm Schiff können wir nicht näher herankommen“, sagte der Steuermann. „Mit einem Boot wäre es wohl zu machen, aber wir müssen erst den Kapitän fragen.“

Man rief den Kapitän.

„Ich möchte gern diese Greise sehen“, sagte der Bischof. „Könnte man mich nicht an Land setzen?“

Der Kapitän redete ihm ab.

„Möglich wäre es ja schließlich, aber wir würden viel Zeit dabei verlieren. Außerdem erkühne ich mich, Eurer Eminenz zu vermelden: es lohnt sich nicht, sie zu besuchen. Ich habe von Leuten gehört, das sollen ganz dumme Greise sein, die da hausen, die von nichts was verstehen und nichts reden können. Wie Fische im Meer sollen sie sein.“

„Ich möchte es aber doch tun“, entgegnete der Bischof. Ich will gern für die Mühe bezahlen, bringt mich nur hin.“

Es war also nichts zu machen. Die Schiffsleute trafen ihre Anordnungen und stellten die Segel um. Der Steuermann wandte das Schiff, und sie fuhren auf die Insel zu. Man stellte für den Bischof einen Stuhl auf das Deck. Er setzte sich und schaute aus. Und die Leute sammelten sich alle an der Spitze und schauten nach der Insel

aus. Wer scharfe Augen hatte, konnte bereits die Steine auf der Insel erkennen, andere zeigten schon die Erdhütte. Einer hatte schon die drei Greise erspäht. Der Kapitän brachte ein Fernrohr, schaute hindurch und reichte es dem Bischof. „Es stimmt,“ sagte er, „da am Ufer, rechts von dem großen Stein, stehen drei Menschen.“ Auch der Bischof schaute durch das Fernrohr, brachte es in die entsprechende Richtung, und wirklich: es standen drei Männer da, ein großer, ein etwas kleinerer und ein ganz kleiner. Sie standen am Ufer und hielten sich an den Händen.

Der Kapitän trat zu dem Bischof.

„Hier muß das Schiff halten, Eminenz. Wenn es Ihnen so genehm ist, dann können Sie mit einem Boot an Land fahren. Wir bleiben hier vor Anker liegen.“

Sofort löste man ein Tau, warf den Anker aus, zog die Segel ein; es gab einen Ruck, und das Schiff schwankte. Man ließ das Boot herab, Ruderer sprangen hinein, und der Bischof stieg an einer Leiter hinab. Als der Bischof unten war, ließ er sich im Boot auf die Bank nieder, die Ruderer setzten die Riemen ein, und sie fuhren der Insel zu. Als sie bis auf einen Steinwurf herangekommen waren, sahen sie drei Greise am Ufer stehen, einen großen, nackten mit einer Bastmatte als Schurz, einen kleinen in einem zerrissenen Kaftan, und einen ganz alten, gebückten in einer vertragenen Kutte. So standen die drei da und hielten sich an den Händen.

Die Ruderer trieben das Boot ans Ufer und hielten sich mit dem Haken am Land. Der Bischof stieg aus.

Die Greise verneigten sich vor ihm, er segnete sie, und sie verneigten sich noch tiefer vor ihm. Dann sprach der Bischof zu ihnen:

„Ich habe gehört, daß ihr Greise Gottes hier eurem Seelenheil lebt, für die Menschen zu Christus, unserm Gott, betet. Ich unwürdiger Knecht Christi bin aber durch die Gnade Gottes berufen, seine Herde zu weiden; deshalb wollte ich auch euch, ihr Knechte Gottes, besuchen, um euch, falls ich vermag, Belehrung zu spenden.“

Die Greise schwiegen, lächelten und schauten einander an.

„Saget mir, was tut ihr, um das Heil eurer Seele zu finden? Wie dienet ihr Gott?“ fragte der Bischof.

Da seufzte der mittlere der Einsiedler und sah den ältesten, den uralten, an; der große Greis machte ein finsternes Gesicht und sah den ältesten, den uralten, an. Und der älteste, der uralte Greis lächelte

und sagte: „Wir verstehen nicht, o Knecht Gottes, Gott zu dienen, wir dienen ja nur uns selbst und halten uns am Leben.“

„Wie betet ihr denn zu Gott?“ fragte der Bischof.

Da sagte der uralte Greis: „Wir beten so: ‚Ihr seid drei, wir sind drei, erbarme dich unser!‘“

Als der uralte Greis das gesagt hatte, hoben alle drei die Augen gen Himmel, und alle drei sprachen: „Ihr seid drei, wir sind drei, erbarme dich unser!“

Der Bischof lächelte und sagte: „Ihr habt wohl von der Heiligen Dreieinigkeit gehört? Aber ihr betet nicht richtig! Ihr seid mir lieb geworden, Greise Gottes, ich sehe, ihr wollt Gott dienen, aber ihr wißt nicht, wie ihr das tun müßt. Nicht so müßt ihr beten. Hört mir zu, ich werde euch lehren. Nicht nach meinem Wissen will ich euch lehren, sondern nach Gottes Heiliger Schrift werde ich euch weisen, wie Gott allen Menschen befohlen hat, zu ihm zu beten.“

Und der Bischof hub an, den Greisen zu erklären, wie Gott sich den Menschen offenbart hatte, er erzählte ihnen von Gott dem Vater, Gott dem Sohne und Gott dem Heiligen Geiste und sagte dann:

„Gott der Sohn ist auf die Erde gekommen, um die Menschen zu erlösen und hat alle geheißt, so zu beten. Hört also zu und wiederholt meine Worte!“

Und der Bischof sprach ihnen die Worte vor: „Vater unser!“ Und es wiederholte der eine Greis: „Vater unser!“ dann wiederholte der zweite: „Vater unser!“ und es wiederholte der dritte: „Vater unser!“ – „Der du bist im Himmel!“ Und es wiederholten die Greise: „Der du bist im Himmel!“ Aber der mittlere Greis brachte die Worte durcheinander und sagte es nicht richtig, auch der große, nackte Greis konnte es nicht aussprechen, der Bart war ihm über den Mund gewachsen, so konnte er es nicht deutlich herausbringen. Auch der uralte, zahnlose Greis murmelte nur etwas Unverständliches.

Der Bischof sagte es ihnen noch einmal, und die Greise wiederholten es von neuem. Der Bischof setzte sich auf einen Stein, die Greise stellten sich daneben, schauten ihm in den Mund und sprachen nach, was er ihnen vorsagte. Und den ganzen Tag bis zum Abend mühte sich der Bischof mit den Greisen ab: zehnmal, zwanzigmal, hundertmal wiederholte er ihnen ein und dasselbe Wort, und die Greise sprachen es ihm nach. Sie machten Fehler, und er

verbesserte sie und ließ sie immer wieder alles von Anfang an wiederholen.

Und der Bischof verließ die Greise nicht eher, als bis er sie das ganze Gebet des Herrn gelehrt hatte. Sie sprachen es ihm nach, und sagten es schließlich auch allein auf. Zuerst von allen hatte der mittlere Greis es begriffen und konnte es allein hersagen. Der Bischof ließ es ihn immer noch einmal hersagen und noch einmal wiederholen, und auch die andern sagten das ganze Gebet her.

Es dämmerte schon, und der Mond stieg aus dem Meere auf, als sich der Bischof erhob, um wieder auf sein Schiff zurückzukehren. Er nahm Abschied von den Einsiedlern, und sie verneigten sich alle drei vor ihm bis zur Erde. Er hob sie auf, küßte jeden einzelnen und befahl ihnen, zu beten, wie er sie gelehrt hatte; dann stieg er in sein Boot und fuhr wieder zum Schiffe zurück.

So fuhr der Bischof wieder zum Schiffe zurück und hörte, wie die Greise mit drei Stimmen laut das Gebet des Herrn hersagten. Das Boot näherte sich dem Schiffe, die Stimmen der Greise waren nicht mehr vernehmbar, man sah nur noch im Mondenschein, daß die drei Greise am Ufer noch an derselben Stelle standen: der eine, der kleinere, in der Mitte; der große rechts; der mittlere links. Der Bischof langte am Schiffe an und stieg an Deck. Man lichtete den Anker, zog die Segel auf, der Wind blähte sie, das Schiff setzte sich in Bewegung, und sie fuhren weiter. Der Bischof begab sich zum Steuer, setzte sich dort hin und schaute unverwandt nach der Insel zurück. Anfangs waren die Greise noch sichtbar, dann entschwanden sie den Blicken, nur die Insel war noch zu sehen; dann verschwand auch die Insel, und nur die See flimmerte im Mondlicht.

Die Pilger legten sich schlafen, und alles wurde still auf Deck. Aber der Bischof mochte nicht schlafen, er saß allein hinten auf dem Schiff. Er blickte auf das Meer hinaus, dorthin, wo die Insel verschwunden war, und dachte an die guten Greise. Er dachte daran, wie sie sich gefreut hatten, daß sie das Gebet lernen konnten, und er dankte Gott dafür, daß er es ihm beschieden hatte, den frommen Greisen zu helfen und sie das Wort Gottes zu lehren.

So saß der Bischof, in Gedanken versunken, schaute aufs Meer hinaus, in der Richtung, wo die Insel verschwunden war. Es flimmerte ihm vor den Augen, bald hier, bald da spielte das Licht auf

den Wogen. Plötzlich sieht er, daß in dem Streifen des Mondlichts etwas blitzt und schimmert: als ob da ein Vogel fliegt, eine Möwe, oder als ob ein Segel auf einem Boot so leuchtet. Der Bischof sah scharf hin. „Das ist wohl ein Segelboot,“ denkt er, „das hinter uns herkommt. Aber es holt uns gar zu schnell ein! Eben war es noch so weit entfernt, und jetzt ist es schon ganz in der Nähe zu sehen! Es scheint auch gar kein Boot zu sein; das sieht doch nicht aus wie ein Segel? Jedenfalls kommt aber etwas hinter uns her und will uns einholen.“ Und der Bischof kann nicht ausmachen, was das ist: ein Boot ist es nicht, ein Vogel auch nicht, auch kein Fisch. Es sieht aus wie ein Mensch, aber dazu ist es zu groß; ein Mensch kann doch auch nicht mitten auf dem Meere gehen! Der Bischof erhob sich, trat zum Steuermann und fragte: „Sieh doch, was ist denn das?“

„Was ist das, Bruder, was ist das?“ fragt der Bischof, da sieht er es schon selbst: die Greise kommen über das Meer gelaufen, weiß schimmern und glänzen ihre grauen Bärte, und sie kommen dem Schiff immer näher, als stände es still!

Der Steuermann sah sich um, erschrak, ließ das Ruder fahren und schrie mit lauter Stimme:

„Herr Gott! Die drei Greise laufen auf dem Meere hinter uns her, wie auf trockenem Lande!“ Die Leute hörten das, alle sprangen auf und liefen nach hinten. Und jetzt sahen sie es alle: da kamen die Greise gelaufen, hielten sich an den Händen, winkten mit den freien Händen, man solle anhalten. Alle drei liefen über das Wasser dahin, wie über trockenes Land, und ohne die Füße zu bewegen.

Man hatte das Schiff noch nicht anhalten können, als es die Greise schon einholten; sie traten dicht an den Schiffsrand heran, hoben die Köpfe und riefen wie aus einem Munde:

„O Knecht Gottes, wir haben deine Lehre vergessen! Solange wir immer deine Worte wiederholten, behielten wir sie auch: als wir sie aber nur eine Stunde lang nicht wiederholt hatten, war uns ein einziges Wort aus dem Gedächtnis entfallen und gleich hatten wir alles vergessen, alles war dahin. Jetzt wissen wir gar nichts mehr. Lehre uns von neuem!“

Der Bischof bekreuzte sich, neigte sich über Bord zu den Greisen und sprach: „Auch euer Gebet wird Gott erreichen, ihr Greise Gottes. Ich bin nicht würdig, euch zu lehren. Betet ihr für uns Sünder!“

Und der Bischof neigte sich vor den Greisen bis zur Erde. Die

Greise machten halt, kehrten um und gingen über das Meer zurück.
Und bis zum Morgen sah man noch ein Leuchten von jener Seite her,
wohin die Greise verschwunden waren.

1885

Iljas

Im Gouvernement Ufa lebte ein Baschkire namens Iljas. Er hatte von seinem Vater nur wenig geerbt. Als er gerade ein Jahr verheiratet war, war der Vater gestorben. Iljas besaß damals sieben Stuten, zwei Kühe und zwanzig Schafe. Aber Iljas verstand zu wirtschaften und erwarb mehr hinzu; von früh bis spät arbeitete er mit seiner Frau, stand früher auf als alle anderen, legte sich als letzter schlafen und wurde mit jedem Jahre reicher. So verlebte Iljas fünfunddreißig arbeitsame Jahre und erwarb ein großes Vermögen.

Iljas besaß jetzt zweihundert Pferde, hundertundfünfzig Stück Hornvieh und zwölfhundert Schafe. Seine Knechte hüteten die Roßherden und sein Vieh, die Mägde melkten die Stuten und Kühe und machten Kumys, Butter und Käse ... An allem hatte Iljas Überfluß, und in der ganzen Gegend beneidete man ihn um sein gutes Leben. Die Leute sagten: „Ein glücklicher Mensch ist doch der Iljas, alles hat er in Hülle und Fülle, er braucht gar nicht zu sterben!“ Iljas machte Bekanntschaft mit angesehenen Leuten und verkehrte mit ihnen. Und Gäste kamen zu ihm von weit her. Alle nahm er auf bei sich, gab ihnen zu trinken und zu essen; für jeden, der da kam, war Kumys bereit, und Tee und Scherba und Hammelfleisch. Wenn Gäste kamen, wurde flugs ein Hammel geschlachtet oder auch zwei, und waren es ihrer viele, sogar eine Stute.

An Kindern hatte Iljas zwei Söhne und eine Tochter. Seinen Söhnen hatte Iljas Frauen verschafft, und die Tochter hatte er verheiratet. Als Iljas noch arm war, arbeiteten seine Söhne mit ihm mit; sie hüteten selbst die Roßherde und die Schafe; als er aber reich geworden war, da ließen sich die Söhne gehen; der eine fing gar an zu trinken. Einer, der ältere, wurde bei einer Prügelei totgeschlagen. Der andere, der jüngere, hatte eine hoffärtige Frau; dieser Sohn gehorchte dem Vater nicht mehr, und Iljas mußte ihn schließlich abfinden.

Iljas gab ihm ein Haus und Vieh, und so verringerte sich sein Wohlstand. Bald danach kam eine Seuche über seine Schafe, und viele von ihnen fielen. Dann kam ein Hungerjahr, das Heu war nicht gediehen; in dem Winter ging viel Vieh ein. Dann stahlen ihm die

Kirgisen seine besten Zuchtpferde, und sein Besitz nahm noch mehr ab. So ging es mit Iljas immer mehr und mehr bergab. Auch ließen seine Kräfte nach. Mit siebzig Jahren war Iljas dann so weit, daß er seine Pelzröcke, seine Teppiche, seine Sättel, seine Kibitken verkaufen mußte; schließlich war er genötigt, auch sein letztes Vieh fortzugeben, und am Ende besaß Iljas gar nichts mehr. Er hatte selbst nicht bemerkt, wie alles so dahin gegangen war; auf seine alten Tage mußte er nun noch mit seinem Weibe für fremde Leute arbeiten gehen. Iljas hatte jetzt nichts mehr, außer seinen Kleidern auf dem Leibe, seinem Pelzrock, seiner Mütze, Strümpfen und Schuhen, und seinem Weib, Scham Schemagi, die auch schon alt war. Der Sohn, den er abgefunden hatte, war in die Ferne gezogen; die Tochter war schon gestorben. So hatten die Alten denn niemand, der ihnen geholfen hätte.

Da empfand der Nachbar Muhamed Schah Erbarmen mit den beiden Alten. Muhamed Schah selbst war weder reich noch arm; aber er hatte, was er brauchte und war ein braver Mensch. Er erinnerte sich der Gastfreundlichkeit, die er oft bei Iljas genossen, und sagte zu ihm: „Zieh mit deiner Alten zu mir, Iljas! Im Sommer sollst du nach deinen Kräften auf meinen Feldern für mich arbeiten, im Winter magst du das Vieh füttern. Scham Schemagi kann die Stuten melken und Kumys machen. Essen und Kleider sollt ihr haben; und wenn du etwas brauchst, so sage es nur, ich werde dir alles geben.“ Da dankte Iljas seinem Nachbar und lebte nun samt seiner Frau bei Muhamed Schah als Knecht. Anfangs fiel es ihnen wohl schwer; dann gewöhnten sie sich, und so lebten die beiden Alten dann bei ihm und arbeiteten nach ihren Kräften.

Der Nachbar aber hatte seinen Vorteil davon, solche Leute zu haben, weil die Alten früher selbst gewirtschaftet hatten, über alles gut Bescheid wußten, nicht faul waren und nach besten Kräften arbeiteten. Nur schmerzte es Muhamed Schah, sehen zu müssen, wie so begüterte Leute jetzt so tief gesunken waren.

Einmal geschah es, daß Verwandte von fern her zu Muhamed Schah zu Besuch kamen. Auch der Mulla kam. Da hieß Muhamed Schah Iljas einen Hammel einfangen und schlachten. Iljas schlachtete also einen Hammel, kochte ihn und schickte ihn den Gästen. Die Gäste speisten Hammelfleisch, tranken Tee und machten sich dann an den Kumys. Sie saßen mit dem Hausherrn auf Daunenkissen und

Teppichen, tranken aus Tassen ihren Kumys und plauderten. Iljas aber war mit seiner Arbeit fertig und ging an der Tür vorüber. Da sah ihn Muhamed Schah und sprach zu einem Gaste: „Hast du den Alten gesehen, der eben an der Tür vorüberging?“ – „Ja, ich habe ihn gesehen“, antwortete der Gast. „Was ist an ihm absonderlich?“ – „Absonderlich ist das, daß er einmal unser reichster Mann hier war. Iljas heißt er, vielleicht hast du von ihm schon gehört.“ – „Natürlich habe ich von ihm gehört“, entgegnete der Gast. „Gesehen habe ich ihn zwar noch nicht, aber die Rede von ihm ist ja bis in die Ferne gedrungen.“

„Ja, also ihm ist nichts mehr geblieben, und er lebt jetzt als Knecht bei mir. Seine Alte ist mit ihm und melkt meine Stuten.“

Darob verwunderte sich der Gast, er schnalzte mit der Zunge, schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, man sieht doch wieder, das Glück dreht sich wie ein Rad, den einen hebt es in die Höhe, den andern stürzt es in die Tiefe. Wie ist es denn,“ fragte der Gast, „der Alte ist wohl nun sehr traurig?“

„Wer will das sagen? Er lebt still und friedlich und arbeitet brav.“ Da fragte der Gast: „Könnte ich nicht mit ihm sprechen? Ich würde ihn gern befragen über sein Leben.“ – „Aber gewiß, das ist wohl möglich“, sagte der Hausherr und rief zum Zelt hinaus: „Babaj“ (das ist baschkirisch und bedeutet: Großvater), „komm herein, trink Kumys mit uns und bring' auch deine Alte mit!“ So trat Iljas ein mit seiner Frau. Iljas begrüßte die Gäste und den Hausherrn, sprach sein Gebet und setzte sich an der Tür mit untergezogenen Beinen hin. Sein Weib aber trat hinter den Vorhang und setzte sich zu der Wirtin.

Man gab Iljas eine Tasse Kumys. Iljas begrüßte noch einmal die Gäste und den Hausherrn, verneigte sich, trank einen Schluck und stellte die Tasse hin. „Sprich, Großvater,“ sagte der Gast, „gewiß ist dir trübe zumute, wenn du uns so anschaust und deines früheren Lebens gedenkst, – wie du früher so glücklich warst, und wie du nun so kümmerlich lebst?“

Da lachte Iljas und sprach: „Wenn ich dir von Glück und Unglück sprechen wollte, so würdest du mir gewiß nicht glauben. Frage lieber mein Weib. Sie ist ein Weib: was sie auf dem Herzen hat, hat sie auch auf der Zunge. Sie wird dir die reine Wahrheit über alle diese Dinge sagen.“ Da sprach der Gast hinter den Vorhang:

„Nun also, Großmutter, wie urteilst du über dein früheres Glück und über dein jetziges Elend?“ Scham Schemagi sprach hinter dem Vorhang: „So urteile ich: ich habe mit meinem Alten fünfzig Jahre gelebt, wir haben das Glück gesucht und haben es nicht gefunden. Jetzt erst, seit zwei Jahren, seit wir nichts mehr haben und Dienstarbeit leisten müssen, haben wir das wirkliche Glück gefunden und wir brauchen kein anderes.“

Da wunderten sich die Gäste und auch der Hausherr staunte. Er stand sogar von seinem Platze auf und schob den Vorhang beiseite, um die Alte zu sehen. Die Alte stand da, die Hände gefaltet, lächelte, sah ihren Mann an, und der Mann lächelte auch. Die Alte sprach noch einmal: „Ich rede die Wahrheit, ich scherze nicht etwa. Ein halbes Menschenleben lang haben wir das Glück gesucht und haben es nie gefunden. Jetzt haben wir nichts mehr und müssen unter fremden Menschen leben– aber jetzt haben wir das Glück gefunden, so daß wir kein besseres mehr brauchen.“

„Aber worin besteht denn euer jetziges Glück?“

„Darin besteht es: früher waren wir reich, aber ich und der Alte, wir hatten nie eine Stunde Ruhe, weder um miteinander zu reden, noch um an unsere Seele zu denken, noch um zu Gott zu beten. So viel Sorgen hatten wir! Gäste kamen zu uns: da hatten wir die Sorge, womit wir sie bewirten, was wir ihnen schenken sollten, damit sie uns nicht übel nachredeten. Dann fuhren die Gäste wieder fort, wir mußten uns um die Knechte kümmern, die immer nur darauf aus waren, nichts zu tun und gut zu essen; wir schauten, daß unsere Habe nicht Schaden leide, und so sündigten wir. Dann kam wieder die Sorge, daß nicht ein Wolf ein Fohlen oder ein Kalb zerriß, daß Diebe uns nicht Pferde fortholten. Wir legten uns zu Bett und konnten nicht schlafen: ob auch nicht die Schafe ihre Lämmer erdrückten? Man stand auf, lief noch mitten in der Nacht herum; kaum kam man zur Ruhe, so war schon wieder eine andere Sorge da, für den Winter Futter zu schaffen. Und damit nicht genug: es war auch wenig Eintracht zwischen mir und meinem Alten. Er sagte, man müsse so tun, ich sagte anders, und dann fingen wir an zu schelten – und sündigten wieder. So lebten wir immer von einer Sorge zur nächsten Sorge, von einer Sünde zur nächsten Sünde, und ein wirklich glückliches Leben hatten wir doch nie.“

„Nun, und wie ist es jetzt?“

„Jetzt stehen wir beide des Morgens auf, sprechen immer in Liebe und Eintracht miteinander; wir haben nichts zu streiten und haben uns um nichts zu sorgen. Unsere einzige Sorge ist, unserm Herrn zu dienen. Wir arbeiten nach unseren Kräften, arbeiten mit Lust, so daß der Herr nicht Schaden, sondern Nutzen hat. Wenn wir heimkommen, ist das Mittagessen oder das Abendbrot fertig, der Kumys steht bereit. Wenn es kalt ist, haben wir getrockneten Mist zum Heizen und unsern Pelzrock. Und wir haben Zeit, um zu plaudern und an unsere Seele zu denken und zu Gott zu beten. Fünfzig Jahre lang haben wir das Glück gesucht, und erst jetzt haben wir es gefunden.“

Da lachten die Gäste.

Aber Iljas sagte: „Lacht nicht, liebe Leute, das ist kein Scherz, so ist das menschliche Leben! Wir beide waren dumm und weinten damals darüber, daß wir unsern Reichtum verloren hatten. Aber jetzt hat uns Gott die Wahrheit enthüllt, und nicht weil es uns Freude macht, sagen wir sie, sondern zu eurem Heile.“

Da sprach der Mulla: „Das ist klug gesprochen, und Iljas hat wirklich die reine Wahrheit geredet; so steht es auch in den heiligen Schriften geschrieben.“

Und die Gäste lachten nicht mehr und wurden nachdenklich.

Die beiden Brüder und das Gold

In alten Zeiten lebten einmal nicht weit von Jerusalem zwei Brüder. Der ältere hieß Athanasius, der jüngere Johannes. Sie wohnten auf einem Berge, nicht weit von der Stadt, und ernährten sich von dem, was die Menschen ihnen spendeten. Den ganzen Tag verbrachten die Brüder immer bei der Arbeit. Sie arbeiteten aber nicht für sich, sondern für die Armen. Wo Menschen waren, denen ihre Arbeit zu schwer war, wo Kranke, Waisen, Witwen waren, dahin gingen die beiden Brüder, arbeiteten und gingen wieder fort, ohne Bezahlung anzunehmen. So verbrachten die Brüder die Woche immer getrennt voneinander und trafen sich erst am Sonnabend abends in ihrer Behausung. Nur den Sonntag blieben sie daheim, beteten und plauderten. Und der Engel des Herrn kam hernieder zu ihnen und segnete sie. Am Montag trennten sie sich dann wieder, und jeder ging seines Weges. So lebten die Brüder viele Jahre, und in jeder Woche kam der Engel des Herrn zu ihnen hernieder und segnete sie.

An einem Montag, als die Brüder zu ihrer Arbeit gingen und schon verschiedene Wege eingeschlagen hatten, ward dem älteren Bruder Athanasius die Trennung von seinem geliebten Bruder besonders schwer; er blieb stehen und sah sich um. Johannes schritt gesenkten Hauptes seines Weges und sah nicht zurück. Aber plötzlich blieb Johannes auch stehen; er schaute gespannt, als hätte er etwas bemerkt, die Augen mit der Hand beschattend, irgendwo hin. Dann näherte er sich dem Gegenstand, den er betrachtet hatte, tat aber plötzlich einen Sprung zur Seite und lief eilends, ohne sich umzusehen, bergab und wieder bergan, fort von dem Orte, als sei ein reißendes Tier hinter ihm her. Da wunderte sich Athanasius, kehrte um, und ging nach dieser Stelle, um zu sehen, was seinen Bruder so in Schrecken versetzt hätte. Er kam näher und sah, daß da etwas im Sonnenlicht blinkte. Er trat hinzu: da lag im Grase, wie aus einem Maß ausgeschüttet, ein Haufen Gold ... Da wunderte sich Athanasius noch mehr, über das Gold und darüber, daß sein Bruder davon gelaufen war.

„Was hat ihn denn so erschreckt, weshalb ist er nur entflohen?“ dachte Athanasius. „Im Golde ist doch keine Sünde, die Sünde ist

im Menschen. Mit Gold kann man Böses tun, man kann aber auch Gutes tun. Wieviel Waisen und Witwen kann man ernähren, wieviel Nackte kleiden, wieviel Arme und Kranke pflegen für dieses Gold! Wir dienen jetzt den Menschen, aber unser Dienst ist nur gering, mit unsern schwachen Kräften; mit diesem Golde aber können wir den Menschen sehr viel besser dienen!“ So dachte Athanasius, und das alles wollte er seinem Bruder sagen: aber Johannes war schon außer Hörweite, und war nur noch, klein wie ein Käfer, auf dem andern Berge zu sehen.

Athanasius legte sein Kleid ab, scharfte soviel Gold zusammen, wie er schleppen konnte, warf das Bündel über die Schulter und trug es in die Stadt. Er kam in einen Gasthof, gab dem Wirt das Gold und ging dann, den Rest zu holen. Als er alles Gold zusammengetragen hatte, ging er zu den Kaufleuten, kaufte ein Stück Land in der Stadt, kaufte Steine, Bauholz, mietete Arbeiter und ließ drei Häuser bauen. Drei Monate verbrachte Athanasius in der Stadt, drei Häuser ließ er in der Stadt bauen: ein Haus als Asyl für Witwen und Waisen, ein zweites als Krankenhaus für Sieche und Arme, ein drittes als Unterkunft für Pilger und Bettler. Dann suchte sich Athanasius drei fromme Greise und setzte den einen über das Asyl, den zweiten über das Krankenhaus und den dritten über das Unterkunftshaus. Noch dreitausend Goldstücke blieben ihm übrig. Davon gab er jedem der Greise tausend Goldstücke, um sie an die Armen zu verteilen. Und alle drei Häuser füllten sich mit Menschen und die Menschen lobten Athanasius um dessentwillen, was er getan hatte. Athanasius freute sich darüber, so daß er die Stadt eigentlich gar nicht mehr verlassen wollte. Aber er hatte doch seinen Bruder zu lieb; so nahm er Abschied von den Menschen, behielt sich selbst nicht ein einziges Goldstück und ging in derselben vertragenen Kleidung, in der er gekommen war, wieder zurück nach seiner Behausung.

So schritt Athanasius seinem Berge zu und dachte: „Mein Bruder hatte doch unrecht, als er beiseite sprang vor dem Golde und davonlief. Habe ich nicht besser gehandelt?“

Kaum hatte Athanasius so gedacht, da sah er plötzlich auf seinem Wege denselben Engel stehen, der sie immer gesegnet hatte, aber der Engel sah ihn dräuend an. Da erschrak Athanasius und konnte nur noch fragen: „Wofür, Herr?“ Und der Engel tat seinen Mund auf und sprach: „Geh von hinnen! Du bist nicht würdig, mit

deinem Bruder zusammen zu leben! Sein Sprung beiseite ist mehr wert als alle deine guten Werke, die du mit deinem Golde verrichtet hast.“

Da redete Athanasius davon, wieviel Arme und Pilger er gesättigt, wieviel Waisen er versorgt habe. Der Engel aber sprach „Der Teufel, der das Gold ausgelegt hat, um dich zu verlocken, der hat dich auch diese Reden gelehrt.“

Da wurde in Athanasius die Stimme des Gewissens laut; er begriff, daß er seine guten Werke nicht aus Liebe zu Gott getan hatte, und er brach in Tränen aus und tat Buße.

Da trat der Engel beiseite und gab ihm den Weg frei, auf dem Johannes schon stand in Erwartung seines Bruders. Und seither unterlag Athanasius nicht wieder der Verlockung des Teufels, der das Gold ausgelegt hatte, und er wußte jetzt, daß man nicht mit Gold, sondern nur mit Arbeit Gott dienen kann und den Menschen.

Die Brüder aber lebten wieder wie zuvor.

Von kleinen Mädchen, die klüger sind als die Alten

Die Osterwoche fiel sehr früh. Eben erst hatte man aufgehört mit Schlitten zu fahren. Auf den Höfen lag noch Schnee und im Dorfe flossen Bäche. Auf dem Weg, zwischen zwei Höfen, war unter dem Mist hervor eine große Pfütze zusammengelaufen. Zu dieser Pfütze kamen zwei kleine Mädchen aus den beiden Nachbarhäusern gelaufen: das eine war noch ganz klein, das andere etwas älter. Beiden Mädchen hatten ihre Mütter neue Sarafane angezogen. Die Kleinere hatte einen blauen, die Ältere einen gelbgemusterten Sarafan an. Beide trugen rote Kopftücher. Die beiden kleinen Mädchen waren nach der Messe zu der Pfütze gelaufen; sie zeigten einander ihre schönen Sachen und fingen an zu spielen. Dann wollten sie im Wasser plantschen. Die Kleinere watete schon mit ihren Schühchen ins Wasser hinein, aber die Ältere rief: „Geh nicht hinein, Malascha, die Mutter wird zanken. Warte, ich zieh' mir die Schuhe aus. Zieh dir auch die Schuhe aus!“ Die Kinder zogen die Schuhe aus, nahmen die Röckchen hoch und gingen sich durch die Pfütze entgegen. Malaschka war schon bis an die Knöchel im Wasser und sagte: „Ach, ist das tief, Akuliuschka, ich habe Angst!“ – „Laß nur,“ sagte die andere, „tiefer wird es nicht mehr. Komm nur zu mir herüber.“ Sie schritten sich entgegen. Da sagte Akulka: „Du, Malaschka, pass' auf, spritz' nicht so, sei vorsichtig!“ Kaum hatte sie das gesagt, – platsch, da tritt Malaschka mit dem ganzen Bein ins Wasser – und spritzt Akulka den ganzen Sarafan voll. Den Sarafan machte sie ihr naß, und auch auf Nase und Augen spritzte das Wasser. Als Akulka auf ihrem Sarafan die Flecken sah, wurde sie böse auf Malaschka, fing an zu schelten, rannte ihr nach und wollte sie hauen. Da bekam Malaschka Angst, sie sah, daß sie Schlimmes angerichtet hatte, lief eiligst aus der Pfütze hinaus und eilte nach Hause. Gerade kam Akulkas Mutter vorbei, sah, daß der Sarafan ihre Mädchens ganz bespritzt und das Hemd beschmutzt war. „Wo hast du Balg dich so dreckig gemacht?“ – „Malaschka hat mich absichtlich vollgespritzt.“ Da griff Akulkas Mutter Malaschka und gab ihr eins hinter die Oh-

ren. Malaschka fing an zu brüllen, daß man es über die ganze Straße hörte. Sofort stürzte Malaschkas Mutter aus dem Hause. „Warum schlägst du mein Kind?“ schrie sie die Nachbarin an. Ein Wort gab das andere, und die Weiber kamen ins Schimpfen. Auch die Männer kamen angerannt, schließlich war ein großer Auflauf auf der Straße. Alle schrien laut, keiner hörte auf den andern. So ging das Geschimpfe, sie pufften einander schon und eine richtige Prügelei fing an; da legte sich eine alte Frau ins Mittel, Akulkas Großmutter. Sie trat mitten unter die Männer und redete auf sie ein: „Was macht ihr da, liebe Leute? Tut man denn so etwas in diesen Tagen? Freuen sollen wir uns; aber ihr versündigt euch so!“ Keiner hörte auf die Alte, beinahe hätte man sie umgestoßen. Und auch die Alte hätte sie nicht zu Verstände gebracht, wenn nicht Akulka und Malaschka dagewesen wären. Während die Weiber noch keiften, hatte sich Akulka ihren Sarafan abgewischt und war wieder auf den Weg nach der Pfütze gelaufen. Sie hatte einen Stein aufgenommen und kratzte damit bei der Pfütze die Erde weg, um das Wasser auf die Straße laufen zu lassen. Als sie so arbeitete, kam auch Malaschka wieder hinzu, half ihr dabei, und grub mit einem Holzspan ein Rinnsal. Die Bauern fingen eben an sich zu prügeln; die kleinen Mädchen aber ließen durch ihre Rinne das Wasser auf die Straße laufen, gerade nach der Stelle, wo die Alte sich bemühte, die Bauern auseinander zu bringen. Die Kinder rannten neben ihrem Bächlein her, eins auf der einen, das zweite auf der anderen Seite. „Halt, Malaschka, halt!“ rief Akulka. Malaschka wollte auch etwas sagen, aber vor Lachen brachte sie nichts heraus.

So rannten die Mädchen und lachten über ihren Span, der in dem Bächlein dahin schwamm. Und sie rannten mitten unter die Bauern. Als die Alte sie sah, sagte sie zu den Bauern: „Ihr solltet wirklich Gott fürchten! Ihr großen Kerle wollt euch hier wegen dieser kleinen Mädchen prügeln; aber die haben längst alles vergessen und spielen schon wieder freundschaftlich miteinander, die lieben Kinder! Die sind wirklich klüger als ihr!“

Da schauten die Bauern die Kinder an und schämten sich. Dann aber mußten sie über sich selbst lachen und gingen wieder in ihre Gehöfte.

„Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

1885

Der Böse ist zäh, aber Gottes Werk ist stark

In alten Zeiten lebte einmal ein guter Herr. Er hatte alles in Fülle und viele Knechte dienten ihm. Und die Knechte rühmten sich ihres Herrn. Sie sprachen: „Es gibt keinen besseren Herrn unter dem Himmel, als den unseren. Er nährt und kleidet uns gut, gibt uns Arbeit, die wir leisten können, kränkt niemanden mit bösen Worten, trägt keinem etwas nach. Er ist nicht, wie andere Herren, die ihre Knechte schlimmer quälen als das Vieh, sie für jede Schuld und auch ohne Schuld hart strafen und ihnen nie ein gutes Wort sagen. Er ist unser Herr, er will uns wohl und tut uns Gutes und hat gute Worte für uns. Wir können uns kein besseres Leben wünschen.“

So rühmten sich die Knechte ihres Herrn. Aber das ärgerte den Teufel, daß diese Knechte mit ihrem Herrn gut und in Liebe lebten. Und der Teufel gewann Macht über einen Knecht dieses Herren, namens Aleb. Er gewann Macht über ihn und befahl ihm, auch die anderen Knechte zu verführen. Und als einmal alle Knechte ausruhten und ihren Herrn lobten, erhob Aleb seine Stimme und sprach: „Ihr rühmt fälschlich immer die Güte unseres Herrn, Brüder. Sei nur dem Teufel zu Gefallen, dann ist auch der Teufel gut. Wir dienen unserm Herrn gut, wir tun ihm alles zu Gefallen. Er kann sich kaum etwas ausdenken, schon tun wir es; seine Gedanken erraten wir im voraus. Wie soll er da nicht gut sein zu uns? Aber laßt nur einmal ab, ihm alles zu Gefallen zu tun, tut ihm Böses an, und er wird genau so sein, wie alle andern, wird Böses mit Bösem vergelten, schlimmer noch als die schlimmsten Herren!“ Die andern Knechte stritten mit Aleb. Sie stritten und wetteten schließlich. Aleb wettete, er würde den Herrn erzürnen. Er wollte es tun – unter der Bedingung, daß er sein Feiertagsgewand verlieren sollte, wenn es ihm nicht gelänge, den Herrn zu erzürnen. Wenn er ihn aber erzürnen würde, so sollten ihm alle andern ihre Feiertagsgewänder geben, und ihn außerdem gegen den Herrn verteidigen, ihn befreien, wenn man ihn in Eisen legte oder in den Kerker würfe. So wetteten sie; Aleb versprach am nächsten Morgen den Herrn zu erzürnen.

Aleb diente bei der Schafhürde des Herrn, er pflegte die wertvollen Zuchtwidder. Als nun am Morgen der gute Herr mit Gästen in die Schafhürde kam, um ihnen seinen wertvollen Lieblingswidder zu zeigen, da blinzelte der Teufelsknecht seinen Genossen zu: „Paßt auf, jetzt werde ich den Herrn erzürnen.“ Die Knechte liefen alle zusammen, schauten zur Tür hinein und über den Zaun, der Teufel aber kletterte auf einen Baum und blickte von da in das Gehöft, um zu sehen, wie sein Knecht ihm dienen würde. Der Herr ging über den Hof, zeigte seinen Gästen die Schafe und Lämmer; dann wollte er ihnen auch seinen besten Widder zeigen. „Die andern Widder,“ sagte er, „sind ja auch schön, aber der mit den gewundenen Hörnern ist überhaupt nicht mit Geld zu bezahlen; er ist mir teurer als meine Augen im Kopfe.“ Die Schafe und Widder scheuten vor den vielen Leuten auf dem Hofe, und die Gäste konnten den wertvollen Widder nicht herausfinden. blieb er einmal stehen, dann machte der Teufelsknecht wie unabsichtlich die Schafe wieder scheu, und sie liefen immer von neuem alle durcheinander. Die Gäste konnten nicht sehen, welches der wertvolle Widder war. Schließlich verdroß das den Herrn. Er sagte: „Aleb, lieber Freund, sei doch so gut, fange vorsichtig unsern wertvollen Widder mit den gewundenen Hörnern und halte ihn fest!“ Kaum hatte der Herr das gesagt, da stürzte sich Aleb wie ein Leu mitten in die Herde und packte den kostbaren Widder an der Wolle. Er packte ihn an der Wolle, griff ihn dann sofort mit einer Hand am linken Hinterbein, hob es auf und zerrte es gerade vor den Augen des Herrn in die Höhe. Das Bein knackte wie ein junges Baumstämmchen. Aleb hatte dem kostbaren Widder das Bein unterhalb des Knies gebrochen. Der Widder blökte jämmerlich und stürzte auf die Vorderfüße nieder. Da packte ihn Aleb am rechten Bein: das linke war ausgerenkt und hing schlapp wie eine Peitschenleine. Die Gäste und Knechte schrien laut auf, und der Teufel freute sich, als er sah, wie klug Aleb seine Sache gemacht hatte. Der Herr wurde finsterer als die Nacht, er runzelte die Stirn, senkte den Kopf und sprach kein Wort. Stumm standen die Gäste und die Knechte ... Sie warteten, was nun kommen würde. Der Herr schwieg eine Weile, dann schüttelte er sich, als wollte er etwas von sich werfen, hob den Kopf und schaute gen Himmel. Nicht lange schaute er so, die Falten in seinem Gesicht glätteten sich, er lächelte und senkte seine Blicke auf Aleb. Er schaute Aleb an, lächelte und

sprach: „O Aleb, Aleb! Dein Herr hat dir befohlen, mich zu erzürnen. Aber mein Herr ist stärker als der deine: du hast mich nicht erzürnen können, aber ich werde jetzt deinen Herrn erzürnen. Du hattest Furcht, ich würde dich strafen, und du wolltest frech sein, Aleb. Wisse also, daß du keine Strafe von mir empfangen wirst. Weil du frei werden wolltest, so gebe ich dir hier, in Gegenwart meiner Gäste, die Freiheit! Gehe hin, in alle vier Winde, und nimm dein Feierkleid mit!“

Und der gute Herr ging mit seinen Gästen wieder ins Haus. Aber der Teufel knirschte mit den Zähnen, ließ sich von dem Baume herabfallen und versank in die Erde.

1885

Wie das Teufelchen die Brotschnitte verdiente

Ein armer Bauer fuhr hinaus zum Pflügen, ohne gefrühstückt zu haben, und nahm sich von Hause eine Schnitte Brot mit. Er drehte seinen Pflug um, band das Querholz ab und legte es unter einen Busch; ebendahin legte er auch sein Stück Brot und bedeckte es mit dem Kaftan. Als das Pferd müde war und den Bauern hungerte, stieß er den Pflug in die Erde, spannte das Pferd aus, ließ es weiden und ging selbst dahin, wo sein Kaftan lag, um zu essen. Er hob den Kaftan auf – das Brot war fort! Er suchte und suchte, drehte den Kaftan nach allen Seiten um, schüttelte ihn – das Brot blieb verschwunden. Der Bauer wunderte sich. „Das ist doch eine seltsame Geschichte!“ dachte er. „Niemanden habe ich gesehen, – und doch hat mir jemand mein Brot weggenommen.“ Es war ein Teufelchen da gewesen, das hatte dem Bauern, während er pflügte, sein Brot gestohlen, und sich dann hinter den Busch gesetzt, um zu hören, wie der Bauer nun fluchen und ihn, den Teufel, anrufen werde.

Der Bauer grämte sich.

„Nun,“ sprach er dann, „ich werde ja schließlich nicht sterben vor Hunger. Der hat das Brot wohl sehr nötig gebraucht, der es genommen hat. Soll er es essen zur Gesundheit!“

Der Bauer ging zum Brunnen, trank Wasser, ruhte sich aus, holte sein Pferd wieder, spannte an und pflügte weiter.

Das Teufelchen ärgerte sich, daß es ihm nicht gelungen war, den Bauern zur Sünde zu verführen, und es eilte zum Bericht zum Obersten aller Teufel. Es trat also vor den obersten Teufel hin und erzählte, wie es dem Bauern das Brot fortgenommen hatte, wie aber der Bauer, statt zu fluchen, nur gesagt hatte: „Zur Gesundheit!“ Da wurde der oberste Teufel böse. „Wenn der Bauer dir hierbei über gewesen ist,“ sagte dieser, „dann bist du selbst daran schuld: du hast die Sache eben nicht richtig angefangen. Wenn aber“, sagte er, „die Bauern – und vielleicht auch noch ihre Weiber – sich so etwas angewöhnen, dann können wir ja überhaupt nicht mehr leben! Das darf keinesfalls so bleiben! Geh“, sagte er, „wieder zu diesem Bauern und

verdiene dir diese Brotschnitte. Wenn du in drei Jahren dem Bauern nicht über bist, dann bade ich dich in geweihtem Wasser!“

Da erschrak das Teufelchen, eilte wieder auf die Erde und grübelte darüber nach, wie es seine Schuld gutmachen könne. Lange dachte es hin und her, schließlich hatte es etwas gefunden. Das Teufelchen verwandelte sich in einen braven Menschen und verdingte sich als Knecht bei dem armen Bauern. Es lehrte den Bauern, in einem dünnen Sommer Korn im Sumpfe zu säen. Der Bauer hörte auf den Knecht und säte im Sumpfe. Bei andern Leuten verdorrte alles in der Sonnenglut; bei dem armen Bauern aber wuchs dichtes, hohes Korn mit vollen Ähren. Der Bauer hatte zu essen bis zur neuen Ernte, und ihm blieb noch viel Korn übrig. Im nächsten Sommer beredete der Knecht den Bauern, sein Korn auf dem Berge zu säen. Es kam ein regnerischer Sommer. Bei andern Leuten legte sich das Korn um, faulte und setzte kleine Körner an, – bei dem Bauern aber gedieh auf dem Berge prachtvolles Korn. So viel, daß der Bauer nicht wußte, was er damit anfangen sollte!

Da brachte der Knecht dem Bauern bei, das Korn zu reiben und Schnaps zu brennen. Der Bauer machte also Branntwein, trank selbst davon und gab anderen zu trinken. Da ging dann das Teufelchen wieder zum Obersten aller Teufel und rühmte sich, es habe die Brotschnitte jetzt verdient. Der oberste Teufel kam nun, um zu sehen, was war.

Er kam zu dem Bauern und sah, daß der Bauer reiche Leute eingeladen hatte und sie mit Branntwein bewirtete. Seine Frau brachte den Gästen den Schnaps dar. Als sie durch die Stube ging, blieb sie am Tisch hängen und vergoß ein Glas. Da wurde der Bauer böse und beschimpfte seine Frau: „Ach,“ sagte er, „du Teufelsaas! Das ist doch kein Spülicht, und du dummes Weib gießt die gute Gabe so auf den Boden!“

Da stieß das Teufelchen den obersten Teufel mit dem Ellbogen an: „Siehst du,“ sagte es, „jetzt gibt er nicht mehr so leicht eine Schnitte Brot hin!“

Der Bauer schimpfte seine Frau und trug dann den Branntwein selbst herum. Da kam ein armer Bauer von der Arbeit heim, der nicht geladen war; er grüßte, nahm Platz, sah wie die andern Branntwein tranken und wollte gegen seine große Müdigkeit gern auch ein Schlückchen Schnaps trinken. So saß er lange da, schluckte den Spei-

chel herunter, – aber ihm gab der Bauer nichts, sondern murmelte nur so vor sich hin: „Für euch alle kann ich doch nicht für Schnaps sorgen!“

Auch das gefiel dem obersten Teufel. Aber das Teufelchen rühmte sich: „Warte nur, es wird noch ganz anders kommen!“

Die reichen Bauern hatten einiges getrunken, der Bauer selbst gleichfalls. Sie fingen jetzt an, einander zu schmeicheln, sich gegenseitig zu rühmen und lügenhafte Reden zu führen. Der oberste Teufel hörte weiter zu und sprach auch dafür sein Lob aus. „Wenn sie“, sagte er, „von diesem Getränk alle zu Füchsen werden und sich gegenseitig betrügen, dann werden wir sie auch alle in die Hand bekommen.“ – „Warte nur,“ sagte das Teufelchen, „was weiter sein wird. Laß sie nur noch ein Glas trinken. Jetzt sind sie wie die Füchse, schwänzeln vor einander und wollen sich gegenseitig betrügen. Pass’ nur auf, gleich werden sie sein wie böse Wölfe.“

Die Bauern tranken noch ein Glas, und ihre Rede ward grob und lärmend. Statt der öligen Worte fluchten sie jetzt, erbosten sich gegeneinander, wurden handgemein, fingen an sich zu prügeln und schlugen sich die Nasen blutig. Auch der Hausherr mischte sich in die Schlägerei und wurde selbst verprügelt.

Der oberste Teufel schaute zu; auch das gefiel ihm. „Das“, sagte er, „ist sehr schön!“ Aber das Teufelchen sagte: „Warte nur, es kommt noch viel besser. Laß sie ihr drittes Glas trinken. Jetzt sind sie wie reißende Wölfe; wenn sie ihr drittes Glas getrunken haben – werden sie sein wie die Schweine.“

Die Bauern tranken alle ihr drittes Glas. Jetzt waren sie völlig besoffen. Sie kreischten und brüllten, wußten selbst nicht was, und keiner hörte auf den andern. Schließlich machten sie sich davon – manche einzeln, andere zu zweien oder zu dreien; alle fielen auf der Straße lang hin. Der Hausherr wollte seinen Gästen das Geleit geben, er stürzte mit der Nase in eine Schmutzlache, beschmierte sich, lag da wie ein Dreckschwein und grunzte.

Das gefiel dem obersten Teufel noch mehr. „Wirklich,“ sagte er, „einen guten Trank hast du dir da ausgedacht. Du hast deine Brotschnitte verdient! Sage mir nur noch, wie hast du dieses Getränk gemacht? Sicherlich hast du es doch so gemacht, daß du zuerst Fuchsblut dazu tatest, davon ist der Bauer schlau geworden wie ein Fuchs. Und dann nahmst du gewiß Wolfsblut: davon ist er so bösartig ge-

worden wie ein Wolf. Und zuletzt hast du sicher Schweinsblut hinzugemischt: davon ist er dann zum Schweine geworden.“

„Nein,“ sagte das Teufelchen, „so habe ich es nicht gemacht. Ich habe nichts weiter getan, ich habe ihm nur überreichlich Korn zu wachsen lassen. Das Tierblut, das ist immer in ihm, aber es wirkt sich nicht aus, solange nur so viel Korn wächst, wie er gerade braucht. Damals war ihm sogar um sein letztes Stückchen Brot nicht leid. Als er aber Überschuß an Korn hatte, fing er an zu überlegen, wie er sich ein Vergnügen machen könnte. Und ich lehrte ihn ein Vergnügen – nämlich Schnaps zu trinken. Und als er aus der Gottesgabe Branntwein machte zu seinem Vergnügen, da erwachte in ihm das Fuchsblut und das Wolfsblut und das Schweineblut. Jetzt mag er nur immer Schnaps trinken, dann wird er immer sein wie ein Tier.“

Da lobte der Oberste der Teufel das Teufelchen, verzieh ihm die Brotschnitte und ernannte ihn zu seinem Oberteufel.

1885

Der reuige Sünder

Und sprach zu Jesu: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.

Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

Lukas XXIII, 42, 43.

Ein Mensch hatte auf Erden siebenzig Jahre gelebt und hatte sein ganzes Leben in Sünden verbracht. Da wurde dieser Mensch krank und tat nicht Buße. Aber als der Tod kam, in seinem letzten Stündlein, da weinte er und sprach: „Herr, vergib mir, wie dem Schächer am Kreuze!“ Kaum hatte er das gesagt, da hatte ihn seine Seele schon verlassen. Und die Seele des Sünders entbrannte in Liebe zu Gott, und sie glaubte an seine Gnade, und sie kam zur Pforte des Paradieses.

Und der Sünder pochte an und bat um Einlaß in das Himmelreich.

Da hörte er drinnen eine Stimme: „Wer klopft an die Pforte der Paradieses? Was für Taten hat dieser Mensch in seinem Leben vollbracht?“

Und es antwortete die Stimme des Anklägers und zählte alle sündhaften Taten dieses Menschen auf und nannte keine guten Taten.

Da antwortete die Stimme von drinnen: „Sünder können nicht eingehen ins Himmelreich. Geh von hinnen!“

Und der Mensch sprach: „Herr, deine Stimme höre ich, aber dein Antlitz sehe ich nicht, und deinen Namen kenne ich nicht.“

Es antwortete die Stimme: „Ich bin der Apostel Petrus.“

Und der Sünder sprach: „Habe Erbarmen mit mir, Apostel Petrus, gedenke der menschlichen Schwachheit und der Gnade Gottes. Warst du nicht ein Jünger Christi, hast du nicht aus seinem eigenen Munde seine Lehren vernommen, hast du nicht das Beispiel seines Lebens gesehen? Aber denke daran, wie er bangte und seine Seele betrübt war, wie er dich dreimal bat, nicht zu schlafen, sondern zu

beten; du aber schliefest, weil deine Augen schwer geworden waren, und dreimal fand er dich schlafend. So habe auch ich getan.

Denke auch daran, wie du ihm selbst versprachest, bis zu deinem Tode nicht von ihm zu lassen, und wie du ihn dreimal verleugnetest, als sie ihn zu Kaiphas führten. So habe auch ich getan.

Denke auch daran, wie der Hahn krächte, wie du hinausgingst und bitterlich weintest. So habe auch ich getan. Du darfst mir nicht den Einlaß verweigern.“

Da verstummte die Stimme im Innern des Paradieses.

Der Sünder stand eine Weile da, dann pochte er wieder an und bat um Einlaß ins Himmelreich.

Und eine andere Stimme erklang drinnen und sprach: „Wer ist dieser Mensch, und wie hat er gelebt auf Erden?“

Und es antwortete die Stimme des Anklägers und zählte alle bösen Taten des Sünders auf und nannte keine guten Taten.

Da antwortete die Stimme von drinnen: „Geh von hinnen! Nicht können solche Sünder mit uns zusammen im Paradiese leben.“

Und der Sünder sprach: „Herr, deine Stimme höre ich, aber dein Antlitz sehe ich nicht, und deinen Namen kenne ich nicht.“

Es sprach zu ihm die Stimme: „Ich bin der König und Prophet David.“ Da verzweifelte der Sünder nicht, wich nicht von der Pforte des Paradieses und sprach: „Erbarme dich meiner, König David, gedenke der Schwachheit der Menschen und der Gnade Gottes. Gott hat dich geliebt und hat dich erhöht über alle Menschen. Alles hast du gehabt – ein Königreich und Ruhm und Reichtum und Frauen und Kinder, aber du erblicktest vom Söller das Weib eines armen Mannes, und die Sünde ergriff Besitz von dir, und du nahmst das Weib des Uria und schlugest ihn selbst durch das Schwert der Ammoniten. Du, der Reiche, hast dem Armen sein letztes Schäfchen genommen und ihn selbst umgebracht. Also tat auch ich.

Denke auch daran, wie du Buße getan hast und sprachest: ‚Ich erkenne meine Missetat, und meine Sünde ist immer vor mir.‘ So tat auch ich. Du darfst mir nicht den Einlaß verweigern!“

Da verstummte die Stimme im Innern.

Wieder stand der Sünder kurze Zeit, dann pochte er von neuem an und bat um Einlaß in das Himmelreich. Und er hörte drinnen eine dritte Stimme, die sprach: „Wer ist dieser Mensch? Wie hat er gelebt auf Erden?“

Und es antwortete die Stimme des Anklägers, und zum drittenmal zählte er alle bösen Taten des Menschen auf und nannte keine guten Taten.

Und es antwortete drinnen die Stimme: „Geh von hinnen! Es können nicht Sünder eingehen in das Himmelreich.“

Und es antwortete der Sünder: „Deine Stimme höre ich, aber dein Antlitz sehe ich nicht, und deinen Namen kenne ich nicht.“

Da antwortete die Stimme: „Ich bin Johannes der Evangelist, der Lieblingsjünger des Herrn.“

Da freute sich der Sünder, und er sprach: „Jetzt darfst du mir den Einlaß nicht verweigern. Petrus und David werden mich einlassen, weil sie menschliche Schwachheit kennen und die Gnade Gottes. Du aber wirst mich einlassen, weil in dir viel Liebe ist. Hast nicht du, Johannes, in deinem Buche geschrieben: ‚Gott ist die Liebe, und wer nicht lieb hat, kennet Gott nicht.‘ Hast du nicht in deinen alten Tagen immer dieses eine Wort gesagt: ‚Kindlein, liebet einander!‘ Wie könntest du mich jetzt hassen und fortweisen? Verleugne alles, was du selbst gesagt hast, oder aber liebe mich und laß mich ein ins Himmelreich!“

Da öffnete sich die Pforte des Paradieses, und Johannes umarmte den reuigen Sünder und ließ ihn ein ins Himmelreich.

Der Taufsohn

Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn.
Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel.

Matthäus V, 38, 39

Die Rache ist mein, ich will vergelten.

Römerbrief XII, 19

1. I

Einem armen Bauern wurde ein Sohn geboren. Der Bauer freute sich sehr und ging zu seinem Nachbarn, um ihn als Gevatter zu bitten. Der Nachbar lehnte ab; er hatte keine Lust, bei dem armen Bauern Gevatter zu stehen. Der arme Bauer ging zu einem andern, – der wollte auch nicht.

Durch das ganze Dorf lief er; niemand wollte bei ihm Gevatter sein. Da machte der Bauer sich auf in ein anderes Dorf. Unterwegs traf er einen fremden Wanderer. Der Fremde blieb stehen.

„Guten Tag, Bäuerlein“, sagt er. „Wohin führt dich Gott?“

„Der Herr hat mir ein Söhnchen geschenkt“, sagte der Bauer, „in der Jugend zur Freude, im Alter zur Stütze, nach dem Tode zum Gedenken meiner Seele. Aber wegen meiner Armut will niemand in unserm Dorfe bei mir Gevatter stehen. So gehe ich denn, einen Gevatter zu suchen.“

Da sprach der Fremde: „Nimm mich als Gevatter!“

Da freute sich der Bauer, er dankte dem Fremden und fragte: „Und wen soll ich als Gevatterin nehmen?“

„Als Gevatterin“, sagte der Fremde, „nimm die Tochter des Kaufmanns. Geh in die Stadt, am Marktplatz steht ein steinernes Haus mit Kaufläden. Tritt ein und bitte den Kaufmann, er möchte seiner Tochter erlauben, bei dir Patin zu sein.“

Der Bauer hatte Bedenken.

„Wie kann ich es wagen“, sagte er, „zu dem reichen Kaufmann zu gehen, lieber Gevatter?“ fragte der Bauer. „Er wird meiner zu gering achten und wird es seiner Tochter nicht erlauben.“

„Sorge dich nicht darum. Geh nur hin und bitte ihn. Morgen früh sei bereit, dann komme ich zur Taufe.“

Der Bauer ging nach Hause, dann fuhr er in die Stadt zum Kaufmann. Er ließ sein Pferd auf dem Hofe halten. Der Kaufmann selbst kam heraus.

„Was willst du?“ fragte er.

„Sehen Sie, Herr Kaufmann, der Herr hat mir ein Söhnchen geschenkt, in der Jugend zur Freude, im Alter zur Stütze, nach dem Tode zum Gedenken meiner Seele. Ich bitte recht sehr, erlaube deiner Tochter, bei mir Patin zu sein!“

„Wann soll die Taufe sein?“

„Morgen früh.“

„Nun schön. Geh mit Gott. Morgen zur Messe wird sie kommen.“

Am nächsten Morgen kam also die Gevatterin, kam auch der Gevatter, und sie taufte den Knaben. Als sie den Knaben getauft hatten, ging der Gevatter wieder fort. Sie wußten nicht, wer er war, und sahen ihn seither nicht wieder.

2. I

Der Knabe wuchs auf zur Freude seiner Eltern. Er war stark, fleißig, klug und sanft. So wurde der Knabe zehn Jahre alt. Da ließen die Eltern ihn lesen und schreiben lernen. Woran andere fünf Jahre lernen, das lernte der Knabe in einem Jahre. Und er hatte nun nichts weiter mehr zu lernen.

Die Osterwoche kam. Der Knabe ging zu seiner Patin, tauschte mit ihr den Osterkuß, kam wieder nach Hause und fragte:

„Lieber Vater und liebe Mutter! Wo wohnt denn mein Pate? Auch zu ihm möchte ich gehen, um den Osterkuß mit ihm zu tauschen.“

Da sagte sein Vater zu ihm:

„Wir wissen nicht, lieber Sohn, wo dein Pate wohnt. Wir sind selbst sehr traurig darüber. Wir haben ihn nicht wieder gesehen, seit er dich getauft hat. Und wir haben nichts mehr von ihm gehört, und wir wissen nicht, wo er wohnt. Wir wissen nicht einmal, ob er noch am Leben ist.“

Da verneigte sich der Sohn vor seinem Vater und seiner Mutter.

„Laßt mich gehen, lieber Vater und liebe Mutter, um meinen Paten zu suchen. Ich will ihn auffinden und mit ihm den Osterkuß tauschen.“

Da ließen Vater und Mutter ihn ziehen. Und der Knabe zog hinaus, seinen Paten zu suchen.

3. I

Der Knabe hatte das Haus verlassen und ging die Straße entlang. Einen halben Tag war er schon gewandert, da traf er einen fremden Wanderer.

Der Fremde machte halt.

„Guten Tag, mein Junge“, sagte er. „Wohin führt dich Gott?“

Da erzählte der Knabe: „Ich bin bei meiner Patin gewesen und habe mit ihr den Osterkuß getauscht. Dann ging ich wieder nach Hause und fragte meine Eltern: ‚Wo wohnt mein Pate, ich möchte auch mit ihm den Osterkuß tauschen.‘ Meine Eltern aber sagten: ‚Wir wissen nicht, Söhnchen, wo dein Pate wohnt. Als wir dich getauft hatten, ging er fort von uns, und wir wissen nichts von ihm, wissen nicht einmal, ob er noch am Leben ist.‘ Aber ich möchte so gern meinen Paten sehen. So ziehe ich nun hin und suche ihn.“

Da sprach der Fremde: „Ich bin dein Pate.“

Darob freute sich der Knabe und tauschte den Osterkuß mit seinem Paten.

„Wohin ziehst du jetzt des Weges, lieber Pate?“ fragte er. „Wenn du in unsere Gegend gehst, so komm zu uns in unser Haus. Aber wenn du zu dir nach Hause gehst, so will ich mitkommen.“

Der Pate sagte:

„Jetzt habe ich keine Zeit, zu dir in dein Haus zu kommen; ich habe in anderen Dörfern zu tun. Aber morgen werde ich wieder bei mir zu Hause sein. Dann komm zu mir.“

„Wie aber werde ich dich finden, Väterchen?“

„Geh nur immer der aufgehenden Sonne entgegen, immer geradeaus, so kommst du in einen Wald. Mitten im Walde wirst du eine Lichtung sehen. Setz' dich nieder auf dieser Lichtung, ruh' aus und schau', was da sein wird. Wenn du dann aus dem Walde herauskommst, wirst du einen Garten erblicken und in dem Garten ein

Schloß mit einem goldenen Dache. Das ist mein Haus. Komm ans Tor. Ich werde dich selbst einlassen.“

So sprach der Pate. Dann war er den Augen seines Taufsohnes entschwunden.

4. I

Der Knabe wanderte weiter, wie ihm der Pate befohlen hatte. Er ging immer weiter und weiter, schließlich kam er in den Wald. Er gelangte auch auf die Lichtung und sah: mitten auf der Lichtung stand eine Tanne. An einem Ast der Tanne war ein Strick angebunden, an dem Strick aber hing ein Eichenklotz, an die drei Pud schwer. Unter dem Klotz stand ein Trog mit Honig. Der Knabe überlegte noch, weshalb wohl der Honig dahin gestellt sei, und weshalb der Klotz da hing, da knackte es im Holze, und er sah Bären kommen. Vorneweg eine Bärin, hinter ihr ein einjähriger Bär, und dann noch drei kleine Bären. Die Bärin schnupperte durch die Nase und lief dann geradeswegs auf den Trog zu, die kleinen Bären ihr nach. Die Bärin steckte die Schnauze in den Honig und rief die Jungen. Die Jungen sprangen hinzu und stürzten sich über den Trog. Der Klotz schwankte ein wenig hin und her und traf die kleinen Bären. Als die Alte das sah, stieß sie den Klotz mit der Tatze beiseite. Der Klotz flog weiter fort, prallte wieder zurück und schlug jetzt mitten unter die jungen Bären hinein, traf einen am Rücken, einen andern am Kopf. Die kleinen Bären brüllten los und rannten fort. Da erhob die Alte ein gewaltiges Gebrüll, packte den Klotz mit beiden Vordertatzen über ihrem Kopf und stieß ihn in weitem Schwünge von sich weg. Der Klotz flog jetzt hoch in die Luft. Da sprang gerade der junge Bär an den Trog, steckte die Schnauze in den Honig, schmatzte laut, und auch die andern rückten wieder näher. Sie waren aber noch nicht da, da sauste der Klotz wieder zurück, traf den Bären am Kopfe und schlug ihn tot. Die Alte brüllte noch entsetzlicher als vorher, packte den Klotz und stieß ihn mit voller Gewalt von sich weg nach oben. Der Klotz flog jetzt über den Ast hinaus, so daß sich sogar der Strick lockerte. Die Bärin trat wieder an den Trog und die Jungen mit ihr. Der Klotz flog höher und immer höher, dann machte er halt und sauste wieder herab. Je tiefer er kam, desto schneller fiel er. Mit gewaltiger Geschwindigkeit traf er die Bärin, krachte auf ih-

ren Schädel nieder – sie drehte sich nur um, zuckte mit den Beinen und verendete. Die kleinen Bären liefen fort.

5. I

Der Knabe staunte und ging weiter. Er kam zu einem großen Garten, in dem Garten aber stand ein hohes Schloß mit einem goldenen Dach. Am Tore stand der Pate und lächelte. Er begrüßte seinen Taufsohn, ließ ihn ins Tor ein und führte ihn durch den Garten. Nie hatte der Knabe auch nur im Traum soviel Schönes und Freudiges gesehen, wie er in diesem Garten erblickte.

Dann geleitete der Pate den Knaben in das Schloß. Das Schloß war noch schöner. Der Pate führte den Knaben durch alle Gemächer: eines war immer schöner als das andere, eines immer lustiger als das andere. Zuletzt führte er ihn zu einer versiegelten Tür.

„Siehst du diese Tür?“ fragte er. „Es ist kein Schloß an ihr, nur Siegel. Man kann sie öffnen, aber ich verbiete es dir! Lebe du hier und spaziere überall herum, wo du willst und wie du willst, freue dich an allem Schönen. Nur eines soll dir untersagt sein: du sollst nicht in diese Tür eingehen. Wenn du aber doch hineingehst, da denke an das, was du im Walde gesehen hast.“

So sprach der Pate und ging fort. Der Taufsohn aber blieb allein zurück und lebte hier. Und er war so lustig und froh, daß er schließlich dachte, er habe hier nur drei Stunden verbracht, aber es waren schon dreißig Jahre vergangen. Als die dreißig Jahre vergangen waren, trat der Taufsohn zu der versiegelten Tür und dachte: „Warum hat der Pate mir untersagt, dieses Gemach zu betreten? Ich möchte doch einmal schauen, was es damit auf sich hat.“

Er stieß gegen die Tür: die Siegel fielen ab, die Tür sprang auf. Der Taufsohn trat ein. Er sah, es war ein Gemach, größer und schöner als alle anderen, und in der Mitte des Gemaches stand ein goldener Thron. Er ging überall in dem Raume umher, dann trat er zu dem Thron, schritt die Stufen hinan und setzte sich. Als er saß, sah er einen Stab neben dem Throne stehen. Er nahm diesen Stab in die Hände. Kaum hatte er den Stab in den Händen, da versanken plötzlich alle vier Wände des Gemaches. Er schaute rund um sich und erblickte die ganze Welt; er sah alles, was die Menschen in der Welt taten. Er schaute geradeaus, da sah er das Meer, und wie die Schiffe

darauf fuhren. Er schaute nach rechts, da sah er fremde, unchristliche Völker. Er schaute nach links – da sah er christliche, aber nicht-russische Völker. Er schaute nach der vierten Richtung – da sah er unsere russischen Leute. „Halt,“ sagte er, „ich will doch einmal sehen, was bei uns zu Hause vorgeht, ob das Korn wohl gut gediehen ist.“ Er schaute auf sein Feld und sah viele Garbenhaufen auf ihm. Er zählte die Garbenhaufen, ob es viel Korn wäre – da sah er, wie eine Telege über das Feld fuhr: ein Bauer saß darin. Da dachte der Taufsohn, sein Vater fahre nachts heraus, um die Garben aufzuschichten. Aber dann sah er, es war Wasilij Kudriaschow, der Dieb, der da fuhr. Er fuhr zu den Haufen hin und lud auf. Da ward der Taufsohn zornig und schrie laut: „Väterchen, man stiehlt dir deine Garben vom Felde!“

Der Vater, der auf der Nachtweide war, erwachte. „Ich habe geträumt,“ sagte er, „man stehle mir mein Korn. Ich muß doch mal nachschauen.“ Er stieg auf sein Pferd und ritt hin.

Er kam auf sein Feld geritten, erblickte Wasilij und rief die anderen Bauern zusammen. Sie verprügelten Wasilij. Dann fesselten sie ihn und schafften ihn ins Gefängnis.

Der Taufsohn warf noch einen Blick in die Stadt, wo seine Patin wohnte. Da sah er, sie war jetzt mit einem Kaufmann verheiratet. Sie lag da und schlief; aber ihr Mann stand auf und schlich zu seiner Geliebten. Da schrie der Taufsohn der Kaufmannsfrau zu: „Steh auf, dein Mann treibt böse Dinge!“

Die Patin fuhr hoch, zog sich an, suchte ihren Mann, beschämte ihn vor den Leuten, verprügelte seine Geliebte und jagte dann ihren Mann fort.

Dann schaute der Taufsohn noch nach seiner Mutter aus und sah, daß sie in ihrer Stube lag und schlief; ein Räuber aber schlich sich in die Stube ein und wollte die Truhe erbrechen.

Die Mutter erwachte und schrie laut auf. Als der Räuber das sah, griff er nach dem Beil, holte gegen die Mutter aus und wollte sie erschlagen.

Da konnte der Taufsohn nicht mehr an sich halten, er warf seinen Stab nach dem Räuber, traf ihn gerade an der Schläfe und tötete ihn auf der Stelle.

6. I

Kaum hatte der Taufsohn den Räuber getötet, da schlossen sich die Wände wieder, und das Gemach war wieder wie vorher.

Die Tür ging auf, und der Pate trat ein. Der Pate trat auf seinen Taufsohn zu, nahm ihn an der Hand, führte ihn vom Throne hinab und sprach:

„Du hast meinem Befehl nicht gehorsamt! Eine böse Tat hast du begangen, da du die verbotene Tür öffnestest; die zweite böse Tat hast du begangen, als du auf den Thron stiegst und meinen Stab in die Hand nahmst; die dritte böse Tat hast du begangen dadurch, daß du viel neues Übel auf Erden verursacht hast. Hättest du nur noch eine Stunde da gesessen, du hättest die Hälfte der Menschen zugrunde gerichtet.“

Und der Pate führte seinen Taufsohn wieder auf den Thron und nahm den Stab zur Hand. Wieder versanken die Wände, und alles ward sichtbar.

Der Pate sprach:

„Sieh jetzt, was du deinem Vater angetan hast. Wasilij hat nun ein Jahr im Gefängnis gesessen, hat alle Schlechtigkeiten gelernt und ist ganz verroht. Sieh, jetzt hat er deinem Vater zwei Pferde gestohlen, und sieh nur, jetzt steckt er ihm sogar sein Gehöft in Brand. Das also hast du deinem Vater angetan!“

Kaum hatte der Taufsohn gesehen, wie das Gehöft seines Vaters in Flammen aufging, da verhüllte der Pate dieses Bild vor seinen Augen und hieß ihn nach einer anderen Seite blicken.

„Und hier“, sagte er, „hat der Mann deiner Patin seine Frau nun schon seit einem Jahre verlassen: er treibt sich mit anderen Weibern herum. Sie selbst aber hat sich aus Kummer dem Trunke ergeben, und seine frühere Geliebte ist ganz verschollen. Das also hast du deiner Patin angetan!“

Auch dieses Bild verhüllte der Pate vor seinen Augen und wies jetzt auf des Taufsohnes eigenes Haus. Da sah er seine Mutter: sie weinte über ihre Sünden, bereute und sprach: „Es wäre besser gewesen, wenn mich damals der Räuber umgebracht hätte – ich hätte nicht so viel Sünden begangen.“

„Also das hast du deiner Mutter angetan!“

Auch dieses Bild verhüllte der Pate vor seinen Augen, dann wies er nach unten. Da sah der Taufsohn den Räuber: zwei Wächter hielten den Räuber vor dem Kerker.

Da sagte der Pate zu ihm: „Dieser Mensch hat neun Seelen umgebracht. Er hätte selbst seine Sünden sühnen müssen, aber du hast ihn getötet und alle seine Sünden auf dich genommen. Jetzt mußt du für alle seine Sünden aufkommen. Also das hast du dir selbst angetan! Die alte Bärin hat einmal den Klotz zurückgestoßen und ihre Kleinen damit erschreckt; sie stieß ihn zum zweiten Mal zurück und tötete dadurch den jungen Bären; zum dritten Mal stieß sie ihn zurück und brachte sich so selbst ums Leben. Dasselbe hast auch du getan! Ich gebe dir jetzt dreißig Jahre Frist. Geh hinaus in die Welt und sühne die Sünden des Räubers. Wenn du sie aber nicht sühnst, mußt du an seiner Statt leiden.“

Da fragte der Taufsohn: „Wie soll ich denn seine Sünden sühnen?“

Und es sprach der Pate: „Wenn du ebensoviel Übel auf der Welt ausrottetest, wie du verursacht hast, dann hast du deine und des Räubers Sünden gesühnt.“

Da fragte der Taufsohn: „Wie kann ich aber das Übel auf der Welt ausrotten?“

Der Pate antwortete: „Geh immer der aufgehenden Sonne entgegen, so wirst du auf ein Feld kommen, auf dem Menschen sind. Beachte genau, was die Menschen tun, und lehre sie das, was du schon weißt. Dann gehe weiter und beachte was du siehst. Du wirst am vierten Tage zu einem Wald kommen; in dem Walde ist eine Klause, und in der Klause lebt ein Einsiedler. Dem erzähle alles, was war. Er wird dich lehren. Wenn du alles tust, was dir der Starez befiehlt, dann wirst du deine und des Räubers Sünden sühnen.“

So sprach der Pate und ließ den Taufsohn zum Tore hinaus.

7. |

Der Taufsohn wanderte dahin. Er ging seines Weges und dachte: „Wie soll ich das Übel auf der Welt ausrotten? Man rottet das Übel aus auf der Welt, indem man die bösen Menschen verschickt, in Gefängnisse sperrt und sie dem Tode überantwortet. Was soll ich aber

tun, um das Übel auszurotten und nicht fremde Sünde auf mich zu nehmen?“ Er grübelte und grübelte und fand keine Antwort.

So wanderte er immer weiter und kam schließlich auf ein Feld. Auf dem Felde war Korn gewachsen – schönes, dichtes Korn, und es war hohe Zeit, es zu schneiden. Da sah der Taufsohn, daß eine Kuh in das Korn gelaufen war. Die Leute hatten es bemerkt, waren zu Pferde gestiegen und jagten die Kuh im Korn umher, von einem Ende zum andern. Immer wenn die Kuh aus dem Korn hinauspringen wollte, kam ihr ein anderer Bauer entgegen geritten, die Kuh scheute von neuem und rannte wieder ins Korn. Und wieder ritten die Leute hinter ihr her im Korn. Auf der Straße aber stand ein Weib und weinte: „Sie jagen mir mein Kühlein zu Tode!“

Da sagte der Taufsohn zu den Bauern: „Warum tut ihr so? Reitet alle heraus aus dem Korn. Die Frau mag selbst ihre Kuh rufen.“ Die Leute hörten auf ihn. Die Frau trat an den Rand des Feldes und rief: „Tprüssi-tprüssi, Braunchen, tprüssi-tprüssi! ...“ Die Kuh spitzte die Ohren, horchte scharf hin, dann lief sie auf die Frau zu, schob ihr die Schnauze gerade unter die Röcke – fast hätte sie sie umgestoßen. Die Bauern waren froh, und die Frau war froh, und die Kuh war froh ...

Der Taufsohn ging immer weiter und weiter. „Jetzt sehe ich, daß das Übel durch Übel nur noch vermehrt wird. Je mehr die Menschen das Übel verfolgen, desto mehr Übel schaffen sie. Man darf also nicht das Übel durch Übel ausrotten wollen. Es war schön, daß die Kuh auf die Frau gehört hat; wenn sie nicht gehört hätte, wie hätte man sie da herauslocken sollen?“

Der Taufsohn grübelte und grübelte, fand keine Antwort und wanderte weiter.

8. I

Er wanderte immer weiter und weiter und kam zu einem Dorfe. In der äußersten Hütte bat er um ein Nachtlager. Die Frau ließ ihn ein. Niemand war sonst in der Stube; die Bäuerin war ganz allein und wusch auf.

Der Taufsohn trat ein, stieg auf den Ofen und schaute zu, was die Wirtin tat. Er sah, sie hatte die Stube aufgewaschen und wusch jetzt den Tisch. Sie wusch den Tisch ab, dann begann sie ihn mit

einem schmutzigen Lappen abzuwischen. Sie wischte nach einer Seite hin, und der Tisch wurde nicht sauber. Ihr schmutziger Lappen hinterließ immer lange Schmutzstreifen auf dem Tisch. Sie wischte nach der andern Seite, wischte die einen Schmutzstreifen weg und machte wieder neue. Dann wischte sie wieder längs, aber es blieb immer dasselbe. Immer wieder schmierte sie mit ihrem schmutzigen Lappen: an einer Stelle wischte sie den Schmutz fort, auf der andern machte sie neuen. Lange schaute der Taufsohn zu, dann sagte er:

„Was tust du da eigentlich, Wirtin?“

„Siehst du denn das nicht?“ sagte sie. „Ich wasche auf zum Feiertage. Ich kann nur den Tisch gar nicht sauber bekommen, er bleibt immer schmierig. Ich kann schon gar nicht mehr. Ich habe mich schon ganz elend geplagt.“

„Du solltest doch deinen Lappen erst ausspülen,“ sagte er, „dann wird der Tisch gleich sauber werden.“

Die Hausfrau tat so, und schnell war der Tisch sauber.

„Hab' Dank,“ sagte sie, „daß du mich unterwiesen hast.“

Am Morgen nahm der Taufsohn Abschied von der Frau und wanderte weiter. Er ging immer weiter und weiter und kam in einen Wald. Da sah er, wie Bauern Felgen bogen. Der Taufsohn trat hinzu und sah, daß die Leute sich aus allen Kräften mühten, aber die Hölzer wollten sich nicht biegen.

Der Taufsohn schaute zu und bemerkte, daß sich der Block der Bauern drehte und keinen festen Halt hatte. Er sah zu und sagte dann:

„Was macht ihr denn da, ihr Leute?“

„Felgen biegen wir. Zweimal schon haben wir sie gedämpft, und wir sind schon ganz von Kräften – sie biegen sich nicht.“

„Ihr müßt doch erst euern Block fest machen, Leute! Ihr dreht euch ja dauernd mit ihm zusammen.“

Die Bauern gehorchten ihm, machten den Block fest, und gleich ging die Sache.

Der Taufsohn blieb bei ihnen zur Nacht und ging dann weiter. Er wanderte den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch und traf vor Morgengrauen auf Viehhändler. Bei ihnen legte er sich hin. Er sah, die Leute hatten ihr Vieh hingestellt und wollten Feuer machen. Sie hatten trockene Zweige gesammelt und angezündet, aber ehe sie

hell brannten, warfen sie schon nasses Reisig darauf. Das Reisig zischte nur auf, und das Feuer ging wieder aus. Wieder nahmen die Leute trockenes Holz, zündeten, es an, warfen nasses Reisig darauf – und wieder ging das Feuer aus. Lange müllten sie sich und brachten kein Feuer zustande.

Da sagte der Taufsohn: „Ihr dürft das Reisig nicht gleich aufwerfen; erst muß das Feuer richtig brennen! Wenn es hell brennt, dann erst müßt ihr Reisig aufwerfen.“

Die Viehhändler taten so; sie ließen das Feuer erst hell brennen und warfen dann Reisig auf. Das Reisig faßte jetzt auch Feuer, und bald brannte das Ganze. Der Taufsohn verweilte bei ihnen und ging dann weiter. Er grübelte und grübelte, weshalb er wohl das alles gesehen habe, und konnte nichts begreifen.

9. |

Der Taufsohn ging immer weiter und weiter; er wanderte noch einen ganzen Tag und kam in einen Wald. In dem Wald war eine Klause. Der Taufsohn trat an die Klause heran und pochte. Aus der Klause fragte eine Stimme:

„Wer ist da?“

„Ein großer Sünder. Ich gehe fremde Sünden zu sühnen.“

Da kam der Einsiedler heraus und fragte:

„Was für fremde Sünden lasten denn auf dir?“

Da erzählte ihm der Taufsohn alles: von seinem Paten und, von der alten Bärin mit ihren Jungen, und von dem Thron in dem versiegelten Gemach, und was ihm der Pate befohlen hatte, und wie er auf dem Felde die Bauern gesehen hatte, die das ganze Korn niederstampften, und wie die Kuh dann von selbst zu ihrer Herrin herausgelaufen war.

„Ich habe begriffen,“ sagte er, „daß man das Übel nicht durch Übel ausrotten kann. Aber ich kann nicht verstehen, wie man es denn ausrotten muß. Lehre du mich!“

Da sprach der Starez:

„Erzähle mir, was du unterwegs sonst noch gesehen hast?“

Da erzählte ihm der Taufsohn von der Frau, die aufwusch, und von den Bauern, die Felgen bogen, und von den Hirten, die Feuer machen wollten.

Der Starez hörte ihn an, kehrte dann in seine Klausen zurück und brachte ein scharftiges Beil.

„Komm!“ sagte er.

Der Starez ging etwas abseits von der Klausen und wies auf einen Baum.

„Schlag ihn um!“ sagte er.

Der Taufsohn schlug den Baum um; der stürzte nieder.

„Jetzt zerschlage ihn in drei Teile!“

Der Taufsohn schlug ihn in drei Teile.

Der Starez ging wieder in die Klausen und brachte Feuer.

„So, jetzt verbrenne die drei Klötze!“

Der Taufsohn machte Feuer, verbrannte die drei Klötze, und es blieben drei verkohlte Holzscheite übrig.

„Grabe sie halb in die Erde ein! So, siehst du!“

Der Taufsohn grub sie ein.

„Sieh, dort am Abhang ist ein Fluß. Von da hole im Munde Wasser und begieße diese Scheite. Das eine begieße so, wie du die Bäuerin gelehrt hast, das zweite begieße so, wie du die Männer mit den Felgen gelehrt hast. Und das letzte begieße, wie du die Hirten gelehrt hast. Wenn sie alle drei Wurzel schlagen, wenn aus diesen drei Scheiten drei Apfelbäume wachsen, dann wirst du wissen, wie man das Übel unter den Menschen ausrotten muß. Dann hast du auch deine Sünden gesühnt.“

So sprach der Starez und ging wieder in seine Klausen zurück. Der Taufsohn aber grübelte und grübelte, aber er verstand nicht, was der Starez ihm gesagt hatte. Aber er tat so, wie ihm befohlen war.

10. |

Der Taufsohn ging also zum Flusse, nahm einen Mund voll Wasser, begoß ein Scheit, dann ging er wieder und wieder und begoß auch die beiden anderen. Und er plagte sich sehr ab und wurde hungrig. Er ging in die Klausen zum Starez, um ihn um Speise zu bitten. Er machte die Tür auf – da lag der Starez tot auf der Bank. Der Taufsohn sah sich um, fand trocknes Brot und aß. Er fand auch einen Spaten und fing an, dem Starez ein Grab zu graben. Nachts trug er Wasser und goß, bei Tage aber schaufelte er das Grab. Als er das

Grab fertig gegraben hatte und den Starez schon einscharren wollte, kamen Leute aus dem Dorfe, die Speise für den Starez brachten.

Da sahen die Menschen, daß der Starez gestorben war und den Taufsohn als seinen Nachfolger gesegnet hatte. Die Leute beerdigten den Starez und ließen das gebrachte Brot dem Taufsohn. Sie versprachen, ihm auch in Zukunft Nahrung zu bringen, und gingen dann fort.

So blieb der Taufsohn in der Klause des Starez. Er lebte also hier, nährte sich von dem, was ihm die Menschen brachten, und tat, was ihm befohlen war – holte im Munde Wasser aus dem Flusse und begoß seine Scheite.

So verlebte er ein Jahr, und viel Volks kam zu ihm. Es war der Ruf von ihm ausgegangen, es lebe hier im Walde ein heiliger Mann seinem Seelenheil, hole im Munde Wasser aus dem Flusse und begieße verkohlte Holzscheite. Viel Volks kam zu ihm. Auch reiche Kaufleute kamen zu ihm gefahren und brachten ihm Geschenke. Der Taufsohn nahm aber für sich nichts, als was er brauchte. Was man ihm schenkte, verteilte er unter die Armen.

Und so lebte der Taufsohn; den halben Tag holte er im Munde Wasser und begoß seine Scheite, den andern halben Tag ruhte er und empfing das Volk.

Und er vermeinte jetzt, so sei ihm zu leben befohlen, um auf die Weise das Übel auszurotten und seine Sünde zu sühnen.

So lebte denn der Taufsohn noch ein zweites Jahr. Er unterließ es keinen einzigen Tag, seine Scheite zu begießen, aber kein Scheit schlug aus.

So saß er einmal in seiner Klause, da hörte er, wie ein Mensch vorüber ritt und ein Lied dabei sang. Er trat hinaus, um zu sehen, wer das sei. Da sah er, es war ein kräftiger junger Kerl. Er hatte schöne Kleider und ein schönes Pferd und kostbares Sattelzeug.

Der Taufsohn hielt ihn an und fragte, was für ein Mensch er sei und wohin er ritte.

Da machte der Mensch halt.

„Ich“, sagte er, „bin ein Räuber, ich reite die Straßen ab und schlage Menschen tot. Je mehr Menschen ich totschlage, desto lustigere Lieder singe ich.“

Da entsetzte sich der Taufsohn und dachte: „Wie soll man in einem solchen Menschen das Übel ausrotten? Es ist wohl ein leichtes

für mich, mit den Leuten zu reden, die zu mir kommen und von selbst bußfertig sind. Aber dieser rühmt sich gar seiner bösen Taten!“ So sagte er denn gar nichts, ging fort und dachte: „Was soll denn nun werden? Wenn der Räuber sich einfallen läßt, hier umher zu reiten, so verscheucht er mir die Leute, und kein Mensch wird mehr zu mir kommen. Ihnen wird das Gute von mir fehlen; und wie soll ich selbst dann noch leben?“

Der Taufsohn blieb also stehen und sagte zu dem Räuber:

„Zu mir kommen die Menschen nicht, um sich ihrer bösen Taten zu rühmen, sondern um Buße zu tun und ihre Sünden durch Gebet zu sühnen. Tu du auch Buße, wenn du Gott fürchtest! Willst du aber nicht Buße tun, dann reite fort und komm nicht wieder. Störe mich nicht und verscheuche mir nicht die Menschen. Wenn du aber nicht gehorchst, so wird dich Gott strafen.“

Da lachte der Räuber.

„Ich fürchte Gott nicht“, sagte er, „und werde auch dir nicht gehorchen. Du hast mir nichts zu sagen! Du lebst von deiner Beterei, und ich lebe vom Raub. Alle Menschen müssen von irgend etwas leben. Belehre du die Weiber, die zu dir kommen; mich aber brauchst du nicht zu belehren. Aber weil du heute Gottes Namen vor mir erwähnt hast, werde ich morgen zwei Menschen mehr totschiagen. Ich würde dich heute sogar selbst totschiagen, aber ich mag mir nicht die Hände an dir dreckig machen. Komm mir aber hinfort nicht mehr unter die Augen!“

So drohte ihm der Räuber und ritt weiter. Und der Räuber kam nicht wieder hier vorbei, und der Taufsohn lebte in Frieden wie bisher, noch acht Jahre.

11. |

Eines Nachts war der Taufsohn seine Holzscheite begießen gegangen, war dann in die Klausurückgekehrt, um auszuruhen, und saß nun da und schaute auf den Pfad, ob nicht bald Leute kämen. Aber an diesem Tage kam kein einziger Mensch. Der Taufsohn saß ganz allein bis zum Abend, ihm wurde trübe zumute und er grübelte über sein Leben nach. Er erinnerte sich, wie der Räuber ihm vorgeworfen hatte, er lebe von seiner Beterei. Und er tat einen Rückblick auf sein Leben. „Ich lebe nicht so,“ dachte er, „wie der Starez

es mir befohlen hat. Der Starez hat mir eine Buße auferlegt, aber ich habe mir daraus mein tägliches Brot und Ruhm bei den Menschen gemacht. Und ich bin der Versuchung unterlegen, so daß ich mich unbehaglich fühle, wenn keine Menschen zu mir kommen. Wenn aber Menschen kommen, so freue ich mich einzig darüber, daß sie meine Heiligkeit rühmen. So darf ich nicht leben! Ich habe mich von irdischem Ruhm verleiten lassen. Meine früheren Sünden habe ich nicht gesühnt, habe vielmehr neue begangen. Ich will lieber in den Wald ziehen, an einen andern Ort, damit mich die Menschen nicht finden. Ganz allein muß ich sein und muß so leben, daß ich meine alten Sünden sühne und keine neuen begehe.“

So dachte der Taufsohn, nahm einen Sack trockenen Brotes und den Spaten, und ging fort von der Klause zur Schlucht, um an einem einsamen Ort eine Erdhütte zu graben und sich vor den Menschen zu verbergen.

Er zog also dahin mit seinem Sack und dem Spaten. Da kam ihm der Räuber entgegengeritten. Der Taufsohn erschrak, er wollte fliehen, aber der Räuber holte ihn ein.

„Wohin gehst du?“ fragte er.

Da erzählte ihm der Taufsohn, daß er sich vor den Menschen verbergen wolle, an einem Ort, wo niemand zu ihm kommen würde. Da staunte der Räuber.

„Wovon willst du denn leben, wenn keine Menschen mehr zu dir kommen?“

Daran hatte der Taufsohn bisher noch nicht gedacht. Als ihn jetzt der Räuber so fragte, erinnerte er sich wieder der Nahrung.

„Von dem, was mir Gott geben wird“, antwortete er.

Der Räuber sagte gar nichts und ritt weiter.

„Ach, ja,“ dachte der Taufsohn, „ich habe ihm doch gar nichts über sein Leben gesagt! Vielleicht ist er jetzt bußfertig. Er war doch heute sanfter und drohte nicht mich totzuschlagen.“ Und er rief dem Räuber noch nach:

„Du mußt Buße tun! Gott kannst du nicht entgehen!“

Der Räuber wandte sein Pferd, riß das Messer aus dem Gürtel und schwang es gegen den Taufsohn. Da erschrak der Taufsohn und entlief in den Wald.

Der Räuber verfolgte ihn nicht und rief nur: „Zweimal habe ich dir jetzt vergeben – aber ein drittes Mal komm mir nicht unter die

Augen, sonst schlage ich dich tot!“ Sprach’s und ritt davon. Als der Taufsohn am Abend seine Holzscheite begießen ging, sah er, daß das eine von ihnen ausgeschlagen hatte. Ein Apfelbäumchen wuchs aus ihm empor.

12. I

Der Taufsohn verbarg sich vor den Menschen und lebte nun ganz allein. Aber sein Brot ging eines Tages aus. „Nun,“ dachte er, „jetzt muß ich eben Wurzeln essen.“ Als er ausging, um Wurzeln zu suchen, fand er an einem Ast einen Sack mit Brot hängen. Den nahm er mit und aß davon.

Kaum war dieses Brot zu Ende, da fand er schon wieder einen Sack mit Brot an dem Aste. So lebte also der Taufsohn. Nur einen Kummer hatte er, – er fürchtete sich vor dem Räuber. Sowie er den Räuber kommen hörte, versteckte er sich und dachte: „Wenn er mich totschießt, komme ich nicht mehr dazu, meine Sünden zu sühnen.“

So lebte er also noch zehn Jahre. Ein Apfelbäumchen wuchs zwar, aber die beiden andern Scheite blieben dieselben trockenen Scheite, die sie bisher waren.

Einmal war der Taufsohn früh aufgestanden, war seiner Arbeit nachgegangen, hatte die Erde bei den Scheiten genetzt, war müde geworden und hatte sich hingesetzt, um auszuruhen. So saß er also, ruhte aus und dachte: „Ich habe gesündigt, da ich mich vor dem Tode fürchtete. Wenn Gott will, kann ich meine Sünden auch durch den Tod sühnen.“ Kaum hatte er so gedacht, da hörte er plötzlich, daß der Räuber geritten kam und laut fluchte. Der Taufsohn hörte es und dachte: „Außer von Gott kann mir von niemandem Böses oder Gutes geschehen“, und er trat dem Räuber entgegen. Da sah er, daß der Räuber nicht allein geritten kam, er hatte einen Menschen bei sich auf dem Sattel. Aber diesem Menschen waren die Arme gefesselt und der Mund verstopft. Der Mensch war stumm, aber der Räuber beschimpfte ihn. Der Taufsohn trat zu dem Räuber und blieb vor dem Pferde stehen.

„Wo bringst du denn diesen Menschen hin?“ fragte er.

„In den Wald bringe ich ihn. Das ist ein Kaufmannssohn. Er will

mir nicht sagen, wo das Geld seines Vaters versteckt ist. Jetzt werde ich ihn solange prügeln, bis er alles gesteht.“

Und der Räuber wollte weiterreiten. Aber der Taufsohn ließ ihn nicht, sondern faßte das Pferd am Zügel.

„Laß diesen Menschen frei!“ sagte er.

Da wurde der Räuber zornig wider den Taufsohn und holte zum Schlage aus gegen ihn.

„Soll ich dir vielleicht ebenso tun? Ich habe dir doch versprochen, daß ich dich eines Tages totschiere. Laß mich weiter!“

Aber der Taufsohn erschrak nicht.

„Ich lasse dich nicht“, sagte er. „Ich fürchte mich nicht vor dir, ich fürchte mich nur vor Gott allein. Und Gott gestattet mir nicht, dich weiterzulassen. Laß diesen Menschen frei.“

Der Räuber machte ein finsternes Gesicht, riß das Messer heraus, zerschnitt die Stricke und ließ den Kaufmannssohn frei.

„Macht euch beide davon!“ sagte er. „Kommt mir nicht noch einmal vor die Augen!“

Der Kaufmannssohn sprang vom Pferde und lief fort. Der Räuber wollte jetzt weiterreiten, aber der Taufsohn hielt ihn noch an. Er ermahnte ihn, er solle sein böses Leben aufgeben. Der Räuber blieb stehen, hörte alles an, antwortete aber nicht und ritt dann fort.

Am nächsten Morgen ging der Taufsohn wieder seine Scheite begießen. Da sah er, daß das zweite Scheit ausgeschlagen hatte: auch aus ihm wuchs ein Apfelbäumchen empor.

13. I

Noch zehn Jahre waren vergangen. Einmal saß der Taufsohn da, er ersehnte nichts, fürchtete sich vor nichts, und das Herz in ihm war froh. Da dachte er: „Was für Wohltat erweist doch Gott den Menschen! Und sie peinigten sich so ganz unnützlich. Sie könnten doch alle leben und sich immer ihres Lebens freuen.“ Er dachte an alles Übel, mit dem die Menschen sich selbst peinigten. Und ihn dauerten die Menschen. „Ich lebe nicht recht“, dachte er, „ich muß hingehen und den Menschen sagen, was ich weiß.“

Kaum hatte er das gedacht, da hörte er, daß der Räuber geritten kam. Er ließ ihn vorüber und dachte bei sich: „Was soll ich mit dem erst lange reden? Der versteht mich ja doch nicht!“

So dachte er zuerst. Aber dann überlegte er anders und ging auf die Straße hinaus. Finsternen Gesichtes ritt der Räuber daher, den Blick zur Erde gesenkt. Der Taufsohn betrachtete ihn, und er fühlte Erbarmen mit ihm. Er eilte zu ihm und faßte seine Knie.

„Lieber Bruder,“ sagte er, „habe doch Erbarmen mit deiner Seele! Gottes Geist lebt ja in dir. Du peinigst dich und peinigst andere und wirst dich noch viel schlimmer peinigen. Aber Gott hat dich ja so lieb und hat soviel Wohltat für dich bereit. Bring’ dich nicht selbst um, Bruder. Fang ein anderes Leben an!“

Da machte der Räuber ein finsternes Gesicht und wandte sich ab.

„Laß mich in Ruhe!“ sagte er.

Der Taufsohn aber umfaßte noch fester des Räubers Knie und weinte heiße Tränen.

Da hob der Räuber seine Augen auf und schaute den Taufsohn an. Er schaute ihn lange an, dann stieg er vom Pferde und fiel vor dem Taufsohn auf die Knie.

„Du hast mich besiegt, Alter“, sagte er. „Zwanzig Jahre habe ich mit dir gekämpft. Du hast mich überwältigt! Ich bin nicht mehr Herr über mich selbst. Tu mit mir, was du willst! Als du mich zum ersten Male ermahntest, wurde ich nur noch zorniger. Nachgedacht habe ich über deine Reden erst dann, als du vor den Menschen flohst, als ich erkannte, daß du selbst nichts von den Menschen haben willst. Seit der Zeit habe ich immer Brot für dich an den Ast gehängt.“

Da gedachte der Taufsohn, daß die Frau ihren Tisch erst sauber bekam, als sie ihren Lappen ausgewaschen hatte. So hatte er aufgehört, für sich selbst zu sorgen, hatte sein Herz gereinigt, und so begann er auch andere Herzen zu reinigen.

Und es sprach der Räuber:

„Mein Herz aber wandelte sich damals, als du dich vor dem Tode nicht mehr fürchtetest.“

Da gedachte der Taufsohn, daß die Felgenmacher ihre Felgen erst dann biegen konnten, als sie ihren Block festgemacht hatten. So hatte er aufgehört, sich vor dem Tode zu fürchten, und sein Leben in Gott gefestigt, und da hatte sich dieses harte Herz gebeugt.

Und es sprach der Räuber:

„Ganz schmolz aber mein Herz erst, als du dich meiner erbarmtest und vor mir weintest.“

Da freute sich der Taufsohn und nahm den Räuber mit zu der

Stelle, wo die drei Scheite eingegraben waren. Sie traten hinzu: jetzt war auch dem letzten Scheit ein Apfelbäumchen entsprossen. Und der Taufsohn gedachte, daß das feuchte Holz der Hirten erst anbrannte, als ein helles Feuer loderte. So war auch sein Herz entbrannt und hatte ein anderes entzündet.

Und es freute sich der Taufsohn, daß er jetzt seine Sünden gesühnt hatte.

Das alles erzählte er dem Räuber, dann verschied er. Der Räuber beerdigte ihn, dann lebte er so, wie der Taufsohn ihm befohlen hatte, und lehrte es auch andere Menschen.

1885

Das Märchen von Iwan dem Dummkopf

1. |

Es war einmal in einem Lande, einem fernen Reiche, ein reicher Bauer. Der reiche Bauer hatte drei Söhne, Semion den Kriegermann, Taras den Dickbauch und Iwan den Dummkopf, und eine Tochter Malanja, die war taub und stumm. Semion der Kriegermann zog in den Krieg, dem Zaren zu dienen, Taras der Dickbauch ging in die Stadt zum Kaufmann, um Handel zu treiben. Iwan der Dummkopf aber und das Mädel blieben zu Hause, um zu arbeiten, einen krummen Buckel zu bekommen. Semion der Kriegermann brachte es zu hohem Range und zu einem Erbgut, und er heiratete eines vornehmen Mannes Tochter. Sein Gehalt war hoch und sein Gut war groß, aber er kam doch nie zurecht: was der Mann sparte, das verschleuderte immer die feine Gemahlin mit leichter Hand, und nie hatten sie Geld. So kam einmal Semion der Kriegermann auf sein Gut, um seine Einkünfte einzuziehen. Der Verwalter sagte zu ihm: „Hier ist nichts zu holen; wir haben kein Vieh, kein Gerät, kein Pferd, keine Kuh, keinen Pflug, keine Egge – alles muß erst neu angeschafft werden, dann werden wir auch Einkünfte haben.“ Da ging Semion der Kriegermann zu seinem Vater und sagte: „Du bist doch reich, lieber Vater, und mir hast du noch nie etwas gegeben. Gib mir den dritten Teil deiner Habe als Abfindung, das will ich zu meinem Gute schlagen.“ Der Alte aber sagte: „Du hast mir nichts ins Haus gebracht, weshalb soll ich dir ein Drittel geben? Das wäre unrecht gehandelt gegen Iwan und das Mädel.“

Semion aber sagte: „Er ist doch ein Dummkopf, und sie ist taub und stumm. Wozu brauchen sie etwas?“ Der Alte entgegnete: „Es sei, wie Iwan will.“

Iwan aber sagte: „Meinethalben mag er es haben.“

So bekam Semion der Kriegermann seinen Anteil des Besitzes, schlug ihn zu seinem Gute und zog dann wieder fort, um seinem Zaren zu dienen.

Auch Taras der Dickbauch hatte viel Geld verdient; er hatte eine

Kaufmannstochter geheiratet, aber er hatte immer noch nicht genug. Er kam zum Vater und sprach: „Gib mir meinen Anteil heraus.“ Der Alte wollte auch Taras seinen Teil nicht abtreten. „Du hast uns nichts eingebracht,“ sagte er, „was im Hause ist, hat alles Iwan erworben. Ich darf doch ihn und das Mädchel nicht benachteiligen.“ Aber Taras meinte: „Wozu braucht er etwas? Er ist doch ein Dummkopf, heiraten kann er nicht, keine würde ihn nehmen; und das stumme Mädchel braucht auch nichts. Gib du mir, Iwan,“ sagte er, „die Hälfte vom Korn, vom Gerät verlange ich nichts, und von dem Vieh will ich nur den grauen Hengst haben: zum Pflügen eignet der sich ja doch nicht.“

Iwan lachte. „Meinethalben,“ sagte er, „ich werde gehen und alles besorgen.“

So bekam auch Taras seinen Anteil. Taras schaffte das Korn in die Stadt und nahm den grauen Hengst mit. Iwan blieb zu Hause, tat mit der alten Stute seine Bauernarbeit und ernährte Vater und Mutter.

2. I

Da ärgerte sich der alte Teufel, daß sich die Brüder bei der Teilung nicht gezankt hatten, sondern in Liebe geschieden waren. Und er rief drei junge Teufel herbei.

„Seht ihr,“ sprach er, „da sind diese drei Brüder: Semion der Kriegsmann, Taras der Dickbauch und Iwan der Dummkopf. Eigentlich hätten sie sich doch verzanken müssen, aber sie leben ganz friedlich und teilen Salz und Brot miteinander. Der Dummkopf hat mir alles verdorben. Jetzt geht hin zu dreien, nehmt euch die drei vor und verhetzt sie mir so, daß sie einander die Augen auskratzen. Könnt ihr das leisten?“

„Gewiß können wir das“, sagten die jungen Teufel.

„Wie wollt ihr das anstellen?“

„So werden wir das machen: zunächst bringen wir sie um alles, was sie besitzen, damit sie nichts mehr zu fressen haben. Dann hetzen wir sie alle drei auf einen Haufen zusammen, daß sie sich gegenseitig totschiagen müssen.“

„Nun schön“, sagte der alte Teufel. „Ich sehe schon, ihr versteht eure Sache. Geht also und kommt mir nicht zurück, ohne sie alle drei

verhetzt zu haben, sonst ziehe ich euch allen dreien das Fell über die Ohren.“

Die Teufelchen krochen in den Sumpf und beratschlagten, wie sie die Sache anfangen sollten. Lange stritten sie hin und her – jeder wollte den leichteren Teil der Arbeit für sich haben. Endlich beschlossen sie, das Los zu werfen, wer jedem zufallen sollte. Wer früher fertig würde, sollte dann kommen und den andern helfen. Die Teufelchen warfen also das Los und setzten einen Tag an, wann sie sich wieder im Sumpfe treffen wollten, um zu hören, wer schon mit seiner Arbeit fertig sei, und wem man helfen müsse.

Dieser Tag kam schließlich, und nach der Verabredung trafen sich die Teufelchen im Sumpfe. Sie berichteten, wie es jedem gegangen war. Das erste Teufelchen, dem Semion der Kriegsmann zugefallen war, erzählte. „Bei mir“, sagte es, „macht sich die Sache schon. Morgen geht Semion wieder zu seinem Vater.“ Da fragten ihn die beiden andern Teufel: „Wie hast du denn das angestellt?“ – „Ich habe vor allem den Semion so übermütig gemacht, daß er seinem Zaren versprach, ihm die ganze Welt zu erobern. Der Zar machte Semion zum Oberbefehlshaber und schickte ihn aus, den Zaren von Indien zu bekriegen. Es kam zur Schlacht. Aber in jener Nacht hatte ich in Semions Heer alles Pulver naß gemacht, dann war ich zum Zaren von Indien gegangen und hatte ihm aus Stroh Soldaten gemacht wie Sand am Meere. Als Semions Soldaten sahen, daß von allen Seiten Soldaten aus Stroh anrückten, bekamen sie Angst. Semion gab Befehl zu feuern, aber Kanonen und Flinten versagten. Da erschrakem Semions Soldaten und liefen davon wie die Hammel. Und der Zar von Indien schlug sie. So hatte Semion sich mit Schande bedeckt, man nahm ihm sein Erbgut wieder ab, und morgen wollen sie ihn hinrichten. Ich habe also nur noch einen Tag zu tun: ich muß ihn aus dem Kerker befreien, damit er nach Hause entfliehen kann. Morgen bin ich dann fertig. Also nun sprecht, wem von euch beiden ich dann zu Hilfe kommen soll?“

Darauf erzählte auch das andere Teufelchen, das von Taras, seine Erlebnisse. „Mir brauchst du nicht zu helfen“, sagte es. „Bei mir ist auch alles in bester Ordnung. Länger als eine Woche hat Taras nicht mehr zu leben. Ich ließ ihm vor allen Dingen einen dicken Bauch wachsen und pflanzte Neid in sein Herz. Er ward so neidisch auf fremden Besitz, daß er immer alles kaufen wollte, was er sah. Er

kaufte unendlich viel Zeug zusammen für all sein Geld und kauft immer noch ein. Jetzt kauft er schon für geborgtes Geld. Er hat schon so viel auf dem Halse und steckt so tief drin, daß er sich überhaupt nicht mehr herausfindet. In einer Woche soll er zahlen; ich gedenke ihm aber alle seine Waren in Mist zu verwandeln. Dann kann er nicht zahlen und muß wieder zu seinem Vater gehen.“

Zuletzt fragten sie auch das dritte Teufelchen, das von Iwan: „Und wie geht es bei dir?“

„Ja, wißt ihr,“ sagte es, „bei mir geht die Sache eigentlich gar nicht recht. Zu allererst spuckte ich ihm in seinen Krug mit Kwas, um ihm Bauchschmerzen zu machen, dann ging ich auf seinen Acker und machte da den Erdboden so hart wie Stein, damit Iwan ihn nicht bewältigte. Ich meinte, er würde nun nicht mehr pflügen können. Aber der dumme Kerl kam mit seinem Pflug angefahren und riß den Boden doch auf. Er krächzte vor Bauchschmerzen, pflügte aber immer ruhig weiter. Da zerbrach ich ihm seinen Pflug. Er fuhr nach Hause, setzte einen andern instand, band neue Fußlappen um und pflügte weiter. Ich kroch in die Erde hinein und hielt die Pflugeisen fest. Aber ich konnte sie doch nicht halten, er drückte so auf den Pflug und die Eisen waren so scharf, daß er mir die Hände ganz zerschnitten hat. Er hat fast sein ganzes Feld durchgepflügt, nur ein kleiner Streifen ist noch übrig. Kommt also, Brüder,“ sagte das Teufelchen, „und helft mir! Denn wenn wir auch nur den einen nicht zwingen, ist doch unsere ganze Arbeit vergebens. Wenn der Dummkopf dableibt und weiter seine Bauernarbeit tut, haben die andern auch keine Not; er kann beide Brüder mit durchfüttern.“

Das Teufelchen von Semion dem Kriegsmann versprach, morgen zu Hilfe zu kommen. Damit trennten sich die jungen Teufel.

3. I

Iwan hatte sein ganzes Brachfeld gepflügt, nur ein kleiner Streifen war noch übrig. Er fuhr wieder hinaus, um fertig zu pflügen. Sein Bauch tat ihm weh, aber gepflügt mußte doch werden. Er hängte die Kumpstricke heraus, drehte den Pflug um und begann zu pflügen. Als er zum erstenmal gewendet hatte und weitergehen wollte, zerrte etwas am Pflug, als sei der an einer Wurzel hängengeblieben. Das war der eine junge Teufel, der die Beine um das Pflugeisen ge-

schlungen hatte und es festhielt. „Was ist das für eine wunderliche Sache?“ dachte Iwan. „Hier waren doch nie Wurzeln. Nun ist plötzlich eine Wurzel da!“ Iwan fuhr mit der Hand in die Furche und fühlte etwas Weiches. Er bekam etwas zu packen und zog es heraus. Es war schwarz wie eine Wurzel, aber etwas bewegte sich daran. Er schaute genauer hin: es war ein lebendiges Teufelchen. „Sieh mal an,“ sagte er, „so ein Dreckstück!“ Iwan holte weit aus, wollte es gegen den Pflug hauen, aber da quiekte das Teufelchen.

„Erschlag' mich nicht,“ sagte es, „ich will auch alles tun, was du verlangst.“

„Was kannst du denn für mich tun?“

„Sage nur, was du verlangst.“

Iwan kratzte sich am Kopfe.

„Mir tut der Bauch weh“, sagte er. „Kannst du mich gesund machen?“

„Gewiß kann ich das.“

„Also, dann kuriere mich!“

Das Teufelchen beugte sich zu der Furche hinab, wühlte da mit den Krallen umher, holte eine dreiteilige Wurzel hervor und gab sie Iwan.

„Da, nimm!“ sagte es. „Wer diese Wurzel ißt, bei dem hört gleich jeder Schmerz auf.“ Iwan nahm, zerriß die Wurzel und verschluckte den einen Teil. Gleich tat sein Bauch nicht mehr weh.

Da fing das Teufelchen wieder an zu flehen.

„Laß mich jetzt frei,“ sagte es, „ich krieche in die Erde und komme auch nie wieder.“

„Nun, meinethalben,“ sagte Iwan, „Gott mit dir!“ Und kaum hatte Iwan den Namen Gottes erwähnt, da flitzte das Teufelchen unter die Erde, als wäre ein Stein ins Wasser gefallen. Nur ein Loch war noch zu sehen. Iwan legte die beiden andern Wurzeln in seine Mütze und pflügte fertig. Er pflügte seinen Streifen bis zu Ende, drehte den Pflug um und fuhr nach Hause. Er spannte ab und ging in die Stube: da saß sein ältester Bruder, Semion der Kriegermann, mit seinem Weibe und aß zur Nacht. Man hatte ihm sein Erbgut wieder abgenommen; mit Müh' und Not war er aus dem Kerker entwichen und zu seinem Vater geflohen, um ganz bei ihm zu bleiben.

Semion erblickte Iwan.

„Ich bin gekommen, um ganz hierzubleiben“, sagte er. „Du mußt

mich und mein Weib so lange ernähren, bis ich wieder eine Stelle bekomme.“

„Meinethalben,“ sagte Iwan, „bleibt nur hier.“

Als Iwan sich auf die Bank setzen wollte, gefiel aber der feinen Dame Iwans Geruch nicht. Sie sprach zu ihrem Manne: „Ich kann doch nicht mit dem stinkenden Bauern an einem Tisch essen!“

Da sagte Semion der Kriegsmann: „Meine Frau Gemahlin sagt, du riechst nicht schön. Iß doch lieber draußen im Flur!“

„Meinethalben“, sagte Iwan. „Ich muß sowieso hinaus zur Nachtweide, damit die Stute fressen kann.“

Iwan nahm Brot und seinen Kaftan und ritt hinaus auf die Nachtweide.

4. I

In dieser Nacht war der Teufel von Semion dem Kriegsmann mit seiner Arbeit fertig und suchte nun nach der Verabredung Iwans Teufel, um ihm zu helfen, den Dummkopf zu peinigen. Er suchte seinen Gefährten auf dem Acker, konnte ihn aber nirgends finden, nur das Loch sah er. „Nun,“ dachte er, „mit meinem Gefährten muß doch etwas Schlimmes geschehen sein. Da muß ich also an seine Stelle treten. Der Acker ist schon fertig gepflügt, ich muß mir den Dummkopf wohl beim Heuschlag vornehmen.“

Der Teufel ging also auf die Wiesen und überschwemmte Iwans Heu: das ganze Heu verschmutzte er ihm. Früh am Morgen kam Iwan von der Nachtweide heim, dengelte seine Sense und ging die Wiesen mähen. Er kam hin und fing an zu mähen, er holte zum erstenmal, zum zweitenmal aus, da war seine Sense schon stumpf und schnitt nicht mehr. Er mußte sie schon wieder dengeln. Iwan quälte sich lange herum. „Nein,“ sagte er schließlich, „jetzt gehe ich nach Hause, hole mir den Dengelstock und ein Stück Brot. Und wenn ich mich hier eine Woche lang quälen soll, ich geh' doch nicht fort, ehe ich nicht alles gemäht habe.“ Das hörte das Teufelchen und überlegte: „Ein halsstarriger Kerl ist der Dummkopf, der ist wirklich nicht unterzukriegen. Ich werde mir wohl ganz andere Kunststücke ausdenken müssen.“

Iwan kam zurück, dengelte seine Sense und mähte weiter. Das

Teufelchen kroch ins Gras und versuchte die Sense am hinteren Ende zu packen und mit der Spitze in die Erde zu bohren. Iwan hatte es schwer – aber er mähte doch sein Gras ab, und es blieb nur noch ein kleines Stück im Sumpf übrig. Der Teufel kroch jetzt in den Sumpf und dachte sich: „Und wenn ich mir die Pfoten dabei zerschneide, ich lasse ihn nicht zu Ende mähen!“ Iwan langte am Sumpfe an, das Gras sah gar nicht so dicht aus, aber die Sense ließ sich kaum umdrehen. Schließlich wurde Iwan böse und holte aus aller Kraft mit der Sense aus. Das Teufelchen mußte nachgeben und konnte kaum noch beiseite springen. Es sah, daß die Sache schlecht stand, und drückte sich ins Gebüsch. Iwan holte weit aus, ließ die Sense gegen den Busch sausen und hackte dabei dem Teufel den halben Schwanz ab. Dann mähte er seine Wiese fertig, befahl dem Mädels alles zusammen zu harken und ging selbst Roggen hauen.

Er kam also mit seiner Sense an. Aber der Teufel mit dem gestutzten Schwanz war auch schon da und hatte das Korn so zerwühlt, daß die Sense es nicht fassen konnte. Iwan ging fort, holte eine Sichel und schnitt mit ihr seinen ganzen Roggen. „So,“ sagte er, „jetzt muß ich mir noch den Hafer vornehmen.“ Das hörte der gestutzte Teufel und dachte: „Beim Roggen habe ich ihn nicht kriegen können, so soll er mir beim Hafer nicht entgehen. Ich will aber lieber den Morgen abwarten.“ Am Morgen kam dann das Teufelchen auf das Haferfeld gerannt, – da war der ganze Hafer schon gemäht. Iwan hatte ihn des Nachts gemäht, um nicht zuviel Körner aus den Ähren zu verlieren. Da erboste sich das Teufelchen. „Der Dummkopf hat mich beinahe in Stücke geschnitten,“ sagte es, „halb tot habe ich mich schon geplagt. So schlimm habe ich es ja nicht einmal im Kriege gehabt. Der schläft wohl überhaupt nicht, der verdammte Kerl, mit dem kann man ja nicht mitkommen. Jetzt krieche ich in seinen Schober,“ sagte es, „und Sorge dafür, daß ihm alles verfault.“

Der Teufel ging zu einem Roggenschober, kroch zwischen die Garben und machte sie faulig; er wärmte sie an, wurde selbst warm dabei und schlief ein.

Iwan spannte indes seine Stute an und fuhr mit dem Mädels hinaus, um seine Ernte heimzuholen. Er fuhr bei dem Schober vor und begann aufzuladen. Er warf zwei Garben herunter, stieß wieder zu und traf den jungen Teufel gerade in den Hinteren. Er hob die Gabel auf und sah auf ihr ein lebendiges Teufelchen sitzen, noch dazu mit

einem gestutzten Schwanz. Es zappelte und zerrte und mühte sich herunterzuspringen.

„Sieh mal an, so ein Dreckstück! Bist du schon wieder da?“ „Ich bin ein anderer“, antwortete das Teufelchen. „Das war doch ein Bruder von mir. Ich war ja bei deinem Bruder Semion.“

„Nun,“ sagte Iwan, „das ist ganz gleich, wer du bist. Dir geschieht eben nun dasselbe.“ Er wollte ihn gegen einen Erdhaufen hauen, aber der Teufel fing an zu flehen. „Laß mich frei,“ sprach er, „ich will es ja nicht wieder tun. Ich tue auch für dich, was du verlangst.“

„Was kannst du denn tun?“

„Ich kann Soldaten machen, aus was du willst.“

„Was soll ich denn damit?“

„Du kannst sie verwenden, wozu du willst. Soldaten können alles machen.“

„Können sie auch Lieder singen?“

„Gewiß können sie das.“

„Nun, meinethalben, mach' also Soldaten“, sagte Iwan.

Da sagte das Teufelchen: „Nimm eine Garbe Roggen, stelle sie auf die Erde hin und sprich nur: ‚Mein Knecht befiehlt, sei nicht mehr Korn fortan, soviel der Halme, soviel Soldaten!‘“

Iwan nahm eine Garbe, stellte sie auf die Erde und sagte, wie der Teufel ihn geheißsen hatte. Da zerfiel die Garbe, es wurden Soldaten daraus und vorneweg spielten Trommler und Trompeter. Da lachte Iwan.

„Sieh mal an, wie nett das ist. Das wird den Mädels Spaß machen.“

„Und jetzt,“ sagte der Teufel, „laß mich frei!“

„Nein,“ sagte Iwan, „ich will das lieber aus Stroh machen; es kommt sonst unnütz so viel Korn um. Lehre mich, wie man sie alle wieder in eine Garbe verwandeln kann. Die will ich dann erst dreschen.“

Der Teufel sprach: „Du mußt nur sagen: ‚Soviel Soldaten, soviel der Halme, mein Knecht befiehlt, sei nur Korn fortan!‘“ So sprach Iwan, – da war es wieder eine Garbe.

„Laß mich jetzt frei.“

„Nun, meinethalben,“ sagte Iwan“, drückte die Gabel gegen den Erdhaufen, hielt den Teufel mit der Hand fest und zog ihn von der

Gabel ab. „In Gottes Namen also“, sagte er. Kaum hatte Iwan Gottes Namen genannt, da flitzte das Teufelchen unter die Erde, als wäre ein Stein ins Wasser gefallen. Nur ein Loch war noch zu sehen.

Als Iwan nach Hause kam, saß auch sein zweiter Bruder, Taras, mit seinem Weibe da und aß zur Nacht. Taras hatte nicht bezahlen können, war vor seinen Schulden ausgerückt und zu seinem Vater zurückgekehrt. Er erblickte Iwan.

„Ja, Iwan,“ sagte er, „bis meine Geschäfte wieder besser gehen, mußt du mich und meine Frau schon ernähren.“

„Meinethalben,“ sagte Iwan, „bleibt nur hier.“

Iwan legte den Kaftan ab und setzte sich an den Tisch.

Aber die Kaufmannsdame sagte: „Ich kann doch nicht mit dem Dummkopf zusammen essen, der stinkt ja nach Schweiß.“

Da sagte Taras der Dickbauch: „Du riechst nicht schön, Iwan, geh, iß lieber draußen im Flur.“

„Nun, meinethalben“, sagte Iwan. Er nahm Brot und ging auf den Hof hinaus. „Ich muß ja doch auf die Nachtweide, damit die Stute fressen kann.“

5. I

Auch mit Taras war in dieser Nacht sein Teufel fertig und ging nun, um nach der Verabredung seinen Gefährten zu helfen und Iwan den Dummkopf vorzunehmen. Der Teufel ging auf den Acker, um sie zu suchen. Er suchte überall herum, aber niemand war da, nur das Loch war noch zu sehen. Er ging auf die Wiesen, fand im Sumpfe den Schwanz und auf dem Roggenfeld das zweite Loch. „Nun,“ dachte er, „meinen Gefährten muß doch offenbar Schlimmes zugestoßen sein. Jetzt muß ich für sie eintreten und mir den Dummkopf vornehmen.“

So ging das Teufelchen aus, um Iwan zu suchen. Iwan aber war schon fertig mit seinem Felde und schlug jetzt im Walde Holz.

Es war den Brüdern zu eng im Hause, allen zusammen, und sie hatten dem Dummkopf befohlen, Holz zu schlagen und neue Häuser zu bauen.

Das Teufelchen eilte in den Wald, kletterte ins Geäst und bemühte sich, Iwan beim Fällen der Bäume zu stören. Iwan hatte einen Baum angeschlagen, wie man es machen muß, so daß er auf eine

freie Stelle fällt – trotzdem fiel aber der Baum nach der falschen Seite, nicht wie er sollte, und blieb im Geäst hängen. Iwan hieb sich eine Hebestange zu, drückte den Baum zur Seite und brachte ihn mit großer Mühe zu Boden. Dann machte er sich an einen andern: es war genau dasselbe. Er quälte sich lange und brachte ihn mit großer Anstrengung frei. Dann kam der dritte an die Reihe und wieder war es dasselbe. Iwan hatte gedacht, sich ein halbes Hundert Stämmchen fällen zu können, aber er hatte noch keine zehn zusammen, als die Nacht kam. Und Iwan war todmüde. Dampf stieg von ihm auf, als zöge Nebel durch den Wald, und er hörte immer noch nicht auf zu arbeiten. Er schlug noch einen Baum an, aber der Rücken tat ihm schon so weh, daß er nicht mehr konnte. Er schlug das Beil ins Holz und setzte sich nieder, um auszuruhen. Als der Teufel bemerkte, daß Iwan still geworden war, freute er sich. „Nun also,“ dachte er, „der ist jetzt ganz von Kräften und gibt die Sache wohl auf. Dann kann ich mich auch ausruhen.“ Er setzte sich rittlings auf einen Ast und freute sich. Iwan aber stand auf, zog sein Beil heraus, holte aus und führte einen gewaltigen Hieb von der anderen Seite, daß der Baum nur so krachte und niederbrach. Das Teufelchen hatte das nicht vorausgesehen und konnte sich nicht so rasch frei machen. Der Ast brach und klemmte dem Teufelchen die Pfote ein. Als dann Iwan die Äste vom Baum abschlug, sah er ein lebendiges Teufelchen vor sich. Da staunte Iwan.

„Sieh mal an,“ sagte er, „so ein Dreckstück! Bist du schon wieder da?“

„Ich bin ein anderer“, sagte das Teufelchen. „Ich war ja bei deinem Bruder Taras.“

„Das ist ganz gleich, wer du bist. Dir geht es nun ebenso.“

Iwan holte mit dem Beil aus und wollte ihn mit der stumpfen Seite totschielen. Da fing das Teufelchen an zu flehen.

„Hau mich nicht“, sagte er. „Ich will für dich auch alles tun, was du verlangst.“

„Was kannst du denn tun?“

„Ich kann dir soviel Geld machen, wie du haben willst.“

„Nun meinethalben,“ sagte Iwan, „dann mach' also Geld.“ Da belehrte ihn der Teufel.

„Nimm Eichenblätter von dieser Eiche hier,“ sagte er, „und reibe sie in den Händen. Dann wird Gold zur Erde fallen.“

Iwan nahm Blätter, rieb sie – und wirklich fiel Gold zur Erde.

„Das ist hübsch,“ sagte er, „wenn die Jugend an Feiertagen spielt und tanzt.“

„Jetzt laß mich aber frei“, bat das Teufelchen.

„Meinethalben, lauf!“ Iwan nahm die Hebestange und machte den Teufel frei. „Lauf mit Gott!“ Kaum hatte er Gottes Namen genannt, da flitzte das Teufelchen unter die Erde, wie wenn ein Stein ins Wasser gefallen wäre, und nur ein Loch war noch zu sehen.

6. I

Die Brüder bauten sich Häuser und lebten dann jeder für sich. Aber Iwan machte seine Arbeit auf dem Felde fertig, dann braute er Bier und lud seine Brüder ein, zu feiern. Die Brüder kamen aber nicht zu Iwan zu Gaste.

„Das ist nichts für uns,“ sagten sie, „so ein Bauernfest.“

Iwan bewirtete die Bauern und die Weiber, trank auch selbst, wurde berauscht und ging auf die Straße hinaus, wo Reigen getanzt wurden. Iwan trat zu den Tanzenden heran und forderte die Weiber auf, zu seinem Preise zu singen.

„Ich schenke euch dafür etwas, was ihr im ganzen Leben noch nicht gesehen habt.“ Die Weiber lachten und sangen dann zu seinem Preise. Als sie fertig waren, sagten sie:

„Nun also, jetzt gib!“

„Sofort,“ sagte er, „werde ich es bringen.“ Er nahm einen Saatkorb und lief in den Wald. Da lachten die Weiber. „So ein Dummkopf!“ Und sie vergaßen ihn gleich. Dann aber sahen sie Iwan mit dem vollen Korb zurückkommen.

„Wollt ihr was haben?“

„Gib her!“

Da ergriff Iwan eine Handvoll Goldstücke und warf sie den Weibern zu. Alle Heiligen! Die Weiber stürzten sich darüber, sie aufzulesen. Die Männer kamen gerannt, rissen sie sich gegenseitig aus den Händen, nahmen sich alles weg. Eine alte Frau wurde beinahe totgetreten. Iwan aber lachte.

„Ach, ihr dummes Volk! Weshalb wollt ihr die alte Großmutter tottreten? Immer langsam, dann bekommt ihr noch mehr!“ Und er warf ihnen noch mehr Gold hin. Immer neue Leute liefen zusam-

men. Iwan warf ihnen alles hin, was er im Korbe hatte. Sie wollten immer noch mehr haben. Iwan aber sagte:

„Jetzt ist's aus! Ein andermal gib't's mehr. Jetzt wollen wir tanzen. Singt was!“

Die Weiber fingen an zu singen.

„Eure Lieder sind nicht schön“, sagte er.

„Weißt du denn bessere?“

„Ihr sollt gleich sehen. Er ging auf die Tenne, zog eine Garbe heraus, schüttelte sie, stellte sie hin und klopfte auf. „Nun, also,“ sagte er, „mein Knecht befiehlt, sei nicht mehr Korn fortan, soviel der Halme, soviel Soldaten!“ Da fiel die Garbe auseinander und plötzlich waren Soldaten da, die trommelten und bliesen auf ihren Trompeten. Iwan befahl den Soldaten, Lieder zu singen und zog mit ihnen auf die Straße hinaus. Da staunten die Leute. Als die Soldaten genug Lieder gesungen hatten, führte Iwan sie wieder auf die Tenne zurück, erlaubte aber niemand von den andern, ihm zu folgen. Er verwandelte seine Soldaten wieder in eine Garbe und warf sie auf den Boden. Er ging dann nach Hause und legte sich im Stall schlafen.

7. I

Am nächsten Morgen hörte der älteste Bruder, Semion der Kriegsmann, von all diesen Dingen und ging zu Iwan.

„Verrate mir doch,“ sagte er, „wo du die Soldaten hergeholt und wo du sie dann wieder hingeführt hast.“

„Warum willst du denn das wissen?“ fragte Iwan.

„Was ist das für eine Frage! Mit Soldaten kann man doch alles machen. Man kann sich ein ganzes Reich erobern.“

Da staunte Iwan.

„So, so! Warum hast du das nicht gleich gesagt? Ich kann dir so viel Soldaten machen, wie du haben willst. Ich und das Mädels, wir haben ja so viel gedroschen.“

Dann führte Iwan seinen Bruder auf die Tenne und sagte: „Also pass' auf, ich werde dir Soldaten machen, aber du mußt sie von hier fortführen. Denn wenn sie gefüttert werden sollen, fressen sie uns an einem Tage das ganze Dorf auf.“

Semion der Kriegsmann versprach die Soldaten fortzuführen, und Iwan machte ihm also Soldaten. Er stieß eine Garbe gegen die Tenne, und eine Kompanie stand da, er stieß eine zweite Garbe hin, und die zweite Kompanie stand da. Er machte soviel Soldaten, daß das ganze Feld voll war.

„Hast du nun genug, wie?“ fragte er.

Semion freute sich und sprach: „Vorläufig sind es genug. Hab' Dank, Iwan!“

„Nun also“, sagte Iwan. „Wenn du noch mehr brauchst, komm nur zu mir. Ich mache dir auch noch mehr. Wir haben ja heuer so viel Stroh.“

Semion gab sofort alle nötigen Befehle für sein Heer, ordnete es, wie es sich gehört, und zog in den Krieg.

Kaum war Semion der Kriegsmann fort, da kam Taras der Dickbauch. Er hatte auch von dem gehört, was gestern gewesen war, und bat nun seinen Bruder:

„Verrate mir doch, woher du die vielen Goldstücke nimmst! Wenn ich so viel Geld zur Verfügung hätte, so würde ich mit diesem Geld alles Geld der Welt dazu verdienen.“

Da staunte Iwan.

„So, so! Das hättest du mir längst sagen sollen. Ich kann dir soviel Gold machen, wie du haben willst.“

Der Bruder freute sich.

„Also gib mir wenigstens drei Körbe voll!“

„Meinthalben“, sagte Iwan. „Komm in den Wald. Aber spann' lieber an, selbst kannst du es doch nicht wegschleppen.“

Sie fuhren in den Wald. Iwan rieb Eichenblätter – und machte einen großen Haufen Goldstücke.

„Ist das nun genug, wie?“

Taras freute sich.

„Einstweilen ist 's genug“, antwortete er. „Hab' Dank, Iwan.“

„Nun also“, sagte der. „Wenn du noch mehr brauchst, so komm nur zu mir, ich mache dir auch noch mehr Gold. Es sind ja so viel Blätter da.“

Taras der Dickbauch lud den ganzen Wagen voll Gold, dann zog er fort, um Handel zu treiben.

So waren beide Brüder wieder fort. Semion führte Krieg, Taras trieb Handel. Und Semion der Kriegsmann eroberte sich ein ganzes

Zarenreich. Taras der Dickbauch verdiente einen gewaltigen Haufen Geld.

Einmal trafen sich die beiden Brüder und plauderten einander alles aus: woher Semion seine Soldaten und woher Taras sein Geld hatte.

Semion der Kriegsmann sprach zu seinem Bruder: „Ich habe mir ein Zarenreich erobert und es geht mir jetzt sehr gut. Nur an Geld fehlt es mir immer, um meine Soldaten zu ernähren.“

Und Taras der Dickbauch sagte: „Und ich habe einen riesigen Haufen Geld verdient; der Jammer ist nur, ich habe niemanden, der mein Geld bewacht.“

Da sagte Semion der Kriegsmann: „Komm, wir wollen zu unserm Bruder gehen, ich werde ihm befehlen noch mehr Soldaten zu machen und werde sie dir geben, damit sie dein Geld bewachen. Du aber befiehl ihm, für mich Geld zu machen, so daß ich habe, was ich brauche, um meine Soldaten zu ernähren.“

Sie fuhren also zu Iwan. Als sie angelangt waren, sagte Semion: „Lieber Bruder, ich habe zu wenig Soldaten. Mach' mir doch noch mehr Soldaten! So etwa zwei Schober verwandle für mich noch in Soldaten!“

Iwan schüttelte den Kopf.

„So um nichts mache ich dir keine Soldaten mehr“, sagte er.

„Was heißt denn das? Du hast es mir doch versprochen.“ „Versprochen habe ich es schon. Aber ich mache doch keine mehr.“

„Aber warum willst du Dummkopf denn keine mehr machen?“

„Weil deine Soldaten einen Menschen totgeschlagen haben. Neulich pflügte ich bei der Landstraße, da sah ich eine Frau mit einem Sarge auf der Straße vorbeifahren. Sie heulte. Ich fragte: ‚Wer ist dir denn gestorben?‘ – ‚Semions Soldaten haben meinen Mann im Kriege totgeschlagen‘, sagte sie. Ich hatte immer gedacht, die Soldaten würden nur Lieder singen, aber sie haben einen Menschen totgeschlagen. Nun gebe ich keine mehr.“

Und dabei blieb er auch und machte keine Soldaten mehr.

Dann bat Taras der Dickbauch Iwan den Dummkopf, er möchte ihm doch noch mehr Goldstücke machen.

Iwan schüttelte den Kopf.

„So um nichts mache ich keine mehr“, sagte er.

„Was heißt denn das? Du hast es doch versprochen.“

„Versprochen habe ich es schon. Aber ich mache doch keine mehr.“

„Aber warum willst du denn nicht, du Dummkopf?“

„Weil deine Goldstücke der Michajlowna ihre Kuh weggenommen haben.“

„Wieso, weggenommen?“

„So wie ich es sage! Michajlowna hatte eine Kuh, ihre Kinder hatten Milch zu trinken. Neulich aber kamen die Kinder zu mir und baten um Milch. Da fragte ich: ‚Wo ist denn eure Kuh geblieben?‘ Sie erzählten mir: ‚Der Verwalter von Taras dem Dickbauch ist gekommen, hat unserer Mamuschka drei Goldstücke geschenkt, dafür hat sie ihm die Kuh hingegeben. Und jetzt haben wir nichts mehr zu trinken? Ich hatte gedacht, du wolltest mit den goldenen Dingen nur spielen, du nimmst aber Kindern ihre Kuh fort! Ich gebe keine Goldstücke mehr!‘

Dabei blieb der Dummkopf auch und gab kein Geld mehr. So mußten beide Brüder wieder abfahren.

Die Brüder fuhren weg und beratschlagten, wie sie sich in ihrer Bekümmernis helfen sollten. Semion sagte: „Laß uns so tun. Du gibst mir Geld, damit ich meine Soldaten ernähren kann, ich aber gebe dir die Hälfte meines Reiches, mitsamt den Soldaten, damit sie dein Geld bewachen.“ Taras war es recht so. Die Brüder teilten. So waren sie jetzt beide Zaren und waren beide reich.

8. |

Iwan aber lebte daheim, ernährte Vater und Mutter und arbeitete mit dem stummen Mädel auf dem Felde.

Einmal geschah es, daß Iwans alter Hofhund krank wurde; er wurde rüdig und war am Verrecken. Iwan erbarmte sich seiner, ließ sich von der Stummen ein Stück Brot geben, legte es in seine Mütze, brachte es dem Hunde und warf es ihm hin. Aber die Mütze war zerrissen und mit dem Brot fiel auch die eine Wurzel heraus. Der alte Hund verschluckte mit dem Brot auch die Wurzel. Und kaum hatte der Hund die Wurzel verschluckt, da sprang er auf, tollte herum, bellte, wedelte mit dem Schwanz – und war wieder gesund.

Als das die alten Eltern sahen, wunderten sie sich.

„Womit hast du eigentlich den Hund wieder gesund gemacht?“

Iwan erzählte: „Ich hatte zwei Wurzeln, die jede Krankheit heilen. Davon hat er die eine verschluckt.“

Zur selben Zeit aber geschah es, daß die Tochter des Zaren krank wurde. Der Zar ließ in allen Städten und Dörfern ausrufen, wer sie gesund machen könnte, den würde er reich belohnen, und wenn er noch unverheiratet sei, würde er ihm seine Tochter zur Frau geben. So wurde auch in Iwans Dorf ausgerufen.

Da riefen die Eltern Iwan und sagten zu ihm: „Hast du gehört, was der Zar ausrufen läßt? Du hast doch gesagt, du habest da diese Wurzel. Reise also hin und mach' des Zaren Tochter gesund! Dann wirst du für dein ganzes Leben glücklich sein.“

„Nun, meinethalben“, sagte Iwan. Und er rüstete sich für die Reise. Sie halfen Iwan beim Anziehen, dann trat er vor die Tür. Da sah er ein Bettelweib mit einem gelähmten Arm stehen.

„Ich habe gehört, daß du Leute gesund machen kannst. Mach' doch meinen Arm gesund, ich kann mir ja nicht einmal die Schuhe mehr selbst anziehen.“

Iwan sagte: „Meinethalben.“ Er holte die Wurzel hervor, gab sie der Bettlerin und befahl ihr, sie zu verschlucken. Die Bettlerin verschluckte die Wurzel und wurde gesund: gleich konnte sie den Arm wieder bewegen. Die Eltern kamen heraus, um Iwan das Geleit zum Zaren zu geben; da hörten sie, daß er seine letzte Wurzel fortgegeben hatte und nun nichts mehr besaß, womit er die Zarentochter hätte heilen können. Da schalten ihn die Eltern.

„Mit dem Bettelweib hast du Erbarmen, aber mit der Tochter des Zaren nicht!“

Da fühlte er Mitleid auch mit der Tochter des Zaren. Er spannte sein Pferd an, warf Stroh in den Wagen und stieg ein, um loszufahren.

„Wo willst du denn hin, du Dummkopf?“

„Die Tochter des Zaren will ich gesund machen.“

„Du hast doch keine Heilmittel mehr!“

„Nun, wenn schon!“ sagte Iwan und trieb sein Pferd an.

Er kam zum Hofe des Zaren, und als er auf die Vortreppe trat, wurde die Tochter des Zaren sofort gesund.

Da freute sich der Zar und befahl, Iwan vor sein Angesicht zu

führen, ließ ihm Kleidung reichen und schmückte ihn. „Sei du mein Schwiegersohn!“ sprach er.

„Meinethalben“, sagte Iwan. Und Iwan heiratete die Zarewna. Der Zar aber starb in Bälde. Und Iwan wurde Zar. So waren also jetzt alle drei Brüder Zaren.

9. |

So lebten die Brüder und regierten alle drei.

Sehr gut ging es dem ältesten Bruder Semion dem Kriegsmann. Mit seinen Strohsoldaten hatte er wirkliche Soldaten ausgehoben. Er hatte Befehl ergehen lassen, von je zehn Höfen in seinem Reiche immer je einen Soldaten zu stellen, und dieser Soldat mußte stets groß von Wuchs sein, weiß am Leibe, und sauber im Gesicht. Und er hatte viele solche Soldaten eingestellt und alle ausgebildet. Und wenn jemand ihm irgendwie zuwider handelte, dann schickte er sofort diese Soldaten aus und machte alles so, wie er selbst wollte. Und alle Welt fürchtete ihn.

Er führte ein schönes Leben. Alles was er sich ausdachte, alles worauf sein Auge fiel, war sein. Er schickte einfach seine Soldaten hin, die nahmen alles weg und brachten ihm, was er haben wollte.

Auch Taras dem Dickbauch ging es gut. Er hatte das Geld, das er von Iwan bekommen hatte, nicht vertan, sondern noch viel hinzu gewuchert. Auch er hatte für gute Ordnung in seinem Reiche gesorgt. Sein eigenes Geld verwahrte er in seinen Truhen, und von seinem Volke zog er immer noch mehr Geld ein. Er trieb Geld ein als Kopfsteuer, und als Gemeindesteuer, und als Straßengeld, und als Steuer auf Bastschuhe, und auf Fußlappen und auf Leibriemen. Was er sich ausdachte, alles war sein. Für Geld brachte man ihm alles, und für Geld kamen alle zu ihm zur Arbeit, weil eben jeder Mensch Geld braucht.

Auch Iwan dem Dummkopf ging es nicht schlecht. Als er seinen Schwiegervater ins Grab gebettet hatte, legte er all seinen Zarenschmuck ab und ließ ihn von seiner Frau in der Truhe verwahren, tat wieder ein hanfleinernes Hemd an, Hosen und Bastschuhe, und machte sich an seine Arbeit wie früher. „Die Sache ist ja langweilig,“ sagte er, „ich habe mir einen Bauch angemästet, mag nichts mehr

essen und habe keinen Schlaf.“ Er holte seine Eltern und das stumme Mädel und fing wieder an zu arbeiten.

Die andern sagten zu ihm: „Aber du bist jetzt doch Zar!“

„Nun, wenn schon“, sagte er. „Ein Zar muß doch schließlich auch fressen!“

Da kam ein Minister zu ihm und sagte: „Wir haben kein Geld mehr, um die Gehälter auszuzahlen.“

„Nun, wenn schon. Wenn kein Geld da ist, dann bezahlst du eben einfach nicht.“

„Ja, dann werden die Leute aber ihren Dienst nicht mehr verrichten.“

„Nun, wenn schon. Dann sollen sie uns nicht mehr dienen. Dafür bleibt ihnen dann mehr Zeit für ihre Arbeit. Dann mögen sie den Mist wegfahren. Soviel Mist haben sie gemacht.“

Es kamen Leute, um sich von Iwan Recht sprechen zu lassen. Einer sagte: „Der da hat mir Geld gestohlen.“ Iwan aber sagte nur: „Nun, wenn schon. Dann hat er es wahrscheinlich gebraucht.“

Schließlich merkten alle, daß Iwan ein Dummkopf war. Seine Frau sagte eines Tages zu ihm: „Man behauptet von dir, du seiest ein Dummkopf!“

„Nun, wenn schon“, sagte er.

Iwans Frau grübelte und grübelte, aber sie war eben auch nur ein ganz dummes Weib.

„Kann ich mich denn etwa gegen meinen Mann auflehnen? Wo die Nadel hingehet, da geht auch der Faden hin.“ Sie tat ihr Zarinengewand ab, packte es in die Truhe und ließ sich von dem stummen Mädel in der Arbeit unterweisen. Als sie die Arbeit gelernt hatte, half sie ihrem Manne.

Da zogen alle klugen Leute fort aus Iwans Reich, und es blieben nur die Dummköpfe da. Geld hatte niemand. So lebten sie und arbeiteten, nährten sich von ihrer Hände Arbeit und ernährten andere gute Menschen.

10. I

Der alte Teufel aber wartete indes vergebens auf Nachrichten von den jungen Teufeln, daß sie die drei Brüder zugrunde gerichtet hätten. Aber keine Nachrichten kamen. Da machte er sich selbst auf, um

nach dem Rechten zu sehen. Er suchte die anderen, fand sie aber nicht und entdeckte nur die drei Löcher. „Nun,“ dachte er, „sie scheinen doch nicht mit den Brüdern fertig geworden zu sein. Ich muß die Sache wohl selbst in die Hand nehmen.“

Er ging auf die Suche, fand aber die Brüder nicht mehr an ihren alten Stätten. Er fand sie in verschiedenen Reichen. Alle drei waren jetzt Zaren. Das kränkte den alten Teufel.

„Ja, dann muß ich die Sache wirklich selbst in die Hand nehmen.“

Zunächst ging er zum Zaren Semion. Aber er ging nicht in seiner wahren Gestalt, sondern verwandelte sich in einen Wojewoden. So kam er zum Zaren Semion. „Ich habe gehört, daß du, o Zar Semion, ein gewaltiger Krieger bist. Weil ich diese Kunst auch sehr gut gelernt habe, möchte ich bei dir Dienst nehmen.“ Zar Semion fragte ihn aus und sah, daß er ein kluger Mann war. So nahm er ihn in seine Dienste.

Der neue Wojewode belehrte nun den Zaren Semion, wie man ein starkes Heer aufbringt.

„Vor allen Dingen“, sagte er, „mußt du viel mehr Soldaten ausheben. In deinem Reiche läuft ja soviel Volks müßig herum. Alle jungen Leute ohne Unterschied müssen ausgehoben werden. Du wirst dann ein Heer haben, das fünfmal so stark ist, als das frühere. Ferner mußt du neue Flinten und Kanonen anschaffen. Ich werde dir Flinten besorgen, die hundert Kugeln gleichzeitig schießen – wie die Erbsen prasseln die Kugeln heraus. Und Kanonen werde ich anschaffen, die alles mit Feuer verbrennen. Menschen und Pferde und Mauern – alles verbrennen sie.“

Zar Semion hörte auf seinen neuen Wojewoden und befahl, alle jungen Burschen ohne Unterschied zu den Soldaten zu nehmen. Dann richtete er neue Fabriken ein, ließ Flinten fertigen, neue Kanonen, und überzog sofort den Nachbarzar mit Krieg. Als ihnen das feindliche Heer entgegentrat, befahl Zar Semion seinen Soldaten, Kugeln gegen sie zu schießen und aus den Kanonen Feuer zu schleudern. Und rasch machte er die Hälfte des feindlichen Heeres zu Krüppeln oder verbrannte sie zu Asche. Da erschrak der Zar des Nachbarreiches, unterwarf sich und trat sein Reich ab. Zar Semion aber freute sich. „Jetzt“, sagte er, „werde ich das indische Reich bekriegen.“ Der Zar von Indien aber hatte schon vom Zaren Semion

gehört, hatte alle seine Erfindungen übernommen und sich noch Neues dazu ausgedacht. Der Zar von Indien hatte nicht nur alle jungen Burschen ausgehoben, sondern er hatte auch alle ledigen Weiber eingestellt, und sein Heer war viel größer als das des Zaren Semion. Auch hatte er dieselben Flinten und Kanonen wie Zar Semion; außerdem hatte er erfunden, durch die Luft zu fliegen und Sprengbomben abzuwerfen.

Zar Semion überzog also den Zaren von Indien mit Krieg: er bildete sich ein, er würde ihn ebenso besiegen wie den andern Zaren. Aber die Sense schneidet eben nur solange, bis sie bricht. Der Zar von Indien ließ Semions Heer gar nicht zum Schusse kommen; er schickte seine Weiber durch die Luft aus und ließ sie Sprengbomben auf Semions Heer abwerfen. Die Weiber warfen also von oben die Bomben auf Semions Heer, so wie man Bor auf Schaben wirft. Und Semions ganzes Heer lief auseinander, und Zar Semion blieb ganz allein. Der Zar von Indien zog Semions Reich ein, und Semion der Kriegsmann lief davon, immer der Nase nach.

So hatte der alte Teufel also diesen Bruder erledigt und wandte sich nun gegen Taras den Dickbauch. Er verwandelte sich in einen Kaufmann und ließ sich im Reiche von Taras nieder, fing allerlei Geschäfte an und gab viel Geld aus. Der Kaufmann zahlte hohe Preise für alles, und alles Volk rannte zu diesem Kaufmann, um Geld zu verdienen. Und es kam so viel Geld unter die Leute, daß sie alle ihre Schulden abzahlten und zur rechten Zeit ihre Steuern entrichteten. Da freute sich Zar Taras. „Dank sei diesem Kaufmann,“ dachte er, „jetzt werde ich noch mehr Geld einnehmen, und mein Leben wird noch besser werden.“ Und Zar Taras dachte sich allerhand neue Dinge aus und wollte sich einen neuen Palast bauen. Er ließ ansagen, alle Menschen sollten Bauholz und Steine heranschaffen, und alle sollten sich zur Arbeit stellen; und für alles setzte er hohe Preise an. Zar Taras hatte sich eingebildet, seines Geldes wegen würden die Leute wie früher zu ihm zur Arbeit strömen. Aber siehe da, alles Bauholz und alle Steine schafften die Leute zu dem Kaufmann, und alles Arbeitsvolk strömte nur zu diesem. Zar Taras erhöhte seine Preise, aber der Kaufmann legte auch noch zu. Zar Taras hatte zwar viel Geld, aber der Kaufmann hatte noch viel mehr, und der Kaufmann ging über die Preise des Zaren immer noch hinaus. So stockte der Bau des Zarenpalastes. Zar Taras hatte einen Park geplant. Es

wurde Herbst; Zar Taras machte bekannt, die Leute sollten kommen, um seinen Park anzulegen. Aber kein Mensch kam, alle gruben für den Kaufmann einen Teich. Dann wurde es Winter. Zar Taras wollte Zobelfelle einkaufen für einen neuen Pelzrock. Er sandte aus, um einzukaufen; aber der Bote kam zurück und sagte: „Nirgends gibt es Zobelfelle; alle Felle hat der Kaufmann, er hat mehr gezahlt und läßt sich aus den Zobelfellen jetzt einen Teppich machen.“ Taras brauchte Hengste für sich. Er sandte aus, um sie einzukaufen, aber die Boten kehrten zurück: „Alle guten Pferde hat der Kaufmann; bei ihm wird Wasser gefahren, um seinen Teich zu füllen.“ So ruhten alle Arbeiten bei dem Zaren, man tat nichts für ihn und tat alles nur für den Kaufmann. Dem Zaren aber brachte man nur das Geld des Kaufmanns, der seine Steuern bezahlte.

Schließlich hatte der Zar so viel Geld, daß er nicht mehr wußte, wohin damit. Aber sein Leben war schlecht geworden. Er dachte sich jetzt schon nichts Neues mehr aus. Er wollte nur irgendwie sein Leben fristen – aber nicht einmal das gelang ihm. Überall gab es Störungen. Sein Koch, sein Kutscher, seine Diener nahmen bei dem Kaufmann Dienst. Schließlich hatte er sogar Mangel an Nahrungsmitteln. Wenn er auf den Markt schickte, um einzukaufen, war nie etwas da. Alles hatte der Kaufmann aufgekauft. Ihm selbst brachte man aber immer nur Geld, als Steuern.

Da erboste sich Zar Taras und verwies den Kaufmann des Landes. Der Kaufmann aber ließ sich dicht an der Grenze nieder und tat weiter genau so wie vorher. Für des Kaufmanns Geld wurde immer noch alles aus dem Lande des Zaren zu dem Kaufmann geschleppt. Dem Zaren ging es jetzt ganz schlecht: tagelang hatte er überhaupt nichts zu essen. Es ging sogar das Gerücht, der Kaufmann rühme sich, er wolle den Zaren selbst kaufen. Zar Taras bekam schließlich Angst und wußte nicht mehr aus noch ein.

Da kam einmal Semion der Kriegsmann zu ihm und sprach: „Hilf mir, der Zar von Indien hat mich besiegt.“

Aber dem Zaren Taras saß das Messer auch schon an der Kehle. „Ich habe selbst zwei Tage lang nichts gegessen“, sagte er.

11. I

So hatte der alte Teufel nun beide Brüder erledigt und begab sich jetzt zu Iwan. Der alte Teufel verwandelte sich in einen Wojewoden, kam zu Iwan und beredete ihn, er solle sich doch ein Heer anschaffen. „Das geht doch nicht,“ sagte er, „daß ein Zar kein Heer hat. Gib mir nur Befehl, und ich hebe in deinem Volke Soldaten aus und schaffe dir ein Heer.“

Iwan hörte ihn geduldig an. „Meinethalben,“ sagte er, „schaff mir ein Heer. Aber lehre die Soldaten auch hübsche Lieder singen, das habe ich gern.“

Da zog der alte Teufel durch Iwans Reich und hob freiwillige Soldaten aus. Er forderte alle auf, zu kommen und sich die Köpfe scheren zu lassen; jeder sollte eine große Flasche Schnaps und eine rote Mütze erhalten.

Da lachten die dummen Kerle nur. „Schnaps haben wir, so viel wie wir wollen, wir brennen ihn ja selbst. Und Mützen machen uns unsere Weiber auch, wie wir sie wollen, sogar bunt und mit Troddeln.“

Es meldete sich also kein Mensch. Der alte Teufel ging wieder zu Iwan.

„Freiwillig kommen die dummen Kerle bei dir nicht. Wir müssen sie also mit Gewalt holen.“

„Meinethalben,“ sagte er, „hol' du sie mit Gewalt!“

Da ließ der alte Teufel kundtun, alle Dummköpfe sollten sich bei den Soldaten einschreiben lassen. Wer nicht käme, den würde Iwan mit dem Tode strafen.

Da kamen die dummen Kerle zu dem Wojewoden und sagten: „Wenn wir nicht Soldaten werden wollen, will der Zar uns mit dem Tode strafen. Aber du sagst uns nicht, was beim Militär mit uns geschehen wird! Man hat uns erzählt, Soldaten würden auch manchmal totgeschlagen.“

„Ja, ganz ohne das geht es schon nicht ab.“

Als die Dummköpfe das hörten, wurden sie widerspenstig.

„Dann kommen wir nicht. Man soll uns lieber zu Hause umbringen. Dem Tode entgehen wir ja doch nicht.“

„Ihr seid ja dumme Kerle“, sagte der alte Teufel. „Ob ein Soldat umkommt, das ist noch nicht gesagt. Wenn ihr euch aber nicht meldet, so läßt euch Zar Iwan ganz sicher töten.“

Die Dummköpfe überlegten, dann gingen sie zu Iwan dem Dummkopf, um ihn selbst zu fragen.

„Da ist ein Wojewode gekommen und hat befohlen, wir sollen uns alle bei den Soldaten melden. ‚Wenn ihr Soldaten werdet‘, sagt er, ‚so ist es noch nicht gesagt, ob ihr totgeschlagen werdet oder nicht. Meldet ihr euch aber nicht, so läßt euch Zar Iwan sicher töten.‘ Ist das wahr?“

Da lachte Iwan.

„Wie kann denn ich allein euch alle töten? Wenn ich nicht solch Dummkopf wäre wie ich bin, würde ich euch das auch richtig erklären. Aber ich verstehe es eben selbst nicht ordentlich.“

„Dann werden wir uns also nicht melden“, sagten die Leute.

„Meinethalben, meldet euch nicht.“

So gingen denn die Dummköpfe alle zu dem Wojewoden und weigerten sich, Soldaten zu werden.

Der alte Teufel sah, daß er nicht durchdrang. Er ging jetzt zum Zaren der Kakerlaken und schmeichelte sich da ein.

„Laß uns zusammen Krieg führen“, sagte er, „und den Zaren Iwan bekämpfen. Nur Geld hat er nicht, aber Korn und Vieh und anderes Gut hat er in Menge.“

Da zog der Zar der Kakerlaken zum Kriege aus. Er versammelte ein großes Heer, beschaffte Flinten und Kanonen, überschritt die Grenze und rückte in Iwans Reich ein.

Da kamen Leute zu Iwan und sprachen: „Der Zar der Kakerlaken überzieht uns mit Krieg!“

„Nun, wenn schon“, sagte Iwan. „Laßt ihn nur!“

Der Zar der Kakerlaken überschritt mit seinem Heere die Grenze und sandte Vortruppen aus, um Iwans Heer aufzuspüren. Die suchten und suchten, aber sie fanden überhaupt kein Heer. Sollten sie nun warten, bis es irgendwo auftauchte? Nichts war von einem Heere zu merken, – es war einfach niemand da, gegen den man hätte kämpfen können. So sandte denn der Zar der Kakerlaken Soldaten aus, die Dörfer zu besetzen. Die Soldaten kamen in ein Dorf; die Dummköpfe und ihre ebenso dummen Weiber stürzten aus den Häusern, glotzten die Soldaten an und staunten. Die Soldaten nahmen den Dummköpfen ihr Korn und ihr Vieh fort. Die dummen Kerle gaben es ruhig hin und wehrten sich nicht. Dann zogen die Soldaten in ein anderes Dorf, – da war genau dieselbe Geschichte.

So zogen die Soldaten einen Tag, zwei Tage herum; überall war genau dasselbe: die Leute gaben alles her, niemand wehrte sich, ja sie luden sogar die Soldaten ein, bei ihnen zu bleiben. „Wenn ihr, liebe Leute, es in eurem Lande so schlecht habt, so bleibt doch ganz bei uns!“ Die Soldaten zogen also herum, und fanden kein Heer. Die Einwohner lebten ganz friedlich, ernährten sich selbst und auch andere, wehrten sich nicht und luden alle ein, bei ihnen zu bleiben.

Schließlich hatten die Soldaten das satt. Sie gingen zu ihrem Kakerlakenzaren.

„Wir können hier nicht Krieg führen“, sagten sie. „Führe uns in ein anderes Land. Wenn hier wenigstens ein richtiger Krieg wäre! Aber das ist ja, als ob man Mus mit dem Messer schneiden will. Wir können hier nicht länger Krieg führen.“

Da wurde der Zar der Kakerlaken wütend, befahl seinen Soldaten, durch das ganze Land zu ziehen, alle Dörfer zu zerstören, Häuser und Korn zu verbrennen und das Vieh zu töten. „Wenn ihr meinem Befehl nicht gehorcht,“ sagte er, „dann lasse ich euch allesamt hinrichten.“

Da erschrakten die Soldaten und handelten nach dem Ukas ihres Zaren. Sie verbrannten die Häuser und das Korn und schlugen das Vieh tot. Die Dummköpfe aber wehrten sich immer noch nicht. Sie weinten nur. Die Greise weinten, die alten Mütterchen weinten, die kleinen Kinder weinten.

„Warum seid ihr denn so schlecht zu uns?“ fragten sie. „Weshalb vernichtet ihr so sinnlos all unser Hab und Gut? Wenn ihr es braucht, so nehmt es doch lieber für euch!“

Den Soldaten wurde die Sache schließlich widerwärtig. Sie zogen nicht weiter, und das ganze Heer rannte auseinander.

12. I

So mußte auch der Teufel wieder abziehen. Er hatte Iwan auch mit seinen Soldaten nicht klein machen können.

Der alte Teufel verwandelte sich jetzt in einen feinen Herrn und kam so in Iwans Reich, um da zu leben. Er wollte ihn, ebenso wie Taras den Dickbauch, durch Geld gewinnen. „Ich will euch Gutes tun,“ sagte er, „will euch Vernunft und Verstand beibringen. Ich werde hier bei euch ein Haus bauen und ein Geschäft aufmachen.“

„Meinethalben,“ sagten sie, „leb’ du hier in Frieden.“

Der feine Herr übernachtete, kam am nächsten Morgen mit einem großen Sack Gold und einem Bogen Papier auf den Marktplatz und sprach: „Ihr lebt hier alle wie die Schweine. Ich will euch jetzt beibringen, wie man leben muß. Baut mir nach diesem Plan hier ein Haus. Ihr sollt arbeiten, ich aber werde meine Anweisungen geben und euch Goldgeld dafür bezahlen.“ Und er zeigte ihnen sein Gold. Da staunten die Dummköpfe: sie hatten nie Geld im Gebrauch gehabt, denn sie tauschten untereinander immer nur eine Sache gegen die andere aus und zahlten mit Arbeit. Sie wunderten sich über das Gold. „Die Dinger sind sehr hübsch“, sagten sie. Und sie gaben für die goldenen Dinger Sachen und Arbeit hin. So gab der alte Teufel, genau so wie bei Taras, sein Geld aus, und man brachte ihm für sein Gold allerlei Sachen und arbeitete für ihn. Da freute sich der alte Teufel und dachte: „Meine Sache geht schon! Jetzt richte ich den Dummkopf ebenso zugrunde, wie Taras, und kaufe ihn mit allen Eingeweiden.“ Aber die Dummköpfe hatten schon viel zu viel Goldstücke. Sie schenkten sie ihren Weibern zu Halsketten, alle Mädels flochten sie sich in die Zöpfe, und die kleinen Kinder spielten auf der Straße mit dem Zeug. Sie hatten alle schon sehr viel davon und wollten keine mehr nehmen. Aber das Haus des feinen Herrn war erst halbfertig, und Korn und Vieh war noch nicht für das ganze Jahr angeschafft. Und der Herr ließ bekanntmachen, man solle zu ihm zur Arbeit kommen und ihm Korn und Vieh bringen. Für jede Sache und für jede Arbeit würde er viele Goldstücke geben.

Es erschien aber niemand zur Arbeit und man brachte ihm auch nichts. Höchstens kam mal ein Bengel oder ein Mädels gelaufen, um ein Ei in ein Goldstück einzutauschen, – sonst kam niemand, und der Herr hatte nichts mehr zu essen. Der feine Herr war schließlich schon ganz verhungert. Er ging durch das Dorf, um sich etwas für seine Mahlzeit zu kaufen. Er trat in ein Gehöft und bot ein Goldstück für ein Huhn. Aber die Bäuerin nahm es nicht an. „Ich habe so schon genug davon.“ Da ging er zu einer einsamen Witwe, wollte einen Hering kaufen und bot wieder ein Goldstück. „Ich kann das nicht brauchen, lieber Mann, ich habe keine Kinder, die damit spielen könnten,“ sagte sie, „außerdem habe ich mir schon drei Stück davon zum Spaß aufgehoben.“ Schließlich ging er zu einem Bauern und bat um Brot. Der Bauer nahm das Geld aber auch nicht. „Ich kann

das nicht gebrauchen," sagte er, „ich will mich aber um Christi willen deiner erbarmen. Warte einen Augenblick, ich werde meiner Frau sagen, sie soll dir ein Stück Brot abschneiden.“ Der Teufel spuckte aus vor Ärger und lief fort. Nicht nur konnte für ihn keine Rede davon sein, um Christi willen etwas anzunehmen, – schon dieses Wort hören zu müssen, war für ihn schlimmer, als mit dem Messer gestochen zu werden.

Er bekam also kein Brot. Alle hatten genug von seinem Zeug. Wo der alte Teufel auch hinkam, niemand gab ihm etwas für sein Geld, sondern alle sagten nur: „Bring' irgend etwas anderes, oder arbeite bei uns, oder nimm um Christi willen etwas von uns an.“ Aber der Teufel hatte nichts anderes, als nur sein Geld; zur Arbeit hatte er keine Lust, und um Christi willen konnte er auch nichts annehmen.

Da wurde der alte Teufel zornig. „Was wollt ihr eigentlich noch anderes, wenn ich schon Geld bringe? Für Gold könnt ihr euch doch alles kaufen und könnt jeden Arbeiter mieten!“ Aber die dummen Kerle hörten nicht auf ihn.

„Nein,“ sprachen sie, „wir können dein Gold nicht brauchen. Wir zahlen keine Gebühren und keine Steuern. Also was sollen wir mit Geld?“

Der alte Teufel mußte sich ohne Abendessen schlafen legen.

Die ganze Geschichte wurde auch Iwan dem Dummkopf hinterbracht. Die Leute kamen zu ihm und fragten: „Was sollen wir tun? Da ist ein feiner Herr bei uns aufgetaucht, der ißt und trinkt gern gut, zieht sich gern schön an, aber arbeiten will er nicht, und um Christi willen um Almosen betteln will er auch nicht. Er bietet uns nur immer solche goldenen Dinger an. Früher haben wir ihm immer alles gegeben, bis wir genug von dem Zeug hatten. Jetzt aber gibt ihm kein Mensch mehr etwas. Was sollen wir mit ihm tun? Daß er nur nicht vor Hunger umkommt!“

Iwan hörte sich die Geschichte an.

„Meinethalben“, sagte er. „Zu essen geben muß man ihm natürlich. Er mag als Hirt die Gehöfte abgehen.“

Es war also nichts zu machen, der alte Teufel mußte der Reihe nach auf alle Höfe gehen.

Es kam auch die Reihe an Iwans Hof. Der alte Teufel kam zum Mittagessen, und bei Iwan bereitete das stumme Mädcl gerade die Mahlzeit vor. Sie war oft von Faulpelzen betrogen worden. Die ka-

men, ohne überhaupt gearbeitet zu haben, früher zum Essen und fraßen die ganze Grütze auf. Aber das schlaue Mädel hatte sich etwas ausgedacht, um die Faulpelze an den Händen zu erkennen. Wer Schwielen an den Händen hatte, den ließ sie sich gleich an den Tisch setzen, wer aber keine hatte, der bekam nur Überbleibsel. Der alte Teufel drängelte sich gleich an den Tisch, aber das stumme Mädel ergriff seine Hand, sah, daß er keine Schwielen hatte, sondern saubere, glatte Hände und lange Krallen. Da brummte das Mädel und zerrte den Teufel wieder vom Tisch fort.

Iwans Frau aber sagte zu ihm: „Du mußt schon nicht böse sein, feiner Herr, aber die Schwägerin läßt keine Leute ohne Schwielen an den Händen an unsern Tisch. Du mußt schon warten, bis die andern gegessen haben, dann sollst du haben, was übrig bleibt.“

Da wurde der alte Teufel wütend, daß man ihn beim Zaren mit den Schweinen zusammen füttern wollte. Er sprach zu Iwan: „Das ist ein ganz blödsinniges Gesetz in deinem Reich, daß alle Menschen mit den Händen arbeiten müssen. Das habt ihr euch nur aus Dummheit ausgedacht. Man arbeitet doch nicht nur mit den Händen! Was meinst du wohl, womit kluge Leute arbeiten?“

Iwan aber antwortete: „Wie sollen wir dummen Kerle das wissen! Wir sind immer mehr für den Buckel und die Hände.“

„Das ist nur deshalb, weil ihr eben Dummköpfe seid. Ich will euch aber beibringen, wie man mit dem Kopf arbeitet. Dann werdet ihr sehen, daß mehr herauskommt, wenn man mit dem Kopf arbeitet, als wenn man's mit den Händen tut.“

Da staunte Iwan.

„Nu!“ sagte er. „Es ist wohl schon richtig, daß man uns Dummköpfe nennt.“

Der alte Teufel aber fuhr fort: „Es ist aber nicht etwa leicht, mit dem Kopf zu arbeiten! Ihr gebt mir nichts zu essen, weil ich keine Schwielen an den Händen habe, und ihr wißt nicht, daß es hundertmal schwerer ist, mit dem Kopf zu arbeiten. Manchmal brummt einem der ganze Schädel davon.“

Iwan überlegte: „Weshalb quälst du dich denn eigentlich so ab, lieber Mann? Das muß doch abscheulich sein, wenn der Schädel so brummt! Du solltest doch lieber eine leichtere Arbeit tun, mit den Händen oder mit dem Buckel.“

Aber der Teufel entgegnete: „Deshalb quäle ich mich ja so ab,

weil ich mit euch Dummköpfen Erbarmen habe. Wenn ich mich nicht so abquälte, würdet ihr alle euer Lebtage Dummköpfe bleiben. Ich habe aber immer mit dem Kopf gearbeitet und will es euch jetzt auch beibringen.“

Da staunte Iwan. „Ach ja, lehre uns“, sagte er. „Denn die Hände werden einem manchmal ganz matt; man könnte wirklich zur Abwechslung mal mit dem Kopf arbeiten.“

Und der Teufel versprach ihm, ihn zu lehren.

Iwan ließ im ganzen Reiche verkünden, es sei ein feiner Herr erschienen, der alle Menschen unterweisen wolle, wie man mit dem Kopf arbeiten könne. Mit dem Kopf ließe sich aber mehr Arbeit leisten, als mit den Händen: also sollten alle kommen und lernen.

Es gab in Iwans Reich einen hohen Wachturm mit einer geraden Treppe bis nach oben, und oben war ein Platz zum Ausschauen. Dahin führte Iwan den Herrn, damit ihn alle sehen könnten.

Der Herr stand also oben auf dem Turm und fing da an, zu reden. Unten hatten sich aber alle Leute versammelt, um zuzuschauen. Die Dummköpfe bildeten sich ein, der Herr würde wirklich zeigen, wie man mit dem Kopf, ohne die Hände, arbeiten kann. Der alte Teufel aber lehrte nur mit Worten, wie man leben könne ohne zu arbeiten.

Die dummen Kerle unten verstanden davon nichts. Sie schauten eine Weile zu, dann gingen sie alle wieder ihrer Arbeit nach.

Der alte Teufel aber stand einen Tag lang oben auf dem Turm, stand noch einen zweiten Tag da, und redete ohne Unterlaß. Schließlich bekam er Hunger. Aber die Dummköpfe verfielen gar nicht auf den Gedanken, ihm ein Stückchen Brot auf seinen Turm zu bringen. Sie bildeten sich ein, wenn er mit dem Kopf besser arbeiten könne, als mit den Händen, so müsse er sich sein Brot mit dem Kopf doch spielend verdienen. Der alte Teufel stand also auch noch am nächsten Tage oben auf dem Turm und redete immerzu. Die Leute unten aber traten hinzu, schauten eine Weile hin, und gingen dann wieder ihres Weges.

Da fragte denn auch Iwan: „Nu, wie steht es, hat der Herr schon angefangen, mit dem Kopf zu arbeiten?“

„Noch nicht“, sagte man ihm. „Er quatscht immer noch.“

Der alte Teufel stand noch einen ganzen Tag oben auf seinem Turm, und ihm wurde schließlich schwach. Einmal schwankte er

und stieß sich den Kopf am Pfosten. Einer von den dummen Kerlen unten sah das und erzählte es Iwans Frau. Iwans Frau rannte gleich zu ihrem Manne aufs Feld.

„Komm sehen,“ sagte sie, „die Leute sagen, der Herr fängt jetzt an, mit dem Kopf zu arbeiten.“

Da staunte Iwan.

„Nu!“ sagte er, wandte sein Pferd und ging nach dem Turm. Wie er zu dem Turm kam, war der alte Teufel vor Hunger schon ganz schwach geworden; er schwankte und stieß immer mit dem Kopf an den Pfosten. Als Iwan hinzutrat, stolperte der Teufel, stürzte lang hin und kollerte, mit dem Kopf vorneweg, die ganze Treppe hinunter. Alle Stufen zählte er mit dem Schädel.

„Nu,“ sagte Iwan, „der feine Herr hat wirklich die Wahrheit gesprochen, daß einem dabei manchmal der Schädel brummen kann. Das sind ja schon keine Schwielen mehr: von solcher Arbeit gibt es richtige Beulen am Schädel.“

Der alte Teufel fiel also die Treppe hinab und sauste mit dem Kopf in die Erde. Iwan wollte näher treten und sehen, ob er schon viel gearbeitet habe. Da öffnete sich plötzlich die Erde, und der alte Teufel versank in die Tiefe. Nur ein Loch war noch zu sehen.

Iwan kratzte sich am Kopfe: „Sieh mal an, so eine Dreckstück! Da ist er ja schon wieder. Das ist doch gewiß der Vater von den anderen. So ein strammer Kerl!“

Und Iwan lebt heute noch, und das Volk strömt nur so herbei in sein Land. Auch seine Brüder sind zu ihm gekommen, und er ernährt sie. Jeder, der kommt, sagt nur: „Ernähre mich!“ – „Meinethalben,“ sagt Iwan, „bleibt hier, wir haben ja alles reichlich.“ Nur eine besondere Sitte herrscht in dem Lande: wer Schwielen an den Händen hat, der darf sich gleich an den Tisch setzen; wer aber keine hat, der muß auf die Überbleibsel warten!

Das Korn, das so groß war wie ein Hühnerei

Kinder fanden einmal in einer Schlucht ein Ding, das so groß war wie ein Hühnerei. Es hatte eine Rille in der Mitte und sah aus wie ein Korn. Ein Wanderer sah das Ding bei den Kindern, kaufte es ihnen für einen Fünfer ab, brachte es in die Stadt und verkaufte es als Seltenheit dem Zaren.

Der Zar rief seine Weisen zusammen und befahl ihnen herauszubringen, was das für ein Ding sei, ein Ei oder ein Korn. Die Weisen grübelten und grübelten, aber sie konnten keine Antwort geben. Das Ding lag auf dem Fensterbrett. Ein Huhn kam geflogen, pickte daran und pickte ein Loch hinein. Da sahen alle, daß es eben ein Korn war. Da gingen die Weisen hin und sagten dem Zaren: „Das ist ein Roggenkorn.“

Da wunderte sich der Zar und befahl den Weisen, zu erkunden, wo und wann solche Körner gewachsen seien. Die Weisen grübelten und grübelten und forschten in ihren Büchern, aber sie konnten nichts finden. Sie kamen also wieder zum Zaren und sagten: „Wir können dir keine Antwort geben. In unsern Büchern steht nichts darüber geschrieben. Man müßte die Bauern fragen; vielleicht hat einer von den ganz alten Leuten etwas davon gehört, wann und wo ein solches Korn gesät worden ist.“

Der Zar schickte Boten aus und befahl einen ganz alten Greis, einen Bauern, zu ihm zu bringen. Man fand einen ganz alten Greis und führte ihn vor den Zaren. Der Greis trat ein, ganz grün im Gesicht und zahnlos; mühsam schleppte er sich an zwei Krücken dahin.

Der Zar zeigte ihm das Korn. Der Greis konnte aber kaum noch sehen: halb sah er das Korn, halb fühlte er es mit den Händen.

Der Zar fragte ihn: „Weißt du nicht, Großvater, wo solche Körner wohl gewachsen sind? Hast du vielleicht selbst auf deinem Felde solche Körner gesät, oder je in deinem Leben irgendwo solche Körner gekauft?“

Der Greis war fast taub, nur mit Mühe konnte er noch hören, nur

mit Mühe verstand er, was man ihn fragte. Er gab zur Antwort: „Nein, nie habe ich solches Korn gesät, nie geerntet, und nie habe ich es gekauft. Wenn man Korn kaufte, waren die Körner eben so klein wie jetzt. Wir müßten meinen Vater fragen,“ sagte er, „vielleicht hat der gehört, wo solche Körner gewachsen sind.“

Da sandte der Zar Boten aus, den Vater des Greises zu holen, und befahl, ihn vor sein Angesicht zu führen. Man fand auch den Vater des Greises und führte ihn vor den Zaren. Es kam ein ganz alter Greis an einer Krücke. Da zeigte ihm der Zar das Korn. Der Greis konnte noch sehen mit seinen Augen, und konnte es gut betrachten. Der Zar fragte ihn: „Weißt du nicht, lieber Alter, wo solche Körner gewachsen sind? Hast du selbst solche Körner auf deinem Felde gesät, oder zu deinen Lebzeiten je solche Körner gekauft?“

Der Greis war zwar etwas schwerhörig, aber er hörte doch besser als sein Sohn. „Nein,“ sagte er, „auf meinem Felde habe ich solche Körner nie gesät und nie geerntet. Gekauft aber habe ich auch keine, weil zu meiner Zeit noch kein Geld im Gebrauch hatte. Alle nährten sich von ihrem eigenen Korn und in der Not teilten sie miteinander. Ich weiß nicht, wo solche Körner gewachsen sind. Zwar waren unsere Körner größer als die heutigen und gaben auch mehr aus, aber solche habe ich doch noch nie gesehen. Ich habe von meinem Vater gehört, zu seiner Zeit seien die Körner besser gediehen als zu unsern Zeiten, sie hätten mehr ausgegeben und seien größer gewesen. Ihn müßten wir fragen!“

Da sandte der Zar Boten aus, den Vater dieses Greises zu holen. Man fand auch den alten Großvater und führte ihn zum Zaren. Der Alte trat ein beim Zaren, ohne Krücken; er ging noch leicht, seine Augen waren hell, er hörte gut und sprach deutlich. Der Zar zeigte das Korn dem Großvater. Der Großvater besah es und drehte es herum.

„Schon lange“, sprach er, „habe ich unser liebes, altes Korn nicht mehr gesehen.“ Er biß ein Stückchen von dem Korn ab und zerkaute einen Krümel. „Es ist wirklich dasselbe“, sagte er.

„Sage mir, Großväterchen, wo und wann solche Körner gediehen sind. Hast du auf deinem Felde solches Korn gesät, oder hast du es je in deinem Leben bei andern Leuten gekauft?“

Da sprach der Greis. „Solches Korn wuchs zu meinen Zeiten überall. Von solchem Korn habe ich mich mein ganzes Leben ge-

nährt und andere Leute gespeist. Solche Körner habe ich gesät und geerntet und gedroschen.“

Da fragte der Zar: „Sage mir, Großväterchen, hast du irgendwo solche Körner gekauft oder hast du sie selbst auf deinem Felde gesät?“

Da lachte der Greis. „Zu meiner Zeit“, sagte er, „hätte sich niemand eine solche Sünde ersinnen können, Korn zu verkaufen oder zu kaufen, und von Geld wußte man überhaupt noch nichts. Jeder Mensch hatte genug eigenes Korn.“

Da fragte der Zar: „So sage mir noch, Großväterchen, wo du solches Korn gesät hast, und wo dein Feld war.“

Der Greis antwortete: „Mein Feld war Gottes Erde; wo ich pflügte, da war auch mein Feld. Der Boden war noch frei. Den Boden nannte niemand sein eigen. Nur die Arbeit nannte man sein eigen.“

„So sage also“, sprach der Zar, „mir noch zwei Dinge. Einmal: warum wuchsen früher solche Körner und warum wachsen sie heute nicht mehr? Und zum zweiten: warum geht dein Enkelsohn an zwei Krücken, dein Sohn aber kam nur an einer Krücke, du selbst aber kamst ganz leicht dahergeschritten? Du hast noch helle Augen, feste Zähne, und deine Rede ist klar und freundlich. Weshalb, Großväterchen, ist das beides so?“

Da sprach der Greis: „Deshalb ist das beides so, weil die Menschen nicht mehr von ihrer eigenen Arbeit leben, weil es sie jetzt gelüstet, fremde Arbeit auszunutzen. In alten Zeiten lebten die Menschen nicht so, in alten Zeiten lebten sie nach Gottes Willen: jeder hatte das, was ihm zukam, und keiner machte sich fremden Besitz zu Nutze.“

Wieviel Erde braucht der Mensch?

1. |

Die ältere Schwester aus der Stadt war zu der jüngeren ins Dorf zu Besuch gekommen. Die ältere war mit einem Kaufmann in der Stadt verheiratet, die jüngere hatte einen Bauern im Dorfe zum Manne. Die Schwestern tranken Tee und plauderten. Die ältere fing an, großzutun und ihr Leben in der Stadt zu rühmen: wie groß und sauber ihre Wohnung in der Stadt sei, wie gut sie sich kleidete, wie sie ihre Kinder ausputzte, wie lecker sie aße und tränke, wie sie Ausfahrten mache und sich vergnüge und in die Theater gehe.

Das ärgerte die jüngere Schwester; sie setzte das Leben der Kaufleute herab und pries ihr bäuerliches Leben.

„Ich möchte mein Leben nicht für das deine eintauschen“, sagte sie. „Wenn wir auch sehr bescheiden leben, so kennen wir doch auch keine Sorge. Ihr lebt ja vornehmer; dafür verdient ihr einmal sehr viel, ein andermal verliert ihr aber alles. Ein Sprichwort sagt: des Gewinnes älterer Bruder ist der Verlust! Es kommt manchmal auch so: heute reich, morgen Bettler auf der Straße. Unser Bauernleben ist sicherer, unser Leben ist mager, währet aber lange. Wir werden nicht reich, sind aber satt.“

Die ältere Schwester sagte: „Ein schönes Sattsein! Mit Schweinen und Kälbern! Keine Behaglichkeit, keine Umgangsformen! Wie sich dein Mann auch abplackt, ihr lebt nun einmal auf dem Mist und werdet auch darauf sterben. Und euren Kindern wird es nicht anders ergehen.“

„Nun, wenn schon“, sprach die Jüngere. „So ist eben unser Leben. Dafür leben wir aber sicher, bücken uns vor niemand, fürchten niemand. Ihr in der Stadt habt immer Anfechtungen zu bestehen: heute ist alles gut, aber morgen verführt der Böse deinen Mann zum Spielen oder zum Saufen, oder er bringt ihn mit einem schlechten Weibsbild zusammen. Und dann ist alles wieder dahin. Ist es etwa nicht so?“

Pachom, der Bauer, lag auf dem Ofen und hörte, was die Weiber schwatzten. „Das ist die lautere Wahrheit“, sagte er. „Weil unsereins von klein auf unser Mütterchen Erde durchwühlt, kommen uns

solche dummen Gedanken gar nicht erst in den Kopf. Nur eines ist ein Jammer: wir haben zu wenig Erde! Wenn wir genug Land hätten, würde ich mich vor niemand fürchten, – auch nicht vor dem Teufel selbst!“

Die Weiber tranken ihren Tee aus, schwatzten noch von ihren schönen Kleidern, räumten das Geschirr weg und legten sich schlafen.

Aber der Teufel hatte hinter dem Ofen gegessen und alles mit angehört. Er freute sich, daß die Bäuerin ihren Mann zur Prahlerei verleitet hatte. Denn er hatte doch geprahlt, wenn er genug Land hätte, könnte ihn auch der Teufel nicht holen.

„Schön“, dachte der Teufel. „Das wollen wir noch miteinander abmachen. Ich werde dir also viel Erde geben, und mit dem Land bekomme ich dann dich!“

2. I

Beim Dorf lebte eine kleine Gutsbesitzerin. Sie besaß hundertundzwanzig Desiatinen Land. Früher hatte sie sich mit den Bauern gut gestanden und ihnen nie etwas angetan. Dann war aber ein verabschiedeter Soldat bei ihr als Verwalter angestellt worden, und der belästigte die Bauern dauernd mit Geldstrafen. Pachom konnte sich noch so sehr vorsehen: es kam doch mal vor, daß ein Pferd in fremdem Hafer lief oder eine Kuh sich in den Garten verirrte, oder daß die Kälber auf die Wiese rannten. Und gleich gab es Geldstrafen.

Pachom mußte zahlen; zu Hause schimpfte und prügelte er dann die Seinen. Viel Sünde beging Pachom in diesem Sommer, nur um des Verwalters willen. Er war froh, als endlich das Vieh wieder im Stall stand; zwar war es schade um das teure Futter, aber er hatte doch wenigstens nicht mehr immer diese Angst.

Im Winter verbreitete sich das Gerücht, die gnädige Frau wolle ihr Land verkaufen, und der Herbergswirt von der Landstraße verhandele mit ihr darüber. Als das die Bauern hörten, erhoben sie großes Geschrei. „Nu,“ dachten sie, „wenn der Herbergswirt das Land bekommt, dann wird er uns noch schlimmer als die gnädige Frau mit Strafen zusetzen. Wir können ohne dieses Land nicht auskommen, wir sind ja ganz eingeschlossen von ihm.“ Die Bauern gingen also auf Gemeindebeschluß zur gnädigen Frau und baten sie, das

Land nicht an den Herbergswirt zu verkaufen, sondern es ihnen zu lassen. Sie seien auch bereit, mehr zu geben. Die gnädige Frau war einverstanden. Die Bauern wollten das ganze Land von Gemeinde wegen aufkaufen. Einmal und noch einmal hielten sie Versammlungen ab, aber sie kamen nicht weiter mit der Sache. Immer stiftete der Böse Unfrieden, und sie konnten sich nicht einigen. So beschloss die Bauern schließlich, jeder für sich zu kaufen, jeder, soviel wie er könne. Auch damit war die Gutsherrin einverstanden. Pachom hörte, sein Nachbar habe zwanzig Desiatinen gekauft und sie habe ihm die Hälfte des Geldes auf Abzahlung gestundet. Da ward Pachom neidisch. „Sie werden noch das ganze Land aufkaufen, und ich bekomme gar nichts.“ Er beratschlagte mit seiner Frau.

„Alle Leute kaufen“, sagte er. „Wir müssen auch so an die zehn Desiatinen kaufen. Es ist ja wirklich gar kein Leben mehr! Der Verwalter hat uns mit seinen Geldstrafen fast zugrunde gerichtet.“

Sie überlegten, wie sie den Kauf bewerkstelligen könnten. Hundert Rubel hatten sie sich beiseite gelegt: nun verkauften sie ein Füllen und die Hälfte der Bienenstöcke, den Sohn verdingten sie als Arbeiter und borgten noch etwas beim Schwager. So kam die Hälfte des nötigen Geldes zusammen.

Als Pachom das Geld zusammen hatte, wählte er sich ein Stück aus, das ihm gefiel – fünfzehn Desiatinen mit Wald – dann ging er zur Gutsherrin, um über den Preis zu verhandeln. Er erstand die fünfzehn Desiatinen, gab den Handschlag und leistete die Anzahlung. Dann fuhren sie in die Stadt und setzten den Vertrag auf; er zahlte die Hälfte des Kaufpreises und verpflichtete sich, den Rest in zwei Jahren abzutragen.

So besaß Pachom nun Erde. Er kaufte auf Borg Saatgut und bestellte das neugekaufte Land. Alles gedieh gut. In einem Jahre zahlte er seine Schuld an seinen Schwager und an die Gutsherrin ab. So war also Pachom jetzt auch Gutsbesitzer: er pflügte und besäte sein eigenes Land, mähte auf seinem eigenen Land Heu, schlug Holz auf eigenem Lande, und hatte für das Vieh Futter vom eigenen Lande. Wenn er jetzt auf sein eigenes Land hinausfuhr, um zu pflügen oder um die junge Saat und die Wiesen anzusehen, dann konnte er sich gar nicht genug freuen. Ihm kam es immer so vor, als wüchse das Gras jetzt ganz besonders, als blühten die Blumen ganz anders als sonst. Wenn er früher an diesem Land vorbeigefahren war, war es

einfach Erde gewesen; jetzt aber war es ganz besondere Erde für ihn geworden.

3. I

So lebte also Pachom und freute sich. Und alles wäre sehr schön gewesen, wenn die andern Bauern nicht immer auf seine Felder und auf seine Wiesen gekommen wären. Er bat sie im Guten, aber sie ließen nicht ab davon. Einmal ließen die Hirten ihre Kühe auf seine Wiesen, ein andermal liefen die Pferde von der Nachtweide auf sein Kornfeld. Pachom trieb sie wieder fort, trug es nicht nach und klagte nicht. Dann aber wurde es ihm doch zu viel, und er beschwerte sich beim Bezirksamt. Er wußte ja, daß alles vom Landmangel kam, daß die Bauern es nicht aus bösem Willen taten, aber er dachte: „Ich kann es ihnen doch nicht immer durchlassen, sie weiden mir sonst noch alles ab. Sie müssen mal einen Denkkettel bekommen.“

Und er verschaffte ihnen durch das Gericht einmal, zweimal einen solchen Denkkettel: einer und noch einer mußte Geldstrafe zahlen. Das machte aber die benachbarten Bauern gerade wütend auf Pachom: das nächste Mal weideten sie schon absichtlich bei ihm. Dann ging mal einer bei Nacht in sein Wäldchen und schlug sich so an zehn junge Linden, um Bast zu machen. Als Pachom durch den Wald fuhr, schimmerte etwas Weißes. Er fuhr näher: da lagen die abgeschälten Stämmchen an der Erde, und die Stümpfe ragten hervor. „Wenn der Kerl wenigstens nur die äußersten Stämme aus einem Gebüsch genommen und einen stehen gelassen hätte! Aber der Halunke hat sie allesamt gefällt!“ Da ward Pachom böse. „Ach,“ dachte er, „wenn ich nur herausbekäme, wer das getan hat! Dem würde ich es schon heimzahlen.“ Er grübelte und grübelte, wer es gewesen sein könnte. „Niemand anders als Siomka kann es gewesen sein!“ Er ging auf Siomkas Gehöft und suchte da herum; aber er fand nichts, und es gab nur gegenseitiges Geschimpfe. Pachom war jetzt erst recht überzeugt, daß Siomka es getan hatte. Er klagte. Sie wurden vorgeladen. Dann wurde lange verhandelt, schließlich aber wurde der Mann freigesprochen. Es war ihm eben nichts nachzuweisen. Pachom wurde nun noch zorniger und schimpfte sich mit dem Bezirksvorsteher und den Richtern herum. „Ihr haltet es mit den Spitzbuben“, sagte er. „Wenn ihr selbst ehrlich wäret, würdet

ihr nicht Diebe freisprechen.“ So verzankte sich Pachom mit den Richtern und mit seinen Nachbarn. Sie drohten ihm schon mit dem roten Hahn. Pachom hatte jetzt zwar reichlich Erde, aber in der Gemeinde war es doch zu eng für ihn.

Zu der Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß viel Volks nach neuen Stätten auswandere. Da dachte Pachom: „Ich selbst hätte eigentlich keinen Anlaß mein Land zu verlassen. Aber wenn jemand von unsern Leuten hier auswanderte, dann hätten wir andern mehr Raum. Ich würde ihnen gern ihr Land abnehmen und meinen Besitz abrunden. Dann könnte ich behaglicher leben. Denn so ist es immer noch zu eng.“

Einmal saß Pachom daheim, da pochte ein Wanderer an seine Tür, ein Bauer. Er nahm den Bauern für die Nacht auf, gab ihm zu essen und fragte ihn, woher ihn Gott des Weges herführe. Der Bauer erzählte, er käme von unten, von der Wolga her, da habe er gearbeitet. Ein Wort gab das andere und der Bauer berichtete, wie das Volk dahin auswandere. Er erzählte, es seien auch Leute aus seinem Dorf dahingezogen, hätten sich in die Gemeinde aufnehmen lassen und hätten zehn Desiatinen auf den Kopf erhalten. Der Boden dort sei so gut, daß, wenn man Roggen baue, es solche Halme gäbe, daß ein Pferd dazwischen nicht mehr zu sehen sei, und er sei so voll, daß fünf Handvoll Ähren eine Garbe seien. Ein Bauer, erzählte er, sei ganz arm hingekommen und jetzt habe er schon sechs Pferde und zwei Kühe.

Bei der Erzählung wurde Pachom das Herz ganz warm. Er dachte: „Warum muß ich eigentlich hier in dieser Enge Not leiden, wenn man anderswo so gut leben kann? Ich will lieber mein Land und mein Gehöft hier verkaufen. Dann richte ich mich für das Geld da unten ein und fange eine richtige Wirtschaft an. Hier in dieser Enge hat man ja doch immer nur Ärger. Ich muß mich nur selbst erst über alles genau erkundigen.“

Zum Sommer machte er sich auf und reiste ab. Bis Samara fuhr er mit dem Dampfschiff die Wolga hinab, dann machte er vierhundert Werst zu Fuß. Als er an Ort und Stelle ankam, fand er, daß alles wirklich stimmte. Die Bauern hatten reichlich Land, es waren ihnen zehn Desiatinen auf den Kopf zugeteilt worden, und Fremde wurden gern in die Gemeinde aufgenommen. Wenn aber einer gar Geld hatte, so konnte er außer dem ihm zustehenden Land noch soviel

für sich als eigen dazukaufen wie er wollte; zu drei Rubel die Desi-
atine allerbesten Bodens.

Als Pachom alles erkundet hatte, kehrte er zum Herbst nach Hause zurück und verkaufte all sein Hab und Gut. Das Land verkaufte er mit Gewinn, er verkaufte sein Haus, alles Vieh und trat aus der Gemeinde aus. Er wartete den Frühling ab und machte sich mit seiner Familie auf nach den neuen Stätten.

4. I

Als Pachom mit seiner Familie an den neuen Stätten angelangt war, ließ er sich in einem großen Dorfe in die Gemeinde aufnehmen. Er bewirtete die Dorfältesten mit Schnaps und erhielt so alle nötigen Papiere. Sie nahmen Pachom auf, teilten ihm für fünf Köpfe fünfzig Desiatinen Gemeindeland auf verschiedenen Feldern zu, außer dem Anteil am Weideplatz. Dann baute sich Pachom an und kaufte Vieh. Allein an zugeteiltem Land hatte er dreimal so viel wie früher. Und es war fruchtbares Land. Er lebte jetzt zehnmal besser als bisher. Er hatte reichlich Acker- und Weideland. Vieh konnte er halten, so viel er wollte.

Zuerst, als er noch baute und sich einrichtete, erschien ihm alles vorzüglich. Als er sich dann aber eingelebt hatte, kam es ihm auch hier gleich wieder eng vor. Im ersten Jahr säte Pachom auf dem Anteil-land Weizen, und er gedieh gut. So kam er auf den Geschmack, Weizen zu bauen, aber das Anteil-land reichte ihm nicht zu. Und das, was er haben konnte, eignete sich nicht dazu. Man sät dort Weizen auf Steppenboden oder Brachland, man bestellt es ein oder zwei Jahre und läßt den Boden dann liegen, bis er wieder mit Steppengras bewachsen ist. Für solches Land waren immer viele Liebhaber da, aber für alle reichte es eben nicht. Darum gab es dauernd Streit. Die reicheren Leute wollten selbst säen, die Armen aber ließen es Kaufleuten ab, um ihre Steuern bezahlen zu können. Pachom wollte nun mehr Land bestellen. Im zweiten Jahr ging er zu einem Kaufmann und pachtete Land auf ein Jahr. Er säte recht viel, es gedieh auch gut, aber das Feld war sehr weit vom Dorfe entfernt: fünfzehn Werst weit mußte er seine Ernte fahren. Dann sah er, daß in der Umgegend Bauern, die auch Handel trieben, in Einzelgehöften lebten und dabei immer reicher wurden. „Das wäre eine Sache,“ dachte Pachom, „wenn

man sich auch eigenes Land kaufen und ein Einzelgehöft bauen könnte. Dann hätte man alles beieinander.“ Und Pachom grübelte darüber nach, wie er es machen könnte, um sich Land zu eigen zu kaufen.

So lebte Pachom drei Jahre. Er pachtete Land und baute Weizen. Es waren gute Jahre, und er konnte Geld beiseite legen. Er hätte sehr behaglich leben können, aber es verdroß Pachom, daß er jedes Jahr wieder bei anderen Leuten Land pachten mußte und wegen seines Landes immer wieder so viel Umstände hatte. War irgendwo guter Boden, so stürzten sich die Bauern darauf und rissen alles an sich. Man kam selbst nicht dazu, zur rechten Zeit zu pachten und hatte dann wieder kein Land zur Aussaat. Im dritten Jahre pachtete er mit einem Kaufmann zu gleichen Teilen Weideland bei den Bauern. Sie hatten schon gepflügt, da fingen die Bauern plötzlich an zu prozessieren, und so war die Arbeit vergeblich gewesen. „Wenn ich mein eignes Land hätte,“ dachte er immer, „so brauchte ich mich vor niemand zu bücken und hätte nicht immerzu diese Unannehmlichkeiten.“

So erkundigte sich Pachom denn, wo er sich eigenes Land kaufen könnte. Und er traf zufällig auf einen Bauern, der sich fünfhundert Desiatinen gekauft hatte, dem es aber schlecht gegangen war, so daß er das Land jetzt gern billig verkauft hätte. Pachom verhandelte mit ihm. Sie redeten und redeten, und einigten sich schließlich auf tausend Rubel; die Hälfte der Summe sollte gestundet werden. Sie waren schon handelseinig geworden, als eines Tages ein durchreisender Kaufmann bei Pachom auf dem Hof einkehrte, um seine Pferde zu füttern. Sie tranken Tee zusammen und kamen ins Gespräch. Der Kaufmann erzählte, er käme weither aus dem Lande der Baschkiren. Dort, so berichtete er, hätte er den Baschkiren an die fünftausend Desiatinen Land abgekauft. Und das alles hätte nur tausend Rubel gekostet. Pachom fragte ihn weiter aus. Und der Kaufmann erzählte: „Ich habe einfach die Ältesten beschenkt. So für hundert Rubel Kafane und Teppiche habe ich verschenkt, eine Kiste Tee, und habe denen, die trinken wollten, Schnaps vorgesetzt. So habe ich die Desiatine für zwanzig Kopeken bekommen.“ Er zeigte auch seinen Kaufvertrag. „Das Land,“ sagte er, „liegt an einem Fluß; es ist üppiges Steppenland.“ Pachom fragte ihn ganz genau über alles aus. „Da gibt es so viel Land,“ sagte der Kaufmann, „daß man es in einem

Jahre nicht umschreiten kann. Alles gehört den Baschkiren. Das Volk ist dumm wie Hammel. Man kann das Land fast umsonst haben.“ – „Nu,“ dachte da Pachom, „weshalb soll ich eigentlich für meine tausend Rubel hier fünfhundert Desiatinen kaufen, und mir dabei noch Schulden auf den Hals laden, wenn ich dort für tausend Rubel so viel haben kann?“

5. I

Pachom erkundigte sich auch nach dem Wege, und kaum hatte er sich von dem Kaufmann verabschiedet, da machte er sich selbst auf zu den Baschkiren. Das Haus vertraute er seiner Frau an; er nahm nur einen Knecht mit und reiste ab. Als sie in der Stadt anlangten, kauften sie eine Kiste Tee, allerhand Geschenke, Branntwein, – alles genau so, wie der Kaufmann gesagt hatte. Dann fuhren sie immer weiter und weiter, bis sie schließlich an die fünfhundert Werst gemacht hatten. Am siebenten Tage kamen sie in ein baschkirisches Lager. Da war alles so, wie der Kaufmann gesagt hatte. Die Baschkiren lebten alle in der Steppe, an einem Flusse, in Filzzelten. Sie pflügen gar nicht und essen auch kein Brot. In der Steppe weiden ihre Vieh- und ihre Roßherden. Hinter den Zelten sind die Füllen angebunden, und zweimal am Tage treibt man denen die Muttertiere zu. Bei den Baschkiren melkt man die Stuten und macht Kumys aus der Milch. Die Weiber rühren den Kumys und machen Käse; aber die Männer kennen nichts anderes, als Kumys und Tee zu trinken, Hammelfleisch zu essen und auf ihren Flöten zu blasen. Wohlgenährt und lustig sind sie alle, den ganzen Sommer über tun sie gar nichts. Das Volk ist völlig ungebildet und versteht kein Russisch, aber es ist sehr freundlich.

Kaum hatten die Baschkiren Pachom erblickt, als sie aus ihren Zelten herauskamen und den Fremdling umringten. Es fand sich auch ein Dolmetscher. Dem sagte Pachom, er sei wegen des Landes gekommen. Da freuten sich die Baschkiren, nahmen Pachom, führten ihn in ein schönes Zelt, setzten ihn auf Teppiche, legten ihm Dau-nenkissen unter, setzten sich um ihn herum und bewirteten ihn mit Tee und Kumys. Sie schlachteten einen Hammel und gaben ihm Hammelfleisch zu essen. Pachom holte die Geschenke aus seinem Wagen und verteilte sie an die Baschkiren. Allen gab er Geschenke

und verteilte auch den Tee. Die Baschkiren freuten sich. Sie schwatzten untereinander in ihrer unverständlichen Sprache, dann befahlen sie dem Dolmetscher, alles zu übersetzen.

„Ich soll dir sagen,“ sagte der Dolmetscher, „daß du ihnen gefällt, und daß bei ihnen die Sitte herrscht, einem Gaste alles zu Gefallen zu tun und Geschenke auch zu erwidern. Du hast uns beschenkt. Sage also jetzt, was dir von unserer Habe gefällt, damit wir dir auch etwas schenken können.“

„Am besten gefällt mir hier euer Land“, sagte Pachom. „Bei uns zu Hause ist das Land knapp, und aller Boden steht schon unter dem Pfluge. Ihr aber habt noch viel Land, und euer Boden ist gut. Solche Erde habe ich überhaupt noch nicht gesehen!“

Der Dolmetscher übersetzte ihnen das. Die Baschkiren redeten wieder lange miteinander. Pachom konnte nicht verstehen, was sie redeten, aber er sah, daß sie lustig waren. Sie schrien laut und lachten. Dann verstummten sie und betrachteten Pachom. Der Dolmetscher sagte: „Ich soll dir sagen, daß sie als Dank für deine Geschenke gern bereit sind, dir so viel Land zu geben, wie du haben willst. Du mußt nur mit der Hand zeigen, welches du haben willst – es soll dein sein.“

Sie sprachen noch eine Zeitlang und stritten dann. Pachom fragte, worüber sie stritten. Der Dolmetscher sagte ihm: „Die einen meinen, man müsse wegen des Landes erst den Ältesten befragen, ohne ihm ginge es nicht. Andere sagen aber, es könne auch ohne ihn gemacht werden.“

6. |

So stritten die Baschkiren noch, da trat plötzlich ein Mensch ein in einer Mütze aus Fuchspelz. Alle verstummten und erhoben sich. Und der Dolmetscher sagte: „Das ist der Älteste selbst.“ Sofort nahm Pachom den besten Kaftan und verehrte ihn dem Ältesten; dazu gab er noch fünf Pfund Tee. Der Älteste nahm die Gabe entgegen und setzte sich auf den Ehrenplatz. Die anderen Baschkiren aber erzählten ihm sofort etwas. Der Älteste hörte lange zu, nickte dann mit dem Kopf, sie sollten still sein, und sprach Pachom russisch an:

„Nun gut,“ sagte er, „das können wir machen. Nimm, wo es dir gefällt. Land ist ja reichlich da.“

„Wie soll ich mir denn Land nehmen, soviel ich will?“ dachte Pachom. „Wir müssen doch einen Vertrag aufsetzen. Sonst sagen sie heute: ‚das Land gehört dir‘, und später nehmen sie es mir wieder weg.“

„Ich danke euch vielmals“, sagte er also, „für eure freundlichen Worte. Ihr habt tatsächlich sehr viel Land, und ich brauche ja nur wenig. Nur möchte ich auch wissen, welches Land mir denn gehören soll. Irgendwie müßten wir es doch vermessen und einen Vertrag darüber aufsetzen. Denn über Tod und Leben ist Gott allein mächtig. Ihr seid gute Menschen und gebt es mir, aber es könnte doch geschehen, daß eure Kinder es mir später wieder fortnehmen wollen!“

„Du hast ganz recht“, sagte der Älteste. „Einen Vertrag müssen wir aufsetzen darüber.“

Dann sagte Pachom: „Ich habe gehört, bei euch war unlängst ein Kaufmann. Ihm habt ihr auch Land gegeben und einen Kaufvertrag aufgesetzt. So möchte ich es auch machen.“

Der Älteste verstand alles sehr wohl.

„Das können wir alles machen“, sagte er. „Einen Schreiber haben wir ja. Wir fahren dann in die Stadt und lassen die Siegel beifügen.“

„Und wie hoch ist der Preis?“ fragte Pachom.

„Wir haben nur einen Preis: tausend Rubel für den Tag.“ Das verstand Pachom nicht.

„Was ist denn das für ein Maß – ein Tag? Wieviel Desiatinen hat ein Tag?“

„So verstehen wir nicht zu rechnen. Wir verkaufen nur nach Tagen. So viel Land, wie du in einem Tage umschreiten kannst, ist dein. Und der Preis für einen Tag ist tausend Rubel.“

Da wunderte sich Pachom.

„Ja, aber“, sagte er, „in einem Tag kann man doch sehr viel Land umschreiten!“

Der Älteste lachte.

„Das ist dann alles dein“, sagte er. „Nur eine Bedingung stellen wir. Wenn du an einem Tage nicht bis zu der Stelle zurückkommst, von der du ausgegangen bist, dann ist dein Geld verfallen!“

„Wie soll ich denn aber kenntlich machen, wo ich gegangen bin?“ fragte Pachom.

„Wir bleiben alle auf einer Stelle stehen, die du aussuchen magst.“

Du gehst los und machst deinen Kreisweg, nimmst eine Hacke mit und machst überall, wo es nötig ist, ein Zeichen; an den Ecken machst du Löcher, gräbst den Rasen auf, und wir ziehen dann von einem Loch zum andern Furchen mit dem Pfluge. Wähle deinen Weg, wie du willst. Nur muß du bis Sonnenuntergang zu der Stelle zurückkehren, von der du ausgegangen bist. Was du dann umschritten hast, gehört dir.“

Darüber freute sich Pachom. Sie beschlossen, ganz früh herauszufahren. Sie redeten noch eine Weile, tranken noch Kumys, aßen Hammelfleisch und tranken auch noch Tee. So kam die Nacht heran. Die Baschkiren bereiteten für Pachom ein Lager auf Daunenkissen und gingen dann auseinander. Sie versprachen, beim Morgengrauen bereit zu sein und noch vor Sonnenaufgang an den Ort hinauszufahren.

7. 1

Pachom legte sich auf seine Daunenkissen, aber er konnte nicht einschlafen, er mußte immerzu an sein Land denken. „Ich werde mir ein tüchtiges Stück aneignen“, dachte er. „Fünfzig Werst kann ich doch an einem Tage wohl machen. Die Tage sind ja jetzt lang wie Jahre. In fünfzig Werst muß doch eine Menge Land enthalten sein. Das schlechtere verkaufe ich dann oder gebe es Bauern; was mir gefällt, behalte ich und sitze selbst darauf. Ich schaffe zwei Gespanne Ochsen an und miete zwei Knechte: so fünfzig Desiatinen nehme ich unter den Pflug, auf dem übrigen Land mag mein Vieh weiden.“

Pachom schlief die ganze Nacht nicht. Erst kurz vor Tagesanbruch schlummerte er ein. Kaum war er eingeschlafen, da sah er einen Traum. Ihn träumte, er läge in diesem selben Zelt und hörte draußen jemand laut kichern. Er wollte nachsehen, wer da lachte, stand auf, trat aus dem Zelt und sah vor dem Zelt den Ältesten der Baschkiren sitzen: er hielt sich mit beiden Händen den Bauch und schüttelte sich geradezu vor Lachen über irgend etwas. Pachom trat hinzu und fragte: „Worüber lachst du so?“ Dann kam es ihm so vor, als wäre das gar nicht mehr der baschkirische Älteste, sondern der Kaufmann von damals, der bei ihm gewesen war und von dem Land hier erzählt hatte. Und er hatte den Kaufmann gerade gefragt: „Bist du schon lange hier?“ – da war es auch nicht mehr der Kaufmann,

sondern jener Bauer, der von der Wolga her zu ihm gekommen war. Dann wieder kam es Pachom so vor, als wäre es nicht mehr der Bauer, sondern der Teufel selbst, mit Hörnern und Hufen. Der Teufel saß da und lachte, und vor ihm lag ein Mann, barfuß, in Hemd und Hosen. Pachom schaute genauer hin, was für ein Mensch das wohl sei, und sah, daß dieser Mensch tot war, und daß er selbst es war. Da erschrak Pachom gewaltig und erwachte. Als er ganz wach war, dachte er: „Was man doch so alles träumt!“ Er schaute sich um: durch die offene Tür sah er, daß schon der Morgen graute, daß es schon dämmerte. „Ich muß die Leute wecken,“ dachte er, „es ist Zeit aufzubrechen.“ Pachom stand auf, weckte seinen Knecht im Wagen, befahl anzuspannen und ging, die Baschkiren zu wecken. „Es ist Zeit, in die Steppe hinauszufahren und zu vermessen“, sagte er. Die Baschkiren standen auf und versammelten sich alle; auch der Älteste kam. Die Baschkiren fingen schon wieder an Kumys zu trinken, und wollten Pachom mit Tee bewirten, aber er hatte keine Lust darauf zu warten. „Wenn wir schon fahren wollen, dann ist es auch Zeit“, sagte er.

8. I

So machten sich die Baschkiren fertig. Manche stiegen zu Pferde, andere fuhren in Wagen. Pachom fuhr mit seinem Knecht in seinem eigenen Wagen und nahm eine Hacke mit.

Als sie in die Steppe kamen, rötete sich gerade der Himmel. Sie fuhren einen kleinen Hügel hinan – auf baschkirisch heißt das ein „Schichan“. Alle stiegen aus den Wagen und von den Pferden und sammelten sich zu einem Haufen. Der Älteste trat zu Pachom und wies mit der Hand.

„Hier, das alles ist unser, so weit das Auge reicht. Wähle aus, was dir gefällt.“

Pachoms Augen glühten: es war alles üppiges Steppenland, eben wie eine Handfläche, schwarz wie Mohn, und in den Senkungen wucherte mannigfaches Gras, so hoch, daß es bis an die Brust reichen mußte.

Der Älteste nahm seine Fuchspelzmütze ab und legte sie auf die Erde.

„So,“ sagte er, „das soll unser Kennzeichen sein. Von hier gehst du aus, hierher kehre auch wieder zurück. Alles, was du umschreibst, soll dir gehören!“

Pachom nahm das Geld aus der Tasche, legte es auf die Mütze, zog dann den Kaftan aus und blieb nur im Untergewand. Er schnallte seinen Leibriemen fester um den Bauch, zog tüchtig an, steckte einen Beutel mit Brot in den Busen, band eine Flasche mit Wasser an den Gürtel, zog die Stiefelschäfte hinauf, nahm dem Knecht die Hacke ab und rüstete sich zu gehen. Er überlegte noch eine Weile, in welcher Richtung er gehen sollte. Überall war es gleich schön. Da dachte er: „Es ist alles ganz gleich, ich werde gegen Sonnenaufgang zugehen.“ Er wandte das Gesicht der Sonne zu, reckte sich und wartete, bis die Sonne am Himmelsrande aufstieg. Er dachte: „Ich will keine Zeit unnütz verlieren. In der Kühle geht es sich leichter.“ Kaum sprühten die ersten Sonnenstrahlen am Himmelsrande, da warf Pachom seine Hacke über die Schulter und ging hinaus in die Steppe.

Pachom ging nicht zu langsam und nicht zu schnell. Als er etwa eine Werst gegangen war, blieb er stehen, grub ein Loch und schichtete Rasenstücke aufeinander, damit es besser zu sehen sei. Dann ging er weiter. Er kam allmählich in Schwung und beschleunigte seinen Gang etwas. Als er wieder ein Stück gegangen war, machte er wieder ein Loch.

Pachom sah sich um. Im Sonnenlicht war der Schichan deutlich zu sehen. Die Menschen standen alle da, und die Schienen der Wagenräder funkelten. Pachom berechnete, daß er etwa fünf Werst gemacht haben müßte. Ihm wurde allmählich warm, er zog sein Untergewand aus, warf es über die Schulter und ging so weiter. Es wurde heiß. Er schaute nach der Sonne. Es war schon Frühstückszeit.

„Die erste Tagesschicht habe ich hinter mir,“ dachte Pachom, „aber es sind ihrer vier am Tage. Es ist noch zu früh, um schon einzubiegen. Ich will mir nur die Stiefel ausziehen.“ Er setzte sich hin, zog die Stiefel aus, machte sie am Gürtel fest und ging weiter. Es ging sich jetzt leicht. Er dachte sich so: „Ich werde noch etwa fünf Werst machen, dann biege ich links ein. Der Boden ist hier gar zu schön, es wäre schade, darauf zu verzichten. Je weiter man kommt, desto besser wird er.“ So ging er immer weiter geradeaus. Er schaute

sich um, der Schichan war kaum noch zu sehen, die Menschen darauf sah man nur dunkel wie Ameisen; etwas funkelte dort oben.

„Nun habe ich wohl in dieser Richtung genug“, dachte Pachom. „Ich muß jetzt einbiegen. Ich bin ja schon ganz durchgeschwitzt. Und Durst habe ich auch.“ Er machte also halt, grub ein größeres Loch, legte wieder Rasenstücke aufeinander, band seine Wasserflasche los, trank, und bog dann scharf links ein.

Allmählich wurde Pachom doch müde. Er schaute nach der Sonne aus und sah, daß es gerade Mittagszeit war. „Nun,“ dachte er, „jetzt muß ich ein wenig ruhen.“ Er machte halt und setzte sich nieder. Er aß ein Stückchen Brot, mit Wasser befeuchtet, aber hinlegen tat er sich nicht. Er dachte: „Wenn ich mich erst einmal hinlege, dann schlafe ich ein.“ So saß er ein Weilchen, dann ging er weiter. Anfangs ging es sich leicht. Nach dem Essen hatte er wieder neue Kraft. Aber es wurde doch sehr heiß, auch mußte er gegen den Schlaf ankämpfen. Doch ging er immer weiter und dachte: „Eine Stunde dulden, dafür lange leben!“

Pachom ging auch in dieser Richtung ein großes Stück und wollte schon links einbiegen, da bemerkte er eine feuchte Senkung, – es wäre doch zu schade gewesen, auf die zu verzichten! Er meinte, hier müsse Flachs gut gedeihen. So ging er also geradeaus weiter. Er nahm die Senkung noch mit hinzu, dann grub er dahinter wieder ein Loch und machte die zweite Ecke. Er blickte nach dem Schichan zurück: es war vor Hitze dunstig, die Luft zitterte richtig, und durch den Dunst hindurch waren die Menschen auf dem Schichan kaum noch zu sehen. „Nun,“ dachte Pachom, „ich habe eine recht lange Seite gemacht, die letzte muß kürzer werden.“ Er schritt nun die dritte Seite ab und beschleunigte jetzt seine Schritte. Er schaute nach der Sonne aus: es ging schon auf die Vesperzeit zu, und er hatte von der dritten Seite erst etwa zwei Werst gemacht. Bis zum Ausgangspunkt aber waren immer noch fünfzehn Werst. „Nein,“ dachte er, „wenn mein Besitz auch schief wird, ich muß jetzt doch geradeswegs auf das Ziel losgehen. Ich kann nicht mehr sehr viel hinzunehmen. Ich habe ja jetzt auch so schon sehr viel Land. Pachon machte rasch wieder ein Loch und wandte sich dann geradeswegs dem Schichan zu.

Pachom schritt jetzt gerade auf den Schichan zu, und das Gehen wurde ihm schon recht schwer. Er war ganz durchgeschwitzt, die bloßen Füße hatte er sich aufgerissen und durchgelaufen, sie versagten ihm schon beinahe den Dienst. Gern hätte er ein wenig geruht, aber das ging auf keinen Fall: er wäre sonst nicht bis Sonnenuntergang an sein Ziel gelangt. Die Sonne wartete nicht, sie sank immer tiefer und tiefer.

„Ach,“ dachte er, „habe ich auch keinen Fehler begangen, habe ich auch nicht zuviel mitgenommen? Was soll nur werden, wenn ich nicht bis ans Ziel komme?“ Er schaute nach dem Schichan aus, er schaute nach der Sonne: es war immer noch recht weit bis an sein Ziel, und die Sonne war schon nicht mehr viel vom Himmelsrande entfernt!

So lief Pachom dahin, es wurde ihm schon sehr sauer, aber er lief doch immer schneller und schneller. Er eilte dahin, aber es war immer noch sehr weit. Schon fing er an, im Trab zu laufen. Er warf sein Untergewand fort, seine Stiefel, die Wasserflasche, die Mütze – nur die Hacke behielt er bei sich und stützte sich darauf. „Ach,“ dachte er, „ich habe mich verlocken lassen, jetzt habe ich die ganze Sache verdorben. Ich komme doch nicht mehr ans Ziel vor Sonnenuntergang.“ Vor Angst wurde ihm das Atmen immer schwerer. So rannte Pachom dahin, Hemd und Hosen waren naß vom Schweiß und klebten ihm am Leibe, sein Mund war ganz ausgetrocknet. Seine Brust arbeitete wie ein Blasebalg in einer Schmiede, sein Herz klopfte wie mit Hämmern, seine Beine gehorchten nicht mehr und knickten ein. Unheimlich ward Pachom zumute, er fürchtete schon zu sterben vor Überanstrengung.

Er fürchtete zu sterben, aber haltmachen konnte er doch nicht. „Soweit bin ich jetzt gelaufen,“ dachte er, „wenn ich jetzt haltmache, schelten mich doch alle Menschen einen Narren!“ So lief er immer weiter und weiter und war schließlich auch schon ganz nahe. Da hörte er, wie die Baschkiren kreischten und ihm zuschrien. Von diesem Geschrei entbrannte sein Herz noch mehr. Pachom lief mit seinen letzten Kräften. Die Sonne näherte sich schon dem Rande der Erde, sie steckte im Dunst und sah groß, rot und blutig aus. Gleich mußte sie untergehen. Sie war nahe am Untergehen, aber Pachom hatte es schon nicht mehr weit bis zum Ziel. Er konnte schon die

Menschen auf dem Schichan erkennen, sie winkten ihm zu, sie trieben ihn an. Er sah die Fuchspelzmütze auf der Erde und sein Geld darauf; er sah den Ältesten auf der Erde sitzen und sich den Bauch mit den Händen halten. Da fiel Pachom sein Traum ein. „Erde“, dachte er, „habe ich nun viel. Aber ob Gott mir wohl beschieden hat, darauf zu wohnen? Och, ich habe mich zugrunde gerichtet“, dachte er wieder. „Ich komme nicht mehr ans Ziel.“

Pachom schaute wieder nach der Sonne aus. Sie war schon bis zur Erde gesunken, ein Endchen war schon fort, wie ein Bogen lag sie auf dem Rande der Erde. Pachom raffte seine letzten Kräfte zusammen, warf sich mit dem ganzen Leib vorwärts, kaum konnten die Beine noch mit, fast fiel er. Jetzt hatte Pachom den Schichan erreicht, da wurde es plötzlich dunkel. Er sah sich um: die Sonne war untergegangen! Da schrie Pachom auf. „Vergebens“, dachte er, „war all meine Mühe!“ Schon wollte er haltmachen, aber er hörte die Baschkiren immer noch kreischen, da fiel ihm ein, daß es ihm nur hier unten so vorkam, als sei die Sonne schon untergegangen, vom Schichan aus mußte sie noch zu sehen sein. Pachom holte noch einmal tief Atem und stürmte den Schichan hinan. Oben auf dem Schichan war es noch hell. Als Pachom oben war, sah er seine Mütze. Vor der Mütze saß der Älteste, kicherte und hielt sich den Bauch mit den Händen. Da fiel Pachom wieder sein Traum ein, er schrie laut auf, die Beine knickten ihm ein, er fiel vornüber und griff mit den Händen nach der Mütze.

„Ai, tüchtiger Kerl!“ rief der Älteste. „So viel Erde hast du dir angeeignet!“

Pachoms Knecht lief hinzu, um ihm aufzuhelfen. Aber Blut stürzte aus seinem Munde ... er lag tot da ...

Da schnalzten die Baschkiren mit der Zunge und bedauerten ihn.

Der Knecht aber nahm die Hacke auf, grub ein Grab für Pachom, gerade so lang, wie er vom Kopf bis zu den Füßen maß – drei Arschin – und scharfte ihn ein.

Der Knecht Jemeljan und die leere Trommel

Jemeljan stand bei einem Bauern als Knecht im Dienst. Einmal ging Jemeljan über die Wiese zur Arbeit, da sah er vor sich einen Frosch hüpfen und hätte beinahe auf ihn getreten. Jemeljan schritt über ihn hinweg. Plötzlich hörte er, daß ihm jemand von hinten nachrief. Jemeljan sah sich um und erblickte ein schönes Mädchen, das zu ihm sprach:

„Weshalb heiratest du eigentlich nicht, Jemeljan?“

„Wie soll ich denn heiraten, liebes Mädchen? Ich besitze nur, was ich jetzt auf dem Leibe habe: gar nichts habe ich. Mich nimmt doch keine.“

„I was“, sagte das Mädchen. „Nimm mich zur Frau!“

Das schöne Mädchen gefiel Jemeljan.

„Das würde ich mit Freuden tun“, sagte er. „Aber wo wollen wir denn wohnen?“

„Darüber brauchen wir doch nicht viel nachzudenken“, sagte das Mädchen. „Man muß nur sehr viel arbeiten und recht wenig schlafen. Dann kann es uns an Kleidern nicht fehlen und satt werden wir auch noch werden.“

„Nun, meinethalben, schön! Dann wollen wir also heiraten. Und wo wollen wir hingehen?“

„Komm mit in die Stadt.“

So ging Jemeljan mit dem schönen Mädchen in die Stadt. Das Mädchen führte ihn in ein kleines Häuschen am Ende der Stadt. Sie heirateten und lebten dann zusammen.

Einmal fuhr der Zar vor die Stadt hinaus. Als er bei Jemeljans Gehöft vorbeikam, trat dessen Frau vor die Tür, um den Zaren zu sehen. Der Zar sah sie und wunderte sich. „Wo kommt denn diese schöne Frau her?“ Er ließ seine Kutsche halten, rief Jemeljans Frau herbei und fragte sie aus.

„Wer bist du?“ fragte er.

„Die Frau des Bauern Jemeljan“, antwortete sie.

„Wie konntest du, eine so schöne Frau, einen einfachen Bauern

heiraten?“ fragte er. „Zarin müßtest du sein!“

„Ich danke für das freundliche Wort“, sagte sie. „Ich fühle mich aber mit meinem Bauern auch ganz wohl.“

So plauderte der Zar mit ihr, dann fuhr er weiter. Als er wieder in seinem Palast war, wollte ihm Jemeljans Frau nicht mehr aus dem Sinne gehen. Die ganze Nacht konnte er nicht schlafen, – immer mußte er darüber nachdenken, wie er Jemeljan die Frau nehmen könnte. Aber es kam ihm kein guter Gedanke, wie er das machen sollte. So rief er seine Diener und befahl ihnen, sich etwas auszudenken. Da sagten die Diener zum Zaren:

„Nimm Jemeljan als Knecht zu dir. Wir bringen ihn dann mit Arbeit um, und wenn seine Frau Witwe geworden ist, kannst du sie dir nehmen.“

So tat der Zar denn auch. Er schickte Boten zu Jemeljan, er solle als Hausknecht zu ihm kommen und solle mit seiner Frau bei ihm im Palast wohnen.

Die Boten kamen hin und richteten Jemeljan alles aus. Da sprach seine Frau:

„Nun gut, dann geh schon! Am Tage kannst du da arbeiten, des Nachts aber kommst du zu mir.“

Jemeljan ging hin. Als er im Palast ankam, fragte ihn der Haushofmeister des Zaren:

„Warum bist du allein gekommen, ohne deine Frau?“

„Wozu sollte ich sie denn mitbringen. Sie hat doch ihr Haus.“

Im Palaste des Zaren gab man Jemeljan nun soviel Arbeit, daß es für zweie gereicht hätte. Jemeljan machte sich an die Arbeit und glaubte nicht, sie je bewältigen zu können. Aber siehe da, noch vor dem Abend war er doch schon damit fertig. Als der Haushofmeister sah, daß er schon fertig war, gab er ihm für den nächsten Tag viermal so viel auf. Jemeljan ging nach Hause. Da war alles gefegt und aufgeräumt: der Ofen war geheizt, es war gebacken und gekocht. Die Frau saß am Tisch, nähte und wartete auf ihren Mann. Sie empfing ihn, brachte das Nachtmahl, gab ihm zu essen und zu trinken, und befragte ihn nach seiner Arbeit.

„Was ist da zu sagen!“ antwortete er. „Es ist schon schlimm. Sie bringen mich da noch um mit der vielen Arbeit.“

„Denk' du nicht an deine Arbeit“, sagte sie. „Schau nicht rückwärts und schau nicht vorwärts – ob du schon viel gemacht hast und

ob noch viel zu tun bleibt. Arbeite nur. Alles wird schon zu seiner Zeit fertig sein.“

Jemeljan legte sich schlafen. Am nächsten Morgen ging er wieder hin. Er machte sich wieder an seine Arbeit und sah sich nicht ein einziges Mal um. Und siehe da, am Abend war alles fertig; er kam noch bei Tageslicht zur Nacht nach Hause. Nun packte man Jemeljan immer mehr und mehr Arbeit auf, – aber er brachte doch alles zur rechten Zeit zustande und ging dann für die Nacht nach Hause. So verging eine Woche. Da sahen die Diener des Zaren ein, daß sie den Bauern mit der groben Arbeit doch nicht unterkriegen konnten. Deshalb gaben sie ihm jetzt schwierigere Arbeiten. Aber auch damit hatten sie keinen Erfolg. Zimmermannsarbeit, Maurerarbeit, Dachdeckerarbeit, alles, was sie ihm aufgaben, führte Jemeljan in der bestimmten Zeit aus und ging dann zur Nacht zu seiner Frau. Es verging die zweite Woche. Da rief der Zar seine Diener zusammen und sprach:

„Füttere ich euch etwa umsonst mit meinem Brot? Zwei Wochen sind schon vergangen, und noch sehe ich nicht, daß ihr etwas erreicht habt! Ihr wolltet Jemeljan mit Arbeit um bringen, ich sehe aber aus meinem Fenster, daß er jeden Tag singend nach Hause geht. Habt ihr etwa die Absicht, euch über mich lustig zu machen?“

Die Diener des Zaren wollten sich rechtfertigen.

„Wir haben uns aus allen Kräften bemüht, ihn zuerst durch grobe Arbeit umzubringen, aber wir können ihn mit nichts unterkriegen“, sagten sie. „Jede Arbeit macht er, als hätte er nur mit dem Besen auszukehren; Ermüdung kennt er überhaupt nicht. Dann haben wir ihm schwierigere Arbeiten gegeben, denn wir dachten, sein Verstand würde nicht dazu ausreichen. Aber auch damit hatten wir keinen Erfolg. Wir wissen nicht, wie das kommt! Alles bringt er heraus, alles macht er. Es kann gar nicht anders sein: entweder in ihm oder in seiner Frau muß irgendein Zauber stecken. Wir selbst sind seiner schon längst überdrüssig. Jetzt wollen wir ihm aber eine Arbeit geben, die er unmöglich leisten kann. Wir haben uns ausgedacht, ihm zu befehlen, an einem einzigen Tage eine neue Kathedrale zu bauen. Laß du Jemeljan rufen und gib ihm Befehl, an einem einzigen Tage gegenüber von deinem Palast eine Kathedrale zu bauen. Wenn er die Kathedrale nicht baut, kann man ihm wegen Ungehorsams den Kopf abschlagen lassen.“

Der Zar ließ Jemeljan holen.

„Also jetzt höre“, sagte er, „meinen Befehl: bau’ mir eine neue Kathedrale gegenüber von meinem Palast. Und zwar soll sie morgen abend fertig sein! Baust du sie, so will ich dich schön belohnen. Baust du sie aber nicht, so lasse ich dir den Kopf abschlagen.“

Jemeljan hörte des Zaren Worte an, drehte sich um und ging nach Hause. „Nun,“ dachte er, „jetzt ist mein letztes Stündlein gekommen.“ Zu Hause sagte er zu seiner Frau:

„Mach’ dich fertig, Frau! Wir müssen fliehen, ganz gleich wohin. Sonst kommen wir um nichts und wieder nichts um!“

„Vor was hast du denn plötzlich solche Angst, daß du fliehen willst?“ fragte sie.

„Wie soll man da nicht Angst bekommen!“ sagte er. „Der Zar hat mir befohlen, morgen, an einem einzigen Tage, eine neue Kathedrale zu bauen. Wenn ich die nicht baue, will er mir den Kopf abschlagen lassen. Es bleibt also nichts weiter übrig: wir müssen fliehen, solange noch Zeit ist.“

Die Frau wollte aber von solchem Vorschläge nichts wissen.

„Der Zar hat viele Soldaten, die würden uns überall finden. Wir könnten ihm nicht entgehen. Solange du noch Kräfte hast, mußt du eben gehorchen.“

„Wie soll ich denn da gehorchen, wenn es doch meine Kräfte übersteigt?“

„I, Väterchen, gräm’ dich nicht, iß nur ruhig zur Nacht und dann leg’ dich schlafen. Morgen steh recht früh auf, dann wirst du schon mit allem fertig werden.“

Jemeljan legte sich schlafen. Früh am Morgen weckte ihn seine Frau.

„Geh,“ sagte sie, „bau’ rasch deine Kathedrale fertig! Hier hast du Nägel und einen Hammer. Es ist gerade noch für einen Tag Arbeit.“

Jemeljan ging also in die Stadt und erblickte auf dem Marktplatz tatsächlich die neue Kathedrale: sie war beinahe fertig. Jemeljan machte alles fertig, was noch zu tun war. Am Abend war alles erledigt. Als der Zar erwachte, schaute er aus seinem Palast und sah die Kathedrale; Jemeljan lief umher und schlug hier und da noch Nägel ein. Aber der Zar freute sich gar nicht über seine Kathedrale. Er ärgerte sich, daß er nun keinen Anlaß hatte, Jemeljan hinrichten zu

lassen, und daß er ihm seine Frau nicht nehmen konnte. Der Zar rief wieder seine Diener zusammen.

„Auch diese Aufgabe hat Jemeljan ausgeführt, und ich habe keinen Anlaß, ihn hinrichten zu lassen. Also war auch diese Aufgabe noch zu leicht für ihn. Ihr müßt euch etwas Schwereres ausdenken! Also nun denkt gefälligst nach, sonst lasse ich euch noch vor ihm hinrichten.“

Nun dachten sich die Diener aus, er solle Jemeljan anbefehlen, einen Fluß zu machen, dessen Wasser um den Palast herumfließe, und Schiffe sollten auf ihm schwimmen. Der Zar ließ Jemeljan holen und erteilte ihm den neuen Befehl.

„Wenn du in einer Nacht eine Kathedrale bauen könntest, dann kannst du diese Aufgabe auch lösen. Morgen soll alles nach meinem Befehle fertig sein. Ist es nicht fertig, so lasse ich dir den Kopf abschlagen.“

Da bekümmerte sich Jemeljan noch mehr und finsternen Antlitzes kehrte er heim zu seiner Frau.

„Warum bist du so traurig?“ fragte ihn seine Frau. „Hat dir der Zar etwa wieder einen neuen Befehl gegeben?“

Jemeljan erzählte ihr alles.

„Wir müssen fliehen“, sagte er. Aber die Frau meinte nur:

„Du kannst den Soldaten nicht entfliehen; sie würden dich doch überall fangen. Du mußt gehorchen.“

„Wie soll ich denn aber gehorchen?“

„I, Väterchen, gräm' dich nicht. Iß nur ruhig zur Nacht und leg' dich schlafen. Steh recht früh auf, alles wird zur Zeit fertig sein.“

Jemeljan legte sich schlafen. Am Morgen weckte ihn seine Frau.

„Geh in die Stadt“, sagte sie. „Alles ist fertig. Nur bei der Landungsstelle ist noch ein Erdhaufen liegen geblieben. Nimm einen Spaten mit und mach' alles glatt.“

Jemeljan ging hin. Als er in die Stadt kam, sah er einen Fluß um den Palast. Auch Schiffe fuhren darauf. Jemeljan ging zur Landungsstelle, sah die unebene Stelle und machte alles glatt.

Als der Zar erwachte, sah er einen Fluß da, wo bisher keiner gewesen war. Auf dem Fluß fuhren Schiffe dahin; und Jemeljan ebnete gerade mit dem Spaten einen Erdhaufen ein.

Da entsetzte sich der Zar. Er freute sich gar nicht über den Fluß und die Schiffe; er ärgerte sich nur, daß er Jemeljan immer noch

nicht hinrichten lassen konnte. Er dachte bei sich: „Es gibt wirklich keine Aufgabe, die er nicht ausführen könnte. Was soll nun werden?“ Er berief seine Diener zu sich und beratschlagte mit ihnen zusammen.

„Denkt euch eine Aufgabe aus,“ sagte er, „der Jemeljan nicht gewachsen ist. Alles, was wir bisher erdacht haben, hat er doch zustandegebracht, und ich kann ihm immer noch nicht seine Frau nehmen.“

Lange grübelten die Höflinge – schließlich dachten sie sich etwas aus. Sie kamen zum Zaren und sprachen:

„Du mußt Jemeljan rufen lassen und ihm sagen: ‚Geh Gott weiß wohin und hole mir Gott weiß was!‘ Diesmal wird er uns nicht entkommen. Wohin er jetzt auch geht – du kannst immer sagen, er sei nicht an den Ort gegangen, wohin er gehen sollte. Und was er auch bringt, – du kannst immer sagen, er habe nicht das Richtige gebracht. Dann läßt du ihn hinrichten und kannst dir seine Frau nehmen.“

Da freute sich der Zar.

„Das habt ihr euch fein ausgedacht.“

Der Zar ließ Jemeljan holen und sagte zu ihm:

„Geh Gott weiß wohin und hole Gott weiß was! Bringst du es mir aber nicht, so lasse ich dir den Kopf abschlagen.“

Jemeljan kam zu seiner Frau und erzählte ihr, was der Zar gesagt hatte. Die Frau wurde nachdenklich.

„Nun,“ sagte sie dann, „mit dem Ratschlag bringen sie den Zaren um seinen Kopf. Jetzt müssen wir aber sehr schlau handeln. Die Frau saß noch eine Weile und dachte nach, dann sagte sie zu ihrem Mann:

„Du mußt in weite Ferne ziehen, zu unserer alten Großmutter, der Bauern- und Soldatenmutter, mußt sie bitten, dir gnädig zu sein. Bekommst du von ihr etwas, so kehre geradeswegs in den Palast zurück. Ich werde dann auch da sein. Jetzt entgehe ich ihren Händen doch nicht mehr. Sie werden mich mit Gewalt holen, aber nicht auf lange. Wenn du alles tust, was die Großmutter dir befiehlt, dann wirst du mich bald wieder haben.“

Die Frau rüstete ihren Mann zur Reise aus und gab ihm einen Beutel und einen Spinnrocken mit. „So,“ sagte sie, „das gib ihr. Daran soll sie erkennen, daß du mein Mann bist.“

Dann zeigte die Frau ihm den Weg. Jemeljan brach auf, ging aus der Stadt hinaus und sah draußen die Soldaten exerzieren. Jemeljan blieb stehen und schaute zu. Als die Soldaten genug exerziert hatten, setzten sie sich hin, um auszuruhen. Jemeljan trat zu ihnen und fragte:

„Wißt ihr nicht, Brüder, wie man Gott weiß wohin kommt, und wie man von dort Gott weiß was holen kann?“

Die Soldaten hörten das an und wunderten sich.

„Wer hat dich denn geschickt, so etwas zu suchen?“

„Der Zar“, antwortete Jemeljan.

„Wir selbst“, sagten sie, „ziehen ja, seit wir Soldaten sind, Gott weiß wohin und können nicht hinkommen, und wir suchen Gott weiß was, und können es nicht finden. Wir können dir nicht helfen.“

Jemeljan blieb noch eine Weile sitzen, dann ging er weiter. Er wanderte immer weiter und weiter und kam schließlich in einen Wald. In dem Walde stand eine Hütte. In der Hütte saß ein altes Weib, die Bauern- und Soldatenmutter. Sie spann und weinte dabei und feuchtete die Finger nicht im Munde mit Speichel, sondern in den Augen mit Tränen. Als die Alte Jemeljan erblickte, schrie sie ihn an:

„Was willst du denn hier?“

Jemeljan gab ihr die Spindel und erzählte ihr, seine Frau habe ihn geschickt. Da wurde die Alte gleich ganz sanft und fragte ihn aus. Jemeljan erzählte ihr sein ganzes Leben: wie er das schöne Mädchen geheiratet habe, wie er dann in die Stadt gezogen sei, wie man ihn als Hausknecht zum Zaren genommen, wie er im Palast gedient, wie er eine Kathedrale gebaut und einen Fluß mit Schiffen gemacht habe, und wie ihm der Zar jetzt befohlen habe, Gott weiß wohin zu gehen und Gott weiß was zu holen.

Die Alte hörte ihn bis zu Ende an und weinte dann nicht mehr. Sie murmelte vor sich hin:

„Die Zeit scheint also gekommen zu sein. Nun, schön“, sagte sie dann. „Setz' dich, Söhnchen, und isß!“

Jemeljan aß. Dann sagte die Alte zu ihm:

„Hier hast du ein Knäuel. Laß es vor dir herrollen und geh immer dahin, wo es hinrollt. Du wirst weit zu gehen haben, bis ans

Meer. Wenn du ans Meer kommst, wirst du eine große Stadt sehen. Geh in diese Stadt hinein und bitte gleich im ersten Hause um ein Nachtlager. Da mußt du das suchen, was du brauchst.“

„Aber woran kann ich es erkennen, Großmutter?“

„Wenn du etwas siehst, dem man mehr gehorcht als Vater und Mutter, das ist das Rechte. Nimm es und bring' es dem Zaren. Wenn du es dem Zaren bringst, wird er sagen, du habest nicht das gebracht, was du bringen solltest. Dann sprich ‚Wenn es nicht das Rechte ist, dann muß ich es zerschlagen.‘ Und dann schlage auf dieses Ding ein, trage es zum Flusse und wirf es ins Wasser. Dann bekommst du deine Frau zurück und wirst auch meine Tränen trocken.“

Jemeljan verabschiedete sich von der Großmutter, zog weiter und ließ das Knäuel vor sich herrollen. Er ließ es immer weiter und weiter rollen, schließlich führte es ihn ans Meer. Am Meere lag eine große Stadt. Am Eingang der Stadt stand ein hohes Haus. Jemeljan bat um ein Nachtlager und man ließ ihn ein. Er legte sich schlafen. Am Morgen erwachte er früh und hörte, daß der Vater schon aufgestanden war, seinen Sohn weckte und ihn zum Holzhacken schickte. Der Sohn gehorchte aber nicht: „Es ist ja noch so früh,“ sagte er, „ich habe noch viel Zeit.“ Dann hörte Jemeljan, wie die Mutter vom Ofen kletterte und sagte:

„Geh doch, lieber Sohn, dem Vater tun alle Knochen weh. Soll er etwa selbst gehen! Es ist Zeit.“

Der Sohn schnalzte nur mit den Lippen und schlief gleich wieder ein. Kaum war er eingeschlafen, da dröhnte und rasselte plötzlich etwas auf der Straße. Der Sohn sprang auf, zog sich an und lief auf die Straße hinaus. Auch Jemeljan sprang auf und lief ihm nach, um zu sehen, was das sei, dem der Sohn mehr gehorchte als Vater und Mutter. Draußen sah Jemeljan einen Mann die Straße entlang gehen, der trug auf dem Bauch ein rundes Ding und schlug mit Stöcken darauf los; davon dröhnte es so, und dem hatte der Sohn auch gehorcht. Jemeljan lief näher, schaute das Ding an und sah: es war rund wie eine Tonne und an beiden Seiten mit Leder bespannt. Er fragte: „Wie nennt man das Ding?“

„Eine Trommel ist das“, sagte der Mann.

„Wie ist denn das – ist das Ding leer?“

„Ja, es ist leer.“

Da wunderte sich Jemeljan und bat ihn, ihm das Ding zu schenken. Der Mann gab es ihm aber nicht. Da bat Jemeljan nicht mehr, aber er folgte dem Trommler. Den ganzen Tag lang ging er ihm nach, und als der Trommler sich schlafen legte, riß ihm Jemeljan die Trommel weg und entlief mit ihr. Er lief und lief und kam schließlich wieder heim in seine Stadt. Er hoffte nun, seine Frau wiederzusehen, aber sie war nicht mehr da. Man hatte sie gleich am Tage nach seinem Weggang zum Zaren gebracht. So ging denn Jemeljan in den Palast und ließ sich anmelden: der Mann sei gekommen, der Gott weiß wohin gegangen ist, und habe Gott weiß was mitgebracht. Man meldete ihn an.

Der Zar befahl Jemeljan, am nächsten Tage wiederzukommen.

Jemeljan aber bat, man möchte ihn noch einmal anmelden.

„Ich bin heute gekommen“, sagte er, „und habe mitgebracht, was mir befohlen war. So mag der Zar nun auch zu mir herauskommen, sonst gehe ich zu ihm hinein.“

Der Zar kam heraus.

„Wo bist du denn gewesen?“ fragte er.

Jemeljan sagte es ihm.

„Das war nicht der richtige Ort. Und was hast du mitgebracht?“

Jemeljan wollte es ihm zeigen, aber der Zar sah überhaupt nicht hin.

„Das ist nicht das Rechte.“

„Wenn es nicht das Rechte ist, dann muß ich es zerschlagen. Und der Teufel soll es holen!“

Jemeljan ging wieder hinaus mit seiner Trommel und schlug auf sie los. Als er so die Trommel schlug, versammelten sich alle Soldaten des Zaren um Jemeljan. Sie machten ihre Ehrenbezeugung vor Jemeljan und erwarteten Befehle von ihm. Der Zar schrie seinen Soldaten vom Fenster aus zu, sie sollten nicht Jemeljan folgen. Sie gehorchten ihm aber nicht, und alle folgten Jemeljan. Als der Zar das sah, befahl er, man solle Jemeljan seine Frau herausgeben, und bat ihn, er möchte ihm doch die Trommel geben.

„Das kann ich nicht tun“, sagte Jemeljan. „Mir ist befohlen, sie zu zerschlagen und die Stücke in den Fluß zu werfen.“

Jemeljan ging mit seiner Trommel an den Fluß und die Soldaten folgten ihm. Am Fluß zerschlug Jemeljan die Trommel, brach sie in Stücke und warf alles ins Wasser. Da liefen die Soldaten alle aus-

einander. Jemeljan aber nahm seine Frau und führte sie wieder in sein Haus. Und seit der Zeit belästigte ihn der Zar nicht mehr, und Jemeljan lebte fortan glücklich, schaffte Gutes ins Haus und Schlechtes aus dem Hause.

1887

Gespräch müßiger Menschen

In einem reichen Hause waren einmal Gäste versammelt. Und es entspann sich unter ihnen ein ernsthaftes Gespräch über das menschliche Leben.

Man sprach über Abwesende und Anwesende, und man konnte nicht einen Menschen finden, der mit seinem Leben zufrieden gewesen wäre.

Es hatte keiner von ihnen Anlaß, sich über das Schicksal zu beklagen, aber es war nicht einer da, der behauptet hätte, daß er so lebe, wie ein Christ leben sollte. Alle gestanden ein, daß sie ein weltliches Leben führten, in Sorgen nur um sich und ihre Familien, und daß keiner von ihnen an seinen Nächsten denke und an Gott schon gar nicht.

So sprachen die Gäste miteinander, und sie alle klagten sich einmütig selbst an, ein gottloses, unchristliches Leben zu führen.

„Weshalb leben wir denn aber so?“ rief ein Jüngling aus. „Weshalb tun wir, was wir selbst nicht billigen? Haben wir denn nicht die Macht, unser Leben zu ändern? Wir erkennen selbst an, daß unser Luxus, unsere Verweichlichung, unser Reichtum, vor allem unsere Hoffart und Absonderung von den Mitmenschen uns verderben. Um angesehen und reich zu sein, müssen wir uns alles versagen, was dem menschlichen Leben Freude verleiht. Wir drängen uns in Städten zusammen, verweichlichen uns, zerrütten unsere Gesundheit, und trotz aller unserer Lustbarkeiten kommen wir um vor Langerweile, in dem traurigen Bewußtsein, daß unser Leben nicht so ist, wie es sein müßte!“

Weshalb müssen wir denn so leben? Weshalb vertun wir so unser Leben, alles Heil, das uns von Gott gegeben ist? Ich will nicht so weiter leben! Ich gebe mein begonnenes Studium auf, das mich auch zu nichts anderem, als zu diesem qualvollen Dasein führt, über das wir uns jetzt alle beklagen. Ich verzichte auf mein Vermögen und gehe aufs Land, um mit dem armen Volk zu leben. Ich will mit ihm arbeiten; ich will lernen, mit meinen Händen zu arbeiten. Und wenn die Armen meine Kenntnisse brauchen, will ich sie ihnen mitteilen,

aber nicht durch Schulen und Bücher, sondern einfach dadurch, daß ich brüderlich mit ihnen lebe.

Ja, dazu bin ich entschlossen“, schloß er, mit einem fragenden Blick auf seinen Vater, der auch anwesend war.

„Deine Absicht ist gut,“ sagte der Vater, „aber leichtsinnig und unbedacht. Dir kommt alles deshalb so leicht vor, weil du das Leben nicht kennst. Das hat noch nichts zu sagen, daß uns etwas gut erscheint. Denn die Ausführung des Guten ist oft sehr schwer und verwickelt. Es ist oft schon schwer, auf gebahntem Pfade gut zu schreiten, noch schwerer aber ist es, neue Wege zu bahnen. Neue Wege können nur Menschen von gereifter Erfahrung bahnen, die alles Wissen beherrschen, das den Menschen zugänglich ist. Dir scheinen die neuen Wege leicht, weil du das Leben noch nicht verstehst. Das ist alles jugendlicher Leichtsinn und Hochmut. Wir alten Leute sind dazu berufen, eure Ausbrüche zu mäßigen und euch durch unsere Erfahrung zu leiten. Ihr jungen Leute aber sollt euch uns unterordnen und aus unserer Lebenserfahrung Nutzen ziehen. Deine Lebensarbeit liegt noch vor dir, jetzt wächst du noch und entwickelst dich. Laß dich erziehen und schließe deine Bildung ab, stehe auf eigenen Füßen, erwirb feste Überzeugungen, und dann beginne ein neues Leben, wenn du die Kraft dazu in dir fühlst. Jetzt aber mußt du dich denen unterordnen, die dich zu deinem Besten leiten, aber du mußt nicht neue Lebenswege suchen wollen.“

Der Jüngling schwieg und die Älteren stimmten dem bei, was sein Vater gesprochen hatte.

„Sie haben recht“, sagte ein verheirateter Mann in mittleren Jahren zu dem Vater des Jünglings. „Es ist wahr, daß der Jüngling, der noch keine Lebenserfahrungen hat, in Irrtum verfallen kann, wenn er neue Lebenswege sucht, und sein Entschluß kann noch nicht fest sein. Aber doch stimmen wir alle darin überein, daß unser Leben unserem Gewissen widerspricht und uns nicht zum Heile führt. Deshalb müssen wir auch das Streben, aus diesem Leben herauszukommen, als gerechtfertigt anerkennen.“

Der junge Mann kann seine Träume für ein Ergebnis des Verstandes halten. Ich aber bin kein Jüngling mehr und sage von mir selbst: die Gespräche des heutigen Abends haben mich auf denselben Gedanken gebracht. Das Leben, das ich führe – das steht für mich vollkommen fest – kann mir nicht Gewissensruhe schaffen und

mich nicht zum Heil führen. Das sagt mir meine Erfahrung und mein Verstand. Worauf warte ich also? Man müht sich vom Morgen bis zum Abend für die Familie, und das Ergebnis davon ist nur, daß ich selbst und meine Familie nicht nach Gottes Willen leben, daß wir uns immer tiefer in Sünden verstricken. Man arbeitet für die Familie, aber für die Familie ist es kein Gewinn, weil das, was man für sie tut, das Heil ist. Deshalb denke ich oft, ob es nicht besser wäre, wenn ich mein ganzes Leben änderte und das täte, was der junge Mann eben gesagt hat, – wenn ich mich nicht mehr um Frau und Kinder sorgte, sondern nur noch an meine Seele dächte. Nicht ohne Grund heißt es bei Paulus: ‚Wer verheiratet ist, hängt seinem Weibe an, wer aber unverheiratet ist, sucht Gott zu gefallen‘.“

Kaum hatte dies der Verheiratete gesagt, als sich alle anwesenden Frauen, darunter auch seine eigene, gegen ihn erhoben.

„Daran hätten Sie früher denken müssen“, sagte eine der älteren Frauen. „Hast du ein Kunt umgelegt, so zieh auch. Da könnte ja jeder sagen, er wolle seinem Seelenheil leben, wenn es ihm zu schwer erscheint, seine Familie zu kleiden und zu ernähren. Das ist Betrug und Nichtswürdigkeit. Nein, der Mensch muß verstehen, auch in der Familie nach Gottes Willen zu leben. Das wäre leicht, allein seinem Seelenheil zu leben! Außerdem widerspräche eine solche Handlungsweise auch der Lehre Christi. Gott hat den Menschen geboten, andere Menschen zu lieben. Sie aber wollen auf die Weise andere in Gottes Namen schädigen. Nein, ein Verheirateter hat seine bestimmten Pflichten, die er nicht vernachlässigen darf. Eine andere Sache ist es, wenn die Familie schon auf eigenen Füßen steht. Dann mögt ihr für euch tun, was ihr wollt. Aber niemand hat das Recht, seiner Familie Gewalt anzutun.“

Aber der Verheiratete war damit nicht einverstanden.

„Ich will ja nicht meine Familie verlassen“, meinte er. „Ich sage nur, daß man die Familie und die Kinder nicht im weltlichen Sinne leiten soll, nicht so, daß sie nur für ihre Gelüste leben, wie eben gesagt wurde, sondern so, daß die Kinder von Jugend auf lernen, Not zu ertragen, zu arbeiten, anderen Menschen zu helfen und, was am wichtigsten ist, in brüderlicher Eintracht mit allen zu leben. Und dazu ist es notwendig, auf Vornehmheit und Reichtum zu verzichten.“

„Es ist widersinnig, andern den eignen Willen aufzuzwingen,

solange man selbst nicht nach Gottes Willen lebt“, erwiderte heftig seine Frau. „Du selbst hast von Jugend auf nach deinem Gefallen gelebt. Weshalb willst du jetzt deine Kinder und deine Familie peinigern? Laß sie in Ruhe aufwachsen, dann mögen sie selbst tun, was sie gut finden. Du sollst ihnen aber nichts aufzwingen.“

Der Verheiratete schwieg. Aber ein anwesender alter Mann trat für ihn ein.

„Zugegeben,“ sagte er, „daß ein verheirateter Mann, der seine Familie an ein gewisses Wohlleben gewöhnt hat, sie nicht plötzlich alles dessen berauben darf. Es ist auch wahr, daß es besser ist, die einmal angefangene Erziehung der Kinder zu Ende zu führen, als plötzlich alles umzuändern. Um so mehr, als die Kinder doch, wenn sie einmal erwachsen sind, sich selbst ihren Weg wählen werden, den sie für sich für den besten halten. Ich gebe auch zu, daß es für einen Familienvater schwer oder sogar unmöglich ist, sein Leben umzugestalten, ohne dadurch Sünde auf sich zu laden. Aber uns Alten befiehlt Gott das. Ich kann von mir selbst sagen, ich lebe jetzt ganz ohne alle Pflichten, ich lebe in Wahrheit nur für meinen Bauch: ich esse, trinke, ruhe mich aus und bin mir selbst zuwider und zum Ekel. Für mich ist es wirklich Zeit, dieses Leben aufzugeben, meine Habe zu verteilen und wenigstens kurz vor meinem Tode noch so zu leben, wie Gott den Christen zu leben geboten hat.“

Aber auch dem Alten stimmte man nicht bei. Seine Nichte und Patentochter war anwesend – deren Kinder er alle getauft hatte und die er an Feiertagen beschenkte – und sein Sohn auch. Alle widersprachen ihm.

„Nein,“ sagte der Sohn, „Sie haben genug gearbeitet in Ihrem Leben, jetzt müssen Sie ausruhen und sich nicht quälen. Sie haben sechzig Jahre nach Ihren Gewohnheiten gelebt; Sie können sie jetzt nicht aufgeben. Sie würden sich nur unnütz selbst das Leben verbittern.“

„Ja, ja“, bestätigte die Nichte. „Wenn Sie Not litten, würden Sie schlechter Laune sein, Sie würden murren und dadurch nur mehr sündigen. Gott ist barmherzig und vergibt sogar allen Sündern, nicht nur Ihnen, unserm guten Onkelchen.“

„Ja, und wozu eigentlich?“ sagte ein anderer alter Herr, von demselben Alter wie der Onkel. „Wir beide haben vielleicht nur noch zwei Tage zu leben. Wozu da noch große Pläne?“

„Wie wunderbar!“ sagte einer von den Gästen, der bisher geschwiegen hatte. „Wie wunderbar! Alle sagen, daß es schön wäre, nach Gottes Willen zu leben, daß wir schlecht leben und an Geist und Körper dadurch leiden! Sowie es aber zur Tat kommt, ergibt sich, daß man den Kindern keinen Zwang antun darf, daß man sie nicht nach Gottes Willen, sondern nach alter Weise erziehen muß. Die jungen Leute dürfen nicht dem elterlichen Willen zuwiderhandeln und müssen daher nicht nach Gottes Willen, sondern nach alter Weise weiterleben. Verheiratete dürfen ihren Frauen und Kindern keinen Zwang antun, sie müssen also auch nicht nach Gottes Willen, sondern nach alter Weise weiterleben. Für die Alten lohnt es nicht mehr anzufangen, sie sind nicht daran gewöhnt und haben vielleicht nur noch zwei Tage zu leben. Es ergibt sich also schließlich, daß niemand ein gutes Leben führen darf, nur reden darf man davon!“

1887

Wandelt im Licht, dieweil ihr das Licht habt

Erzählung aus der Zeit der ersten Christen

1. I

Es war zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Trajan, hundert Jahre nach Christi Geburt. Das war die Zeit, als noch die Jünger der Jünger Christi lebten, und die Christen streng das Gesetz des Lehrers beobachteten, wie es heißt in der Apostelgeschichte (Apost. IV, 32–35):

„Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein. Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war große Gnade bei ihnen allen. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die da Äcker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselbe, und brachten das Geld des verkauften Guts, und legten es zu der Apostel Füßen; und man gab einem jeglichen, was ihm not war.“

In jener ersten Zeit lebte im Lande Zilizien, in der Stadt Tarsus ein reicher syrischer Kaufmann, der mit Edelsteinen handelte, namens Juvenal. Er stammte von einfachen, armen Leuten ab, aber durch Arbeit und Kunstfertigkeit in seiner Tätigkeit hatte er Reichtümer erworben und die Achtung seiner Mitbürger. Er war viel in fremden Ländern gereist; obwohl er nicht gelehrt war, hatte er vieles erfahren und begriffen, und die Bürger seiner Stadt achteten ihn wegen seiner Klugheit und seiner Rechtlichkeit. Er bekannte sich zu jenem römisch-heidnischen Glauben, zu dem sich alle angesehenen Einwohner des Römischen Reiches bekannten. Die Erfüllung der Riten dieses Glaubens wurde seit der Zeit des Kaisers Augustus streng verlangt, und auch der jetzige Kaiser Trajan hielt fest an diesem Glauben.

Das Land Zilizien ist weit entfernt von Rom. Es wurde durch einen römischen Statthalter verwaltet und alles, was in Rom geschah,

fand auch in Sizilien Widerhall, und die Statthalter eiferten ihren Kaisern nach.

Juvenal erinnerte sich aus seiner Kindheit noch der Erzählungen von den Taten des Kaisers Nero in Rom. Später hatte er gesehen, wie ein Kaiser nach dem anderen umkam, und als kluger Mann begriff er, daß in der römischen Religion nichts Heiliges war, daß das alles nur Werk von Menschenhänden war. Als kluger Mann sah er aber auch ein, das es unklug wäre, sich der herrschenden Gewalt zu widersetzen, und daß er sich, seiner Ruhe zuliebe, der bestehenden Ordnung fügen müßte. Trotzdem war er oft entrüstet über den Wahnsinn des ihn umgebenden Lebens, besonders alles dessen, was in Rom vorging, wo er manchmal in Geschäften weilte. Zweifel kamen ihm; er konnte nicht alles fassen und schrieb das seiner Unbildung zu.

Er war verheiratet und hatte vier Kinder, aber drei waren schon in jungen Jahren gestorben. Nur ein Sohn, namens Julius, war ihm geblieben.

Diesem Julius widmete Juvenal alle seine Liebe und alle seine Sorge. Besonders wünschte Juvenal, seinen Sohn Julius so zu erziehen, daß ihn jene Zweifel über das Leben nicht quälten, die ihm selbst so viel Kummer verursachten. Als Julius fünfzehn Jahre alt war, brachte ihn sein Vater zu einem Philosophen, der in der Stadt lebte und Jünglinge zur Unterweisung bei sich aufnahm. Der Vater gab ihn zu dem Philosophen zugleich mit seinem Gefährten Pamphylius, dem Sohn eines verstorbenen Freigelassenen Juvenals. Die Jünglinge waren gleichaltrig, beide schön und sehr befreundet.

Beide Jünglinge lernten mit Eifer und beide waren von guter Gemütsart. Julius zeichnete sich mehr im Studium der Dichter und der Mathematik aus, Pamphylius dagegen im Studium der Philosophie. Ein Jahr vor der Beendigung ihrer Studien kam einmal Pamphylius in die Schule und erklärte dem Lehrer, seine verwitwete Mutter siedele in das Städtchen Daphne über, und so müsse er sein Studium aufgeben. Der Lehrer bedauerte den Verlust dieses Schülers, der ihm Ehre machte. Auch Juvenal bedauerte seinen Weggang; am meisten aber war Julius betrübt. Jedoch trotz aller Bitten, zu bleiben und sein Studium fortzusetzen, blieb Pamphylius unbeugsam: er dankte seinen Freunden für ihre Liebe und ihre Sorge für ihn und trennte sich von ihnen.

Zwei Jahre vergingen. Julius hatte sein Studium beendet und in der ganzen Zeit den Freund nicht wiedergesehen.

Einmal aber traf er ihn auf der Straße, lud ihn in sein Haus und befragte ihn, wie und wo er lebe. Pamphylius erzählte ihm, er lebe mit seiner Mutter immer noch in demselben Ort.

„Wir wohnen nicht allein,“ sagte er, „sondern mit vielen Freunden, mit denen wir alles gemeinschaftlich haben.“

„Wieso gemeinschaftlich?“ fragte Julius.

„So, daß niemand von uns etwas für sein Eigentum hält.“ „Aus welchem Grunde tut ihr das?“

„Wir sind Christen“, sagte Pamphylius.

„Wirklich?“ rief Julius aus.

Ein Christ zu sein bedeutete damals dasselbe, wie heutzutage ein Verschwörer zu sein. Wenn jemand überführt wurde, ein Christ zu sein, wurde er sofort in den Kerker geworfen, vor den Richter geführt, und, wenn er nicht abschwur, hingerichtet. Deshalb entsetzte sich Julius so. Er hatte schreckliche Dinge über die Christen gehört.

„Man hat mir doch erzählt, daß die Christen Kinder schlachten und sie verzehren. Nimmst du denn daran auch teil?“

„Komm und sieh selbst“, antwortete Pamphylius. „Wir tun nichts Besonderes, wir leben sehr einfach und bemühen uns, nichts Böses zu tun.“

„Aber wie kann man leben, ohne jedes Eigentum?“

„Wir können schon leben. Wenn wir unseren Brüdern unsere Arbeit hingeben, so geben auch sie uns die ihre.“

„Nun, aber wenn die Brüder deine Arbeit annehmen, die ihrige aber nicht geben, was dann?“

„Solche gibt es nicht“, sagte Pamphylius. „Solche Menschen ziehen es vor, im Luxus zu leben, und die kommen nicht zu uns. Denn unser Leben ist sehr einfach und bescheiden.“

„Aber gibt es nicht viele Faulpelze, die sich mit Freuden umsonst ernähren lassen?“

„Es gibt auch solche, und wir nehmen sie gern auf. Neulich kam solch ein Mensch, ein entwichener Sklave. Anfangs war er allerdings faul und lebte schlecht, aber bald änderte er sein Leben, und jetzt ist er ein guter Bruder.“

„Nun, wenn er sich aber nicht gebessert hätte?“

„Es gibt auch solche Leute. Unser ehrwürdiger Kyrill sagt, gera-

de solche müsse man behandeln, als seien sie die teuersten Brüder, und man müsse sie erst recht lieben.“

„Kann man denn Taugenichtse lieben?“

„Es ist unmöglich, einen Menschen nicht zu lieben.“

„Aber wie könnt ihr allen Leuten geben, was sie verlangen?“ fragte Julius. „Wenn mein Vater allen, die ihn bitten, geben würde, so würde ihm bald nichts mehr bleiben.“

„Ich weiß nicht“, erwiderte Pamphylius. „Uns bleibt immer, was nötig ist. Und wenn es auch einmal vorkommt, daß wir nichts zu essen haben, oder nichts, um uns zu bedecken, so bitten wir andere darum, und sie geben uns. Aber es kommt nur selten vor. Mir geschah es nur einmal, daß ich mich ohne Abendessen schlafen legen mußte, und das auch nur deshalb, weil ich sehr müde war und nicht mehr zu einem der Brüder gehen wollte, um zu bitten.“

„Ich weiß nicht, wie ihr das macht“, sagte Julius. „Aber, wie mein Vater sagt: wenn man das Seine nicht zu hüten versteht, und wenn man noch allen gibt, die betteln, so kann man selbst Hungers sterben.“

„Wir verhungern nicht. Komm und sieh! Wir leben und leiden nicht nur keinen Mangel, sondern haben sogar vieles im Überfluß.“

„Wie ist denn das möglich?“

„Das erklärt sich so. Wir bekennen uns alle zu einem Gesetz, aber die Fähigkeit, es zu erfüllen, ist bei allen verschieden, bei dem einen größer, bei dem anderen geringer. Der eine ist schon vollkommen geworden im guten Leben, ein anderer beginnt erst. Vor uns allen steht Christus mit seinem Leben, und wir alle bemühen uns, ihm nachzuahmen, und allein darin sehen wir unser Heil. Die einen von uns, wie der ehrwürdige Kyrill und seine Frau Pelagia sind uns voraus, andere stehen uns nach, andere sind noch weiter zurück. Alle aber wandeln auf demselben Pfade. Die Vorgeschnittenen sind dem Gesetze Christi – der Selbstverleugnung – schon nahe gekommen und haben ihre Seele verloren, um sie wiederzugewinnen. Diese brauchen nichts, sie haben nicht ihr eigenes Wohl im Auge und geben nach dem Gesetz Christi ihr Letztes dem hin, der sie darum bittet. Es gibt andere, Schwächere, solche, die nicht alles hingeben können, die noch schwach sind und noch auf ihr eigenes Wohl bedacht; die sich unglücklich fühlen ohne die gewohnte Kleidung und Speise und nicht alles hingeben. Es gibt auch noch Schwächere, solche, die

erst vor kurzer Zeit auf den rechten Weg gelangt sind. Sie leben noch nach alter Weise, behalten vieles für sich und geben nur das Überflüssige hin. Und eben diese letzten kommen den an der Spitze stehenden zu Hilfe. Auch sind wir alle durch Verwandtschaft mit Heiden verbunden. Einer hat einen heidnischen Vater, der Vermögen, hat und dem Sohne davon gibt. Der Sohn gibt es den Bittenden, aber der Vater gibt dem Sohne wieder. Ein anderer hat eine heidnische Mutter, die sich ihres Sohnes erbarmt und ihm hilft. Ein dritter hat Kinder, die Heiden sind, während die Mutter Christin ist; die Kinder pflegen die Mutter, geben ihr und bitten sie, es nicht weiterzugeben; sie aber nimmt es, aus Liebe zu ihnen, und gibt es doch anderen. Ein vierter hat eine heidnische Frau, eine fünfte einen heidnischen Ehemann. So sind alle miteinander verschlungen, und die Vorderen würden gerne das Letzte hingeben, aber sie können es nicht. So werden die Schwachen im Glauben gestärkt und dadurch sammelt sich viel Überfluß an.“

Darauf antwortete Julius:

„Aber wenn das so ist, so weicht ihr doch von der Lehre Christi ab und beobachtet sie nur zum Schein. Wenn ihr aber nicht alles hingebt, so ist auch zwischen euch und uns kein Unterschied. Wenn ich schon ein Christ wäre, so müßte ich auch alles erfüllen: alles hingeben und Bettler sein.“

„Das wäre das Allerbeste“, sagte Pamphylius. „Also tue so!“ „Ja, ich werde es tun, wenn ich sehe, daß ihr es auch tut.“ „Wir wollen nichts für den äußeren Schein tun. Ich rate dir auch nicht, zu uns zu kommen und dein jetziges Leben nur des äußeren Scheines wegen aufzugeben. Was wir tun, tun wir nicht, um uns zu zeigen, sondern nach unserem Glauben.“

„Was heißt das, nach dem Glauben?“

„Nach dem Glauben heißt, daß die Erlösung vom Übel und vom Tode nur in dem Leben nach der Lehre Christi liegt. Für uns ist es ganz gleichgültig, was die Menschen über uns sagen. Was wir tun, tun wir nicht der Menschen wegen, sondern weil wir allein darin das Leben und das Heil erblicken.“

„Es ist doch unmöglich, nicht für sich selbst zu leben“, entgegnete Julius. „Die Götter selbst haben das in uns hineingelegt, daß wir uns selbst mehr lieben, als andere, und nach Freuden streben. Und ihr tut dasselbe. Du sagst doch selbst, daß auch bei euch Menschen

sind, die an ihr eigenes Wohl denken. Diese werden immer mehr nach Freuden für sich streben und immer mehr euren Glauben aufgeben und eben so leben wie wir.“

„Nein,“ entgegnete Pamphylus, „die Unsrigen wandeln auf einem anderen Pfad und werden nie schwach werden, sondern nur immer stärker, so wie auch das Feuer nie erlischt, wenn man Holz nachwirft. Darin liegt ja eben der Glaube.“

„Ich verstehe noch nicht, worin dieser Glaube besteht.“

„Unser Glaube besteht darin, daß wir das Leben so auffassen, wie Christus es uns erklärt hat.“

„Und wie ist das?“

„Christus hat uns folgendes Gleichnis gesagt: Es lebten Weingärtner in einem fremden Garten, und mußten dem Herrn des Gartens Zins zahlen. Ebenso leben wir Menschen in der Welt und müssen Gott Zins zahlen, indem wir seinen Willen erfüllen. Aber nach dem weltlichen Glauben dachten diese Menschen, der Garten gehöre ihnen, sie hätten nichts dafür zu zahlen, und weiter nichts zu tun, als seine Früchte zu genießen. Der Herr des Gartens sandte einen Abgesandten zu den Leuten, um den Zins zu erheben; sie aber verjagten ihn. Da sandte der Herr seinen Sohn, um den Zins zu erheben; aber sie töteten ihn und glaubten, jetzt werde sie niemand mehr stören. Das ist der weltliche Glaube, nach dem alle weltlichen Menschen leben, die nicht einsehen, daß das Leben ihnen nur dazu verliehen wurde, um Gott zu dienen. Christus aber lehrte uns, daß der weltliche Glaube, – wonach es dem Menschen besser gehen würde, wenn er den Abgesandten und den Sohn des Herrn aus dem Garten verjage und keinen Zins zahle – daß dieses ein falscher Glaube sei, weil keine Wahl übrigbleibe, als den Zins zu zahlen, oder aus dem Garten vertrieben zu werden. Er lehrte uns, daß alles, was wir Freuden nennen, – Essen, Trinken, Lustbarkeiten – keine Freuden sein können, wenn unser Leben auf sie gegründet wird; daß sie Freuden nur sein können, wenn wir etwas suchen – die Erfüllung des Willens Gottes; daß nur dann diese Freuden als wirklicher Lohn auf die Erfüllung des Willens Gottes folgen. Die Freuden ohne die Mühe der Erfüllung des Willens Gottes genießen zu wollen – die Freuden von den Mühen abzureißen – das wäre dasselbe, als wollte man die Stengel der Blumen abreißen und sie ohne Wurzel wieder einpflanzen. Wir glauben daran und können deshalb nicht nach

Selbstbetrug statt nach Wahrheit suchen. Unser Glaube besteht darin, daß das Heil des Lebens nicht in seinen Freuden liegt, sondern in der Erfüllung des Willens Gottes, ohne Gedanken an die Freuden des Lebens und ohne Hoffnung auf sie. So leben wir, und je länger wir leben, desto mehr sehen wir ein, daß die Freuden und das Heil auf die Erfüllung des Willens Gottes folgen, wie die Räder auf die Deichsel folgen. ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig: so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.‘“

So sprach Pamphylius. Julius hörte zu, und sein Herz wurde gerührt: aber was Pamphylius sprach, war ihm noch unklar. Bald schien es ihm so, als wolle Pamphylius ihn betrügen, dann schaute er aber in die guten Augen seines Freundes und erinnerte sich seiner Rechtschaffenheit; dann wieder kam es ihm so vor, als betrüge Pamphylius sich selbst. Pamphylius lud Julius ein, zu ihm zu kommen, um ihr Leben kennenzulernen und, wenn es ihm gefalle, zu bleiben und ihr Leben zu teilen.

Julius versprach das, besuchte Pamphylius aber doch nicht, denn über seinem eigenen Leben vergaß er ihn.

2. I

Der Vater von Julius war reich und liebte seinen einzigen Sohn; er war stolz auf ihn und kein Opfer war ihm zu groß für ihn. Julius lebte so, wie alle reichen jungen Leute leben – in Müßiggang, Luxus und sittenlosen Lustbarkeiten, die immer dieselben waren und bleiben: Wein, Spiel und liederliche Weiber.

Aber die Lustbarkeiten, denen sich Julius ergab, forderten immer mehr und mehr Geld, und daran hatte Julius bald Mangel. Einmal bat er seinen Vater um mehr, als dieser gewöhnlich gab. Der Vater gab ihm, machte ihm aber Vorwürfe. Der Sohn fühlte sich zwar schuldig, wollte aber seine Schuld nicht eingestehen; er wurde zornig und antwortete seinem Vater mit groben Worten, so wie immer diejenigen tun, die sich ihrer Schuld bewußt sind, sie aber nicht eingestehen wollen. Das Geld, das er von seinem Vater erhalten hatte, war bald vertan. Außerdem geschah es zu der Zeit, daß Julius mit

einem betrunkenen Genossen zusammen in eine Prügelei verwickelt wurde und einen Menschen erschlug. Der Stadthauptmann erfuhr davon und wollte Julius verhaften, aber seinem Vater gelang es, Verzeihung für ihn zu erwirken. Gerade damals brauchte aber Julius für sein ausschweifendes Leben noch viel mehr Geld. Er borgte bei einem Gefährten und versprach es ihm wiederzugeben. Außerdem verlangte seine Geliebte Geschenke von ihm. Ein Perlenhalsband hatte ihr gefallen, und er wußte, wenn er ihre Bitte nicht erfüllte, würde sie ihn verlassen und sich einem reichen Manne geben, der sie Julius schon lange abspenstig machen wollte. Julius ging zu seiner Mutter und erklärte ihr, er brauche unbedingt Geld, und wenn er nicht so viel schaffen könne, wie er brauche, so würde er sich das Leben nehmen.

Die Schuld daran, daß er sich in dieser Lage befand, schrieb er nicht sich selbst zu, sondern seinem Vater. Er sagte: „Mein Vater hat mich an ein Leben im Luxus gewöhnt, jetzt plötzlich ist ihm das Geld für mich leid. Hätte er mir gleich anfangs ohne viel Redereien das gegeben, was er mir später doch gab, so hätte ich mein Leben geordnet und wäre nicht in Not. Immer aber gab er mir zu wenig, und ich mußte mich an Wucherer wenden, die mich ganz aussogen. Für ein Leben, wie es mir als einem reichen jungen Manne zukommt, blieb mir nichts übrig, und ich muß mich vor meinen Freunden schämen. Aber mein Vater will das nicht einsehen. Er hat vergessen, daß er selbst auch einmal jung war. Er hat mich in diese Lage gebracht, und wenn er mir jetzt nicht gibt, um was ich ihn bitte, so nehme ich mir das Leben.“

Die Mutter, die ihren Sohn immer verwöhnte, ging zum Vater. Der Vater rief den Sohn und schalt ihn und die Mutter. Der Sohn gab grobe Antworten, und der Vater schlug ihn. Der Sohn packte den Vater an den Armen, worauf der Vater seine Sklaven rief und ihnen befahl, den Sohn zu fesseln und einzusperren.

Als Julius allein war, verfluchte er seinen Vater und sein ganzes Leben.

Sein eigener oder seines Vaters Tod schien ihm der einzige Ausweg aus der Lage zu sein, in der er sich jetzt befand.

Seine Mutter litt mehr als er selbst. Sie überlegte nicht, wer an allem schuld sei. Sie bedauerte nur ihren geliebten Sohn und ging zu ihrem Mann, um seine Verzeihung zu erbitten. Ihr Mann aber

hörte sie nicht an und warf ihr nur vor, sie habe den Sohn verzogen. Sie antwortete auch mit Vorwürfen, und es kam so weit, daß der Mann auch seine Frau prügelte. Die Mutter aber machte sich nichts aus den Schlägen, ging zu ihrem Sohn und suchte ihn zu überreden, den Vater um Verzeihung zu bitten und sich ihm zu unterwerfen. Dafür versprach sie Julius, ihm heimlich vor dem Vater das Geld zu verschaffen, das er brauchte. Der Sohn willigte ein; dann ging die Mutter zu ihrem Mann und bat ihn, dem Sohn zu vergeben. Der Vater schalt Mutter und Sohn lange und heftig, dann entschied er, er würde dem Sohn vergeben, unter der Bedingung, daß er sein lasterhaftes Leben aufgebe und die Tochter eines reichen Kaufmanns heirate, die der Vater für seinen Sohn freien wollte.

„Er bekommt Geld von mir und die Mitgift seiner Frau“, sagte der Vater. „So mag er dann ein geordnetes Leben beginnen. Wenn er verspricht, meinen Willen zu tun, so will ich ihm verzeihen. Vorläufig aber gebe ich ihm nichts und beim ersten Vergehen überantworte ich ihn der Obrigkeit.“

Julius versprach alles und wurde freigelassen. Er willigte ein, zu heiraten und sein böses Leben aufzugeben, hatte aber nicht die Absicht, das auch zu tun.

Das Leben zu Hause wurde ihm jetzt zur Hölle. Sein Vater sprach nicht mit ihm, zankte seinetwegen mit der Mutter, und die Mutter weinte.

Am nächsten Tage berief ihn die Mutter in ihr Gemach und übergab ihm im Geheimen einen Edelstein, den sie ihrem Manne entwendet hatte.

„Geh hin und verkaufe ihn, aber nicht hier, sondern in einer andern Stadt, und tue alles, was nötig ist. Ich werde die Sache vorläufig zu verbergen wissen; wenn sie aber entdeckt wird, werde ich die Schuld auf einen der Sklaven schieben.“

Die Worte der Mutter rührten das Herz des Sohnes. Er erschrak über das, was sie getan hatte, nahm den Edelstein nicht an und verließ das Haus.

Er wußte selbst nicht, warum er ging und wohin. Er ging weiter, immer weiter, hinaus aus der Stadt; er fühlte das Bedürfnis, allein zu bleiben und alles zu überdenken, was mit ihm geschehen war und was ihn erwartete. So schritt er weiter und weiter, ließ die Stadt hinter sich und kam endlich in den heiligen Hain der Göttin Diana.

An diesem einsamen Ort angelangt, begann er nachzudenken. Sein erster Gedanke war, die Göttin um Hilfe anzuflehen. Aber er glaubte schon nicht mehr an seine Götter, und deshalb wußte er, daß er von ihnen keine Hilfe zu erwarten hatte. Aber von wem sonst, wenn nicht von ihnen? Er fürchtete sich geradezu davor, selbst über seine Lage nachzudenken. In seiner Seele war Wirrnis und Düster. Aber er wußte sich keinen Rat mehr. Er mußte sich an sein eignes Gewissen wenden, und vor diesem prüfte er sein ganzes Leben und alle seine Taten. Sowohl sein Leben wie seine Taten erschienen ihm schlecht und vor allem dumm. Warum hatte er sich so gequält, warum hatte er seine jungen Jahre so unnütz verloren? Freuden hatte er hier wenig gehabt, aber viel Kummer und Unglück! Am meisten aber fühlte er seine Vereinsamung. Früher hatte er eine liebende Mutter gehabt, einen Vater, auch Freunde – jetzt hatte er niemand mehr. Niemand liebte ihn mehr! Allen war er nur zur Last! Allen war er im Leben nur im Wege: für seine Mutter war er die Veranlassung zur Zwietracht mit dem Vater, für den Vater war er nur der Verschwender des Reichtums, den der Vater durch die Arbeit eines ganzen Lebens erworben hatte, für seine Freunde war er ein gefährlicher, unangenehmer Nebenbuhler. Ihnen allen mußte sein Tod nur erwünscht erscheinen.

Als er so sein Leben überdachte, erinnerte er sich an Pamphylus und an sein letztes Zusammensein mit ihm, sowie daran, daß Pamphylus ihn eingeladen hatte, zu ihnen, den Christen zu kommen. Da kam ihm der Gedanke, nicht mehr nach Hause zurückzukehren, sondern gleich von hier aus zu den Christen zu gehen und bei ihnen zu bleiben.

„Ist denn aber meine Lage wirklich so verzweifelt?“ überlegte er, und rief sich noch einmal alles ins Gedächtnis zurück, was mit ihm gewesen war, und wieder entsetzte er sich bei dem Gedanken, daß niemand ihn liebe und er selbst auch niemand liebe. Seine Mutter, sein Vater, seine Freunde liebten ihn nicht mehr und mußten seinen Tod wünschen. Aber liebte er selbst denn jemand? Seine Freunde? Er fühlte, daß er niemand liebte. Alle waren Nebenbuhler, alle waren jetzt, da er im Unglück war, ohne Mitleid für ihn. „Vielleicht den Vater?“ fragte er sich, und Entsetzen packte ihn, als er bei dieser Frage in sein Herz schaute. Er beßte ihn nicht nur nicht, sondern haßte ihn sogar wegen all der Beschränkungen, wegen der erlittenen

Kränkungen. Er haßte ihn und erkannte außerdem vollkommen klar, daß für sein eigenes Glück der Tod des Vaters notwendig war.

„Ja, und wenn ich wüßte,“ fragte sich Julius, „daß niemand es jemals sehen und erfahren würde, was würde ich tun, wenn ich mit einem Schläge plötzlich sein Leben vernichten und mich befreien könnte?“

Und Julius antwortete sich selbst: „Ja, ich würde ihn töten.“

So antwortete er sich selbst und wurde von Entsetzen gepackt.

„Die Mutter? Ja, ich bedaure sie, aber ich liebe sie nicht. Es ist mir ganz gleichgültig, was aus ihr wird; ich brauche nur ihre Hilfe ... Ja, ich bin ein wildes Tier! – und zwar ein verzweifelt, gehetztes Tier, nur dadurch unterscheide ich mich von einem wilden Tier, daß ich nach freiem Willen dieses trügerische, böse Leben aufgeben kann. Ich kann tun, was ein Tier nicht tun kann, ich kann mich selbst töten. Meinen Vater hasse ich, niemand liebe ich ... weder meine Mutter noch meine Freunde, – vielleicht liebe ich einzig und allein Pamphylius!“

Und wieder dachte er an ihn. Er erinnerte sich an sein letztes Zusammensein mit ihm, an ihr Gespräch, an die Worte, die er von Pamphylius gehört hatte, daß ihr Lehrer Christus gesagt habe: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Sollte das wahr sein?

Er versank in Sinnen, gedachte des milden, furchtlosen, freudigen Gesichts seines Freundes und er sehnte sich danach, das glauben zu können, was Pamphylius ihm gesagt hatte.

„Was bin ich in Wirklichkeit?“ sprach er zu sich. „Wer bin ich? Ein Mensch, der das Heil sucht! Ich habe es in Lüsten gesucht und nicht gefunden. Und alle, welche ein Leben führen, wie ich, finden es auch nicht. Alle sind böse und leiden dafür. Aber es gibt einen Menschen, der immer froh ist, weil er nichts sucht. Er sagt, es gäbe viele solche Menschen, und alle würden einst ebenso sein, wenn sie befolgten, was ihr Lehrer gelehrt hat. Wenn das die Wahrheit wäre! Aber Wahrheit oder nicht Wahrheit, – ich fühle mich zu ihr hingezogen und ich werde hingehen.“

So sprach Julius zu sich selbst und verließ den Hain, fest entschlossen, nicht wieder nach Hause zurückzukehren. Er schritt jenem Dorfe zu, in dem die Christen lebten.

3. I

Julius wanderte munter und freudig dahin, und je weiter er kam, je lebhafter er sich das Leben der Christen vorstellte, an alles sich erinnernd, was Pamphylius gesagt hatte, desto freudiger wurde es in seiner Seele. Schon neigte sich die Sonne zum Untergang, schon wollte er ausruhen, als er auf dem Wege einen Menschen traf, der ausruhte und sein Vesperbrot verzehrte. Es war ein Mann von mittleren Jahren mit einem klugen Gesicht. Er saß und aß Oliven und Brot. Als er Julius erblickte, lächelte er und sprach:

„Sei begrüßt, Jüngling! Der Weg ist noch weit. Setz' dich und ruhe aus.“ Julius dankte ihm und setzte sich. „Wohin gehst du?“ fragte der Fremde.

„Zu den Christen“, antwortete Julius. Ein Wort gab das andere, und er erzählte dem Fremden sein ganzes Leben und seinen Entschluß.

Der Fremde hörte aufmerksam zu, fragte nach Einzelheiten, und äußerte selbst seine Meinung. Aber als Julius geendet hatte, tat der Fremde den Rest seiner Speise in den Reisesack, ordnete seine Kleidung und sagte:

„Jüngling, führe deinen Entschluß nicht aus! Du bist auf einem Irrwege. Ich kenne das Leben, du kennst es nicht. Ich kenne die Christen, du aber kennst sie nicht. Höre mich an! Ich will dein ganzes Leben und deine Gedanken mit dir durchgehen, und wenn du alles von mir gehört hast, magst du den Entschluß fassen, der dir als der richtigste erscheint. Du bist jung, reich, schön und stark und voll schäumender Leidenschaften. Du suchst einen ruhigen Zufluchtsort, in dem dich die Leidenschaften nicht mehr erregen, wo du nicht mehr unter ihren Folgen zu leiden hast. Einen solchen Zufluchtsort glaubst du bei den Christen zu finden. Aber einen solchen Ort gibt es nicht, lieber Jüngling, weil das, was dich erregt, nicht in Zilizien und nicht in Rom, sondern in dir selbst liegt. In der Stille ländlicher Einsamkeit werden dich dieselben Leidenschaften quälen und zwar hundertmal stärker. Der Betrug der Christen, oder ihr Irrtum – ich will nicht über sie richten – besteht gerade darin, daß sie die menschliche Natur nicht anerkennen wollen. Wirklich ihrer Lehre folgen kann höchstens ein Greis, der allen Leidenschaften bereits entwachsen ist. Ein Mann in der Kraft der Jahre, oder ein Jüngling, wie du, der das Leben und sich selbst noch nicht erforscht hat, kann sich

ihren Gesetzen nicht unterwerfen, weil dieses Gesetz nicht auf der menschlichen Natur beruht, sondern auf leeren Tüfteleien. Wenn du zu ihnen gehst, wirst du an demselben leiden, an dem du jetzt leidest, aber in gewaltig verstärktem Maße. Jetzt lenken dich deine Leidenschaften ab auf falsche Pfade. Aber wenn du auch einmal in der Richtung geirrt hast, so kannst du dich doch immer wieder zurechtfinden. Jetzt hast du wenigstens die Befriedigung der befreiten Leidenschaft, das heißt das Leben. Bei den Christen aber sollst du deine Leidenschaften gewaltsam zurückhalten und wirst ebenso irren und noch schlimmer. Und außer diesem Leiden mußt du noch die un-aufhörlichen Qualen der unbefriedigten menschlichen Begierden dulden. Wenn du das durch ein Wehr gestaute Wasser freiläßt, dann wird es Ackerland und Wiesen und Tiere tränken; hältst du es aber zurück, dann wird es schließlich das Land zerreißen und mit Schlamm überschwemmen! Ebenso ist es mit den Leidenschaften. Die Lehre der Christen besteht – außer jenen Glaubenslehren, durch die sie sich zu trösten suchen, und über die ich jetzt nicht sprechen will – in folgendem. Sie erkennen die Gewalt nicht an, die Kriege, die Gerichte, das Privateigentum, sie verneinen ebenso Wissenschaften und Künste, und alles, was das Leben leicht und froh macht. Das alles wäre ganz schön, wenn alle Menschen so wären, wie sie selbst ihren Lehrer schildern. Aber das ist nicht der Fall und kann auch nicht sein. Die Menschen sind böse und den Leidenschaften unterworfen. Dieses Spiel der Leidenschaften und die durch sie entstehenden Zusammenstöße halten die Menschen in den Lebensumständen fest, in denen sie jetzt leben. Die Barbaren kennen keine Hemmungen, und ein einziger Wilder könnte, um seine Lüste zu befriedigen, die ganze Welt vernichten, wenn alle Menschen sich so demütig unterwerfen würden, wie es die Christen tun. Wenn die Götter die Gefühle des Zorns, der Rachsucht, ja des Grimms gegen die Bösen in die Menschen legten, so taten sie das deshalb, weil diese Gefühle für das menschliche Leben unentbehrlich sind. Die Christen lehren, diese Gefühle seien böse, und ohne diese Gefühle würden die Menschen glücklich sein; es würde keine Morde, keine Hinrichtungen, keine Kriege geben. Das ist schon wahr; aber genau so könnte man annehmen, es wäre für das Wohlergehen der Menschen besser, wenn sie nicht nötig hätten, sich zu ernähren. Wirklich, dann gäbe es keine Gier, keinen Hunger und keines der Übel, die daraus

hervorgehen. Aber auch diese Annahme würde die menschliche Natur nicht ändern. Und wenn zwei oder drei Dutzend Menschen daran glaubten, keine Speise mehr zu sich nehmen und daher Hungers sterben würden, so würde auch das die Natur des Menschen nicht ändern. Genau so ist es mit allen anderen menschlichen Leidenschaften – Zorn, Mißgunst, Rachsucht, sogar der Liebe zum Weibe, zum Luxus, zum Glanz und zur Pracht – die auch den Göttern eigen und also unvermeidliche Eigenschaften auch des Menschen sind. Hebt man die Ernährung des Menschen auf, so vernichtet man damit den Menschen. Ebenso – hebt man die dem Menschen eigenen Leidenschaften auf, so vernichtet man auch die Menschheit. Genau so ist es auch mit dem Eigentum, das die Christen angeblich ablehnen. Blicke um dich! Jeder Weinberg, jeder Garten, jedes Haus, jede Eselin, – alles ist von Menschen nur unter der Voraussetzung des Eigentumsrechts hervorgebracht worden. Hebt man das Eigentumsrecht auf, so wird nicht ein einziger Weinberg mehr umgegraben, nicht ein Haustier mehr gezogen. Die Christen behaupten, bei ihnen gäbe es kein Eigentum; aber sie genießen doch seine Früchte! Sie behaupten, bei ihnen sei alles gemeinschaftlich, alles werde bei ihnen zusammengelegt. Aber das, was sie zusammenlegen, haben sie von Menschen erhalten, die Eigentum besitzen. Sie betrügen nur die Menschen oder, im besten Falle, sich selbst. Du sagst, sie arbeiten selbst, um sich zu ernähren. Aber von dem, was sie erarbeiten, könnten sie sich nicht ernähren, wenn ihnen nicht auch das zugute käme, was andere Leute erzeugt haben, die das Eigentum anerkennen. Selbst wenn sie sich ernähren könnten, wären sie doch nur imstande, das nackte Leben zu fristen, und Wissenschaften und Künste hätten bei ihnen keine Stätte. Sie leugnen ja auch den Nutzen unserer Wissenschaften und Künste. Und sie können auch nicht anders handeln. Ihre ganze Lehre läuft nur darauf hinaus, sie zum Urzustand zurückzuführen, zur Wildheit, die Menschen wieder zu Tieren zu machen. Sie können der Menschheit nicht durch Wissenschaften und Künste dienen; und weil sie diese gar nicht kennen, lehnen sie sie ab. Sie können auch nicht mit jenen Fähigkeiten dienen, die ausschließlich den Menschen eigen sind und ihn den Göttern näher bringen. Sie haben keine Tempel, keine Bildsäulen, keine Theater, keine Museen. Sie behaupten, sie brauchten das alles nicht. Das einfachste Mittel, um sich des eigenen Tiefstandes nicht schä-

men zu müssen, besteht darin, das Große zu verachten. Und so machen sie es. Ihr Lehrer war ein unwissender Mensch und ein Betrüger: ihm ahmen sie nach. Sie sind auch gottlos. Sie glauben nicht an die Götter und deren Mitwirken bei den Angelegenheiten der Menschen. Sie glauben nur an den Vater ihres Lehrers, den sie auch ihren Vater nennen, und an den Lehrer selbst, der ihnen nach ihrer Ansicht alle Geheimnisse des Lebens enthüllt hat. Ihre Lehre ist nur ein kläglicher Betrug! Versteh doch das eine: unser Glaube sagt, die Welt bestehe durch die Götter und die Götter behüten die Menschen. Um rechtschaffen zu leben, müssen die Menschen die Götter ehren, und selbst suchen und nachdenken; deshalb wird unser Leben einerseits durch den Willen der Götter gelenkt, andererseits durch die gemeinsame Weisheit der ganzen Menschheit. Wir leben, denken und suchen, und deshalb kommen wir der Wahrheit näher. Für sie aber gibt es keine Götter, noch deren Willen; auch nicht die menschliche Weisheit. Sie haben nur eins, – den blinden Glauben an ihren gekreuzigten Lehrer und an alles das, was er ihnen gesagt hat. Erwäge also, welcher Führer verlässlicher ist: der Wille der Götter und das gemeinsame freie Wirken der ganzen menschlichen Weisheit, oder der gezwungene, blinde Glaube an die Worte eines einzigen Menschen?“

Julius war erschüttert von dem, was der Fremde ihm sagte, besonders von den letzten Worten.

Sein Entschluß, zu den Christen zu gehen, wurde nicht nur wankend, sondern es schien ihm jetzt geradezu seltsam, wie er sich unter dem Einfluß seiner Nöte zu einem solchen Wahnsinn hatte entschließen können. Es blieb aber noch die Frage, was er jetzt tun, wie er sich aus den schwierigen Umständen befreien sollte, in denen er sich befand. Er schilderte dem Fremden seine Lage und befragte ihn darüber um Rat.

„Gerade davon wollte ich jetzt sprechen“, fuhr der Fremde fort. „Was du tun sollst? So weit mir die menschliche Weisheit zugänglich ist, ist dein Weg für mich vollkommen klar. Alle deine Nöte rühren von den allen Menschen eigenen Leidenschaften her. Die Leidenschaft hat dich fortgerissen, hat dich so weit vom rechten Weg abgeführt, daß du leiden mußt. Das sind nur die gewöhnlichen Lehren des Lebens! Diese Lehren müssen zum Guten angewendet werden. Du hast vieles erfahren und weißt, wo das Bittere und wo

das Süße zu suchen ist. Du kannst nicht mehr in dieselben Irrtümer verfallen. Ziehe also Nutzen aus deiner Erfahrung! Das, was dich am meisten bekümmert, ist deine Feindschaft gegen deinen Vater. Diese Feindschaft ist eine Folge deiner Lage. Wähle eine andere Lage, und sie wird verschwinden oder wird sich wenigstens nicht schmerzhaft bemerkbar machen. Alle deine Leiden entspringen deiner falschen Lage. Du hast dich den Belustigungen der Jugend hingeeben. Das ist nur natürlich und darum auch gut. Und es war gut, solange es deinem Alter entsprach. Aber die Zeit ist vorbei; du hast dich mit der Kraft eines Mannes den Ausgelassenheiten der Jugend hingeeben, und nun war es schlecht. Du stehst in dem Alter, da man ein Mann, ein Bürger werden, dem Vaterland dienen und für dessen Wohl arbeiten soll. Dein Vater hat dir vorgeschlagen, zu heiraten. Das ist ein weiser Rat. Du hast einen Abschnitt deines Lebens – die Jugend – durchlebt und bist in den zweiten eingetreten. Deine ganze Unruhe ist nur ein Zeichen dieses Übergangszustandes. Verstehe, daß die Zeit der Jugend vorüber ist, wirf kühn alles von dir, was der Jugend zukommt, aber nicht mehr dem Mannesalter, betritt einen neuen Pfad! Heirate, gib die Späße der Jugend auf, widme dich dem Handel, der Politik, den Wissenschaften, den Künsten – dann wirst du dich auch mit deinem Vater und deinen Freunden aussöhnen, und Ruhe und Freudigkeit wiederfinden. Am meisten beunruhigte dich die Unnatürlichkeit deiner Lage. Du bist jetzt zum Manne herangereift, du mußt in die Ehe treten und auch Mann sein. Deshalb ist mein erster Rat: erfülle den Wunsch deines Vater und heirate! Wenn es dich zu der Einsamkeit hinzieht, die du bei den Christen zu finden glaubtest, wenn du Neigung zur Philosophie, aber nicht zur Tätigkeit im Alltagsleben hast, so kannst du dich doch nur dann mit Nutzen der dir lieben Tätigkeit hingeeben, wenn du erst das Leben in seiner wahren Bedeutung kennen gelernt hast. Du kannst es aber nur als selbständiger Bürger und Familienhaupt kennen lernen. Wenn es dich später noch zur Einsamkeit zieht, so gib dich ihr hin; dann wird das eine wahre Neigung sein und nicht nur ein Ausfluß der Unzufriedenheit, wie jetzt. Dann gehe hin!“

Die letzten Worte überzeugten Julius mehr, als alle anderen. Er dankte dem Fremden und kehrte nach Hause zurück.

Seine Mutter empfing ihn freudig. Auch der Vater versöhnte sich mit dem Sohn, als er dessen Entschluß erfahren hatte, sich seinem

Willen zu unterwerfen und jenes Mädchen zu heiraten, das der Vater für ihn gewählt hatte.

4. I

Nach drei Monaten wurde die Hochzeit mit der schönen Eulampia gefeiert. Julius hatte seine Lebensweise vollkommen geändert; er führte jetzt einen besonderen Haushalt mit seiner jungen Frau und leitete selbst einen Teil der Handelsgeschäfte, die sein Vater ihm abtrat.

Eines Tages reiste er für sein Handelshaus in eine nicht fern gelegene Stadt. Als er dort im Laden eines Kaufmanns saß, sah er Pamphylius mit einem ihm unbekanntem Mädchen an dem Laden vorübergehen. Beide trugen schwere Lasten von Weintrauben, die sie zum Verkauf boten. Als Julius seinen Freund erkannt hatte, eilte er zu ihm hinaus und bat ihn, in den Laden einzutreten, um zu plaudern. Als das Mädchen sah, daß Pamphylius gern mit dem Freunde gehen wollte, aber Bedenken trug, sie allein zu lassen, beeilte sie sich, ihm zu sagen, sie brauche ihn nicht und könne auch allein in Erwartung der Käufer mit ihren Weintrauben auf dem Markt sitzen. Pamphylius dankte ihr und begleitete Julius in den Laden. Julius bat den ihm wohlbekanntem Kaufmann um die Erlaubnis, mit seinem Freunde in sein Wohnzimmer zu treten, und als er die Erlaubnis erhalten hatte, begab er sich mit Pamphylius in ein Hinterzimmer.

Die Freunde befragten einander gegenseitig nach ihren Lebensumständen. Das Leben des Pamphylius hatte sich nicht geändert seit der Zeit, da sie sich zum letztenmal gesehen hatten. Er lebte immer noch in der christlichen Gemeinschaft, war nicht verheiratet und versicherte seinem Freunde, sein Leben gestalte sich mit jedem Jahr, mit jedem Tag und mit jeder Stunde freudiger und freudiger. Julius erzählte dem Freunde alles, was mit ihm gewesen war: wie er schon auf dem Wege zu den Christen war, als er den Fremden traf, der ihn über die Irrtümer der Christen aufklärte und über seine wichtigste Pflicht, zu heiraten, und wie er diesen Rat befolgt und geheiratet habe.

„Nun, und bist du jetzt glücklich?“ fragte Pamphylius. „Hast du in der Ehe das gefunden, was der Fremde dir versprochen hat?“

„Glücklich?“ sagte Julius. „Was heißt glücklich? Wenn man un-

ter diesem Wort die restlose Befriedigung aller Wünsche versteht, dann bin ich, selbstverständlich, nicht glücklich. Meine Geschäfte führe ich vorläufig mit Erfolg, die Menschen achten mich schon, und in beidem finde ich eine gewisse Befriedigung. Obwohl ich viele Leute sehe, die reicher und angesehener sind als ich, so sehe ich doch die Möglichkeit voraus, ihnen gleich zu kommen und sie sogar zu überholen. Diese Seite meines Lebens ist vollkommen. Aber ich muß offen gestehen, daß die Ehe mich nicht befriedigt. Ich sage noch mehr, ich fühle, daß gerade die Ehe, die mir doch Freude schaffen sollte, mir diese nicht gebracht hat, und daß die Freude, die ich anfangs empfand, sich beständig verringerte und schließlich ganz schwand. An Stelle von Freude erwächst mir aus der Ehe nur Kummer. Meine Frau ist schön, klug, gebildet und gut. In der ersten Zeit war ich vollkommen glücklich. Aber jetzt – du kannst das nicht wissen, weil du keine Frau hast – ist das bei uns eine Veranlassung zu Zwietracht, daß sie gerade dann von mir Liebkosungen verlangt, wenn ich gleichgültig ihr gegenüber bin, und umgekehrt. Außerdem braucht die Liebe immer den Reiz der Neuheit. Eine Frau, die viel weniger anziehend ist, als die meine, reizt mich zuerst doch mehr; später aber erscheint sie mir immer weniger anziehend als meine Frau. Das habe ich schon selbst empfunden. Nein, ich habe keine Befriedigung in der Ehe gefunden. Ja, mein Freund,“ schloß Julius, „die Philosophen haben recht, das Leben gewährt nicht das, was die Seele wünscht. Das habe ich jetzt in meiner Ehe empfunden. Aber wenn das Leben auch nicht jene Seligkeit gewährt, nach der die Seele verlangt, so beweist das noch nicht, daß euer Trug sie gewähren würde“, fügte er lächelnd hinzu.

„Worin siehst du denn unsern Trug?“ fragte Pamphylus.

„Euer Trug besteht darin, daß ihr, um den Menschen von den Nöten zu befreien, die mit den Angelegenheiten des Lebens verbunden sind, alle Angelegenheiten des Lebens verneint – und sogar das Leben selbst. Um euch Enttäuschungen zu ersparen, leugnet ihr die Enttäuschungen. Ihr lehnt sogar die Ehe ab.“

„Wir lehnen die Ehe nicht ab“, sagte Pamphylus.

„Wenn nicht die Ehe, so lehnt ihr doch die Liebe ab.“

„Im Gegenteil, wir lehnen gerade alles ab außer der Liebe. Sie allein ist uns der Grundstein des Ganzen.“

„Ich verstehe dich nicht“, sagte Julius. „Aus dem, was ich von

anderen und von dir selbst gehört habe, und aus der Tatsache, daß du jetzt noch nicht verheiratet bist, obwohl wir doch gleichaltrig sind, – aus dem allen schließe ich, daß es bei euch keine Ehe gibt. Die Eurigen führen die Ehe weiter, die sie schon früher geschlossen hatten, aber sie gehen keine neuen Ehen ein. Ihr kümmert euch nicht um die Fortsetzung des Menschengeschlechts. Und wenn ihr allein da wäret, so wäre das Menschengeschlecht längst ausgestorben“, sagte Julius, das wiederholend, was er oft von andern gehört hatte.

„Das ist unrichtig“, sagte Pamphylius. „Allerdings setzen wir uns nicht das Ziel, das Menschengeschlecht fortzupflanzen, und machen uns darüber nicht soviel Sorgen, wie ich es oft von euren Weisen gehört habe. Wir nehmen an, daß unser Vater im Himmel schon dafür gesorgt hat; unser Ziel besteht nur darin, in Übereinstimmung mit seinem Willen zu leben. Wenn das Fortleben des Menschengeschlechts in seinem Willen liegt, wird es fortleben; wenn nicht, dann wird es aufhören. Das ist nicht unsere Sache und nicht unsere Sorge. Unsere Sorge ist nur: nach seinem Willen zu leben. Sein Wille ist auch in unserer Predigt und in unserer Offenbarung ausgesprochen, wo gesagt ist, daß der Mann sich mit seiner Frau vereinigen und ein Leib und eine Seele mit ihr sein soll. Die Ehe ist bei uns nicht nur nicht verboten, sondern unsere Ältesten, unsere Lehrer raten sogar zu ihr. Der Unterschied zwischen unserer Ehe und der eurigen besteht nur darin, daß unser Gesetz uns offenbart hat, daß jeder unkeusche Blick auf ein Weib eine Sünde ist. Und statt uns zu schmücken und unsere Lüste zu wecken, bemühen wir und unsere Frauen uns deshalb, uns voneinander fern zu halten, um das Gefühl der Liebe, wie zwischen Brüdern und Schwestern, unter uns zu stärken, damit es stärker sei, als das Begehren nach einem Weibe, das ihr Liebe nennt.“

„Aber ihr könnt doch nicht das Gefühl für Schönheit unterdrücken“, sagte Julius. „Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß jenes hübsche Mädchen, mit dem du die Weintrauben gebracht hast, trotz der Kleidung, die seine Reize verbirgt, auch in dir das Gefühl der Liebe zum Weibe hervorruft.“

„Ich weiß es noch nicht“, entgegnete Pamphylius errötend. „Ich habe noch nicht an ihre Schönheit gedacht. Du bist der erste, der mit mir davon spricht. Sie ist für mich nur eine Schwester. Aber ich fahre mit dem fort, was ich dir über den Unterschied zwischen unserer

und eurer Ehe sagen wollte. Der Unterschied liegt schon darin, daß bei euch die Lüsternheit – unter dem Namen der Schönheit und Liebe und des Dienstes der Göttin Venus – unterstützt und in den Menschen geweckt wird. Bei uns ist es umgekehrt: die Lüsternheit gilt nicht als böse – denn Gott hat nichts Böses geschaffen – sondern als etwas Gutes, das aber an falscher Stelle zum Übel wird, zu einer Versuchung, wie wir sagen. Und das suchen wir mit allen Mitteln zu vermeiden. Deshalb bin ich auch bis heute noch nicht verheiratet, obwohl es möglich ist, daß ich vielleicht schon morgen heirate.“

„Aber was entscheidet denn darüber?“

„Der Wille Gottes.“

„Woran erkennst du ihn?“

„Wenn man nie auf seine Anzeichen achtet, so sieht man ihn niemals; wenn man aber ständig seine Spuren sucht, so werden diese eben so deutlich, wie euch Weissagungen aus Opfern und Vogelflug deutlich sind. Und ebenso wie ihr eure Weisen habt, die euch den Willen der Götter nach ihrer Weisheit und nach den Eingeweidern der Opfertiere und dem Flug der Vögel auslegen, genau so haben auch wir unsere Weisen, die uns den Willen des Vaters nach der Offenbarung Christi auslegen, nach dem Empfinden ihres Herzens und den Gedanken anderer Menschen, und hauptsächlich nach ihrer Liebe zu ihnen.“

„Das alles ist aber doch sehr unbestimmt“, entgegnete Julius. „Wer kann dir zum Beispiel sagen, wann und wen du heiraten sollst? Als ich ans Heiraten dachte, hatte ich die Wahl zwischen drei Mädchen. Diese drei Mädchen waren deshalb vor anderen gewählt, weil sie schön und reich waren und weil mein Vater meiner Verheiratung mit jeder von ihnen zugestimmt hätte. Von den dreien wählte ich meine Eulampia, weil sie schöner war und mir reizender erschien, als die anderen. Das ist doch begreiflich. Was aber wird dich bei deiner Wahl leiten?“

„Um dir darauf zu antworten,“ sagte Pamphylus, „muß ich dir vor allem sagen, daß nach unserer Lehre alle Menschen vor unserem Vater gleich sind, daß sie ebenso vor uns in Hinsicht auf ihre Lage, ihre seelischen und körperlichen Eigenschaften alle gleich sind. Und deshalb kann unsere Wahl – wenn ich dieses für uns unverständliche Wort anwenden will – durch nichts beschränkt werden. Das

Weib eines Christen oder der Mann einer Christin kann jeder Mensch, können alle Männer und Frauen der Welt sein.“

„Dann ist es doch ganz unmöglich, sich zu entscheiden“, sagte Julius.

„Ich sage dir das, was unser Ältester mir über den Unterschied gesagt hat, der zwischen der Ehe eines Christen und der eines Heiden besteht. Ein Heide wie du wählt die Frau, die nach seiner Meinung ihm persönlich am meisten Genuß gewähren kann. Dabei irren aber seine Augen unschlüssig von einer zur anderen, und es fällt ihm um so schwerer, zu einer Entscheidung zu kommen, weil der Genuß doch erst in der Zukunft bevorsteht. Für den Christen aber gibt es diese Wahl für sich selbst nicht; oder richtiger, eine Wahl aus Rücksicht auf seinen persönlichen Genuß nimmt nicht die erste, sondern nur eine zweite Stelle ein. Für den Christen handelt es sich nur darum, daß er durch seine Heirat den Willen Gottes nicht verletzt.“

„Aber worin kann denn beim Heiraten eine Verletzung des Willens Gottes liegen?“

„Ich hätte das Recht, die Iliade vergessen zu haben, die wir zusammen studiert und gelesen haben. Du aber, der du unter Weisen und Poeten lebst, darfst sie nicht vergessen haben. Was ist der Inhalt der ganzen Iliade? Es ist eine Erzählung von einer Verletzung des Willens Gottes in Hinsicht auf die Ehe. Menelaus und Paris, Helena und Achilleus, Agamemnon und Chryseis – das sind doch alles nur Schilderungen der schrecklichen Leiden, die für die Menschen aus dieser Verletzung entstehen und noch heute aus ihr entspringen.“

„Worin besteht also diese Verletzung?“

„Sie besteht darin, daß der Mensch im Weibe nur den Genuß liebt, den ihm die Vereinigung mit ihr gewährt, nicht aber den Menschen, der ihm ähnlich ist, und daß er also dieses Genusses wegen in die Ehe tritt. Die christliche Ehe ist erst dann möglich, wenn im Menschen die Liebe zu den Mitmenschen lebt, und wenn der Gegenstand seiner fleischlichen Liebe zuvor ein Gegenstand der brüderlichen Liebe des Menschen zum Menschen ist. Genau so, wie man ein Haus erst dann vernünftig und dauerhaft aufbauen kann, wenn ein sicherer Grund gelegt ist, und wie man ein Bild nur malen kann, wenn man das vorbereitet hat, worauf man malen will, – genau so ist die fleischliche Liebe erst dann gestattet, vernünftig und dauerhaft, wenn Achtung und Liebe des Menschen zum Menschen

ihre Grundlage ist. Nur auf dieser Grundlage kann ein verständiges, christliches Familienleben erwachsen.“

„Aber trotzdem sehe ich nicht ein, wieso eine solche christliche Ehe, wie du sagst, jene Art von Liebe zum Weibe ausschließt, die Paris empfand“, bemerkte Julius.

„Ich behaupte ja nicht, die christliche Ehe lasse die ausschließliche Liebe zu einem Weibe nicht zu. Im Gegenteil, nur durch sie wird die Ehe vernünftig und heilig. Aber die ausschließliche Liebe zu einem Weibe kann nur dann erwachen, wenn die vorher bestehende Liebe zu allen Menschen nicht verloren geht. Die ausschließliche Liebe zu einem Weibe aber – welche die Dichter besingen, die als an sich gut anerkannt wird, ohne auf die Menschenliebe gegründet zu sein – hat kein Anrecht darauf, Liebe zu heißen. Sie ist nur ein tierischer Trieb und geht oft in Haß über. Das beste Beispiel dafür, wie diese sogenannte Liebe – der ‚Eros‘ – sich in tierische Brutalität verwandelt, wenn sie nicht auf der brüderlichen Liebe zu allen Menschen beruht, sind die Fälle von Gewalttaten gegen dieselbe Frau, die der zu lieben vorgibt, der ihr durch die Gewalttat Leiden zufügt und sie zugrunde richtet. Eine Gewalttat zeigt klar, daß der betreffende keine Menschenliebe besitzt, da er doch den Menschen quält, den er angeblich liebt. Aber in der nichtchristlichen Ehe findet oft verborgene Vergewaltigung statt: wenn der Mann, der ein Mädchen heiratet, das ihn nicht liebt, oder einen anderen liebt, diesem Mädchen Leiden zufügt und erbarmungslos nur danach strebt, seine eigene sogenannte Liebe zu befriedigen.“

„Nehmen wir einmal an, daß das so ist“, sagte Julius. „Wenn aber das Mädchen ihn liebt, so ist auch nichts Unrechtes mehr daran und ich sehe keinen Unterschied zwischen der christlichen und der heidnischen Ehe.“

„Ich kenne die Einzelheiten deiner Ehe nicht,“ antwortete Pamphilius, „aber ich weiß, daß jede Ehe, die nur auf dem Streben nach dem eigenen Wohl beruht, unfehlbar Veranlassung zu Zwietracht geben muß, genau so wie die einfache Nahrungsaufnahme bei Tieren und bei solchen Menschen, die sich von Tieren noch wenig unterscheiden, nicht ohne Streit und Prügelei vor sich gehen kann. Jeder möchte den besten Bissen für sich erhaschen, und weil nicht für jeden ein fetter Bissen da ist, gibt es Zwietracht. Wenn die Zwietracht auch nicht offensichtlich wird, so ist sie doch immer im Ver-

borgenen vorhanden. Der Schwache möchte einen leckeren Bissen erhaschen, aber er weiß, daß ihm der Starke diesen nicht lassen wird, und wenn er auch genau weiß, daß er ihn dem Starken nicht offen wegnehmen kann, so schaut er doch dem Starken mit geheimer, neidischer Bosheit zu und benutzt die erste sich bietende Gelegenheit, um ihm den Bissen doch zu entreißen. Genau so ist es auch mit der heidnischen Ehe; nur ist hier alles doppelt so schlimm, weil der Gegenstand des Neides ein Mensch ist, so daß gegenseitige Erbitterung auch unter Ehegatten entsteht.“

„Wie soll man es aber machen, damit die Eheschließenden niemanden lieben, als nur sich untereinander? Es wird immer vorkommen, daß ein Mann oder ein Mädchen diesen oder jenen Menschen liebt. Dann ist also deiner Ansicht nach die Ehe unmöglich. Daraus sehe ich nun auch, daß es wahr ist, was man über euch sagt, nämlich, daß ihr überhaupt nicht heiratet. Deshalb bist auch du nicht verheiratet und wirst wahrscheinlich niemals heiraten. Denn es ist doch undenkbar, daß ein Mensch ein Weib heiratet, ohne jemals zuvor Gefühle der Liebe in einem anderen Weibe erweckt zu haben, oder daß ein Mädchen mannbar wird, ohne jemals Gefühle der Liebe zu sich in irgend einem Manne erweckt zu haben! Wie hätte sich Helena denn verhalten müssen?“

„Unser ehrwürdiger Kyrill sprach so darüber: In der heidnischen Welt achten die Menschen die brüderliche Liebe zu den Menschen gering und pflegen sie nicht in ihren Herzen, sondern denken nur daran, leidenschaftliche Liebe zum Weibe in sich zu entzünden, und sie schüren diese Leidenschaft sogar in sich noch. Deshalb erregt in ihrer Welt jede Helena, oder jedes ihr ähnliche Weib, die Liebe vieler Männer. Die Nebenbuhler bekämpfen einander, suchen einander zuzukommen wie die Tiere, um ein Weibchen zu erringen. Und mehr oder weniger ist die Ehe bei ihnen nur eine Vergewaltigung. In unserem Gemeinwesen denken wir nicht nur nicht an den persönlichen Genuß der sinnlichen Schönheit, sondern wir vermeiden alle Verlockungen, welche dahin führen, und die in der heidnischen Welt ein Gegenstand der Achtung und Verehrung sind. Wir denken im Gegenteil nur an unsere Pflicht, dem Nächsten die Achtung und Liebe zu erweisen, die wir ohne Unterschied für alle Menschen hegen, für die vollendetste Schönheit ebenso wie für die

äußerste Häßlichkeit. Wir pflegen auf jede Weise dieses Gefühl, und deshalb behält in uns das Gefühl der Nächstenliebe immer die Oberhand über die Verführung durch Schönheit, besiegt sie und vernichtet die Zwietracht, die aus den geschlechtlichen Beziehungen entspringt. Der Christ heiratet nur dann, wenn er weiß, daß seine Vereinigung mit einem Weibe niemandem Kummer bereitet.“

„Aber ist denn das möglich?“ warf Julius ein. „Kann man denn seinen Neigungen gebieten?“

„Das ist unmöglich, wenn man ihnen den Willen läßt. Aber wir können sehr wohl ihr Erwachen und ihr Wachsen verhüten. Nimm als Beispiel nur das Verhältnis des Vaters zur Tochter, der Mütter zu den Söhnen, der Brüder zu den Schwestern. So schön ein Weib auch sein mag, so ist es doch als Mutter für den Sohn, als Tochter für den Vater, oder als Schwester für den Bruder nie Gegenstand sinnlichen Wohlgefallens, sondern nur Gegenstand der reinen Liebe, und sinnliche Gefühle können gar nicht erwachen. Sie würden erst dann erwachen, wenn der Vater erfahren würde, daß diejenige, die er für seine Tochter hielt, nicht seine Tochter ist, oder wenn für den Sohn die Mutter, für den Bruder die Schwester nicht das wäre, was er bisher gedacht hatte. Aber auch dann würde das sinnliche Gefühl sehr schwach und lenksam sein, und es würde in der Macht des Menschen stehen, es einzudämmen. Das Gefühl der Begierde wäre deshalb schwach, weil ihm doch die Liebe zur Mutter, zur Tochter oder zur Schwester zugrunde läge. Warum willst du nicht glauben, daß im Menschen das selbe Gefühl für jedes Weib erzogen und befestigt werden könnte, wie das für die Mutter, die Tochter oder die Schwester, und daß auf der Grundlage dieses Gefühls das Gefühl der ehelichen Liebe erwachsen könnte? Genau so, wie der Bruder erst dann, wenn er erfährt, daß seine vermeintliche Schwester nicht seine Schwester ist, sich erlaubt, für sie ein Gefühl der Liebe, als zu einem Weibe, zu hegen, genau so läßt der Christ dieses Gefühl in seiner Seele erst dann aufkommen, wenn er überzeugt ist, daß seine Liebe niemandem Kummer bereitet.“

„Wie aber, wenn zwei Männer dasselbe Mädchen lieben?“

„Dann opfert der eine sein Glück für das Glück des anderen.“

„Wenn sie selbst aber einen von ihnen liebt?“

„Dann opfert derjenige für ihr Glück sein Gefühl, den sie weniger liebt.“

„Nun, wenn sie aber beide liebt und beide sich zum Opfer bringen, dann heiratet sie also keinen von beiden?“

„Nein, dann müssen die Ältesten die Sache entscheiden und ihr Rat muß so ausfallen, daß für alle Teile der größtmögliche Segen bei größter Liebe daraus entsteht.“

„Aber so geschieht es doch nicht; und es geschieht deshalb nicht so, weil es der menschlichen Natur widerspricht.“

„Der menschlichen Natur widerspricht es? Welcher menschlichen Natur? Der Mensch hat nicht nur Tierisches in sich, sondern er ist eben auch ein Mensch. Es ist wahr, daß ein solches Verhältnis zum Weibe mit der tierischen Seite der menschlichen Natur nicht übereinstimmt; aber es steht im Einklang mit seiner vernünftigen Natur. Wenn er seine Vernunft braucht, um seiner tierischen Natur zu dienen, so handelt er schlimmer, als ein Tier; er erniedrigt sich zu Gewalttat, zu Blutschande, und so tief sinkt niemals ein Tier. Aber wenn er seine Vernunft dazu braucht, um seine tierische Natur zu bändigen, wenn die tierische Natur seiner Vernunft dient, dann erst erreicht er das Heil, das ihm Befriedigung gewähren kann.“

5.1

„Aber erzähle mir von deinen eigenen Angelegenheiten“, sagte Julius. „Ich sah dich mit diesem schönen Mädchen, du scheinst ihr zu dienen und mit ihr zusammen zu leben! Begehrt du wirklich nicht, ihr Mann zu werden?“

„Ich habe darüber nie nachgedacht“, sagte Pamphylius. „Sie ist die Tochter einer christlichen Witwe. Ich diene ihnen genau so, wie andere ihnen dienen. Du fragtest mich, ob ich sie so liebe, daß ich wünsche, mich mit ihr zu vereinigen? Das ist eine schwere Frage für mich. Aber ich will aufrichtig antworten. Dieser Gedanke ist mir schon gekommen. Aber da ist ein Jüngling, der sie liebt, und deshalb wage ich noch nicht, diesem Gedanken näher zu treten. Dieser Jüngling ist auch ein Christ und liebt uns beide. Und ich brächte es nicht fertig, etwas zu tun, was ihm Kummer bereiten könnte. So lebe ich jetzt, ohne daran zu denken. Ich strebe nur nach einem: das Gesetz der Menschenliebe zu erfüllen, – das ist das eine, das not tut. Ich werde heiraten, wenn ich der Überzeugung bin, daß es so sein muß.“

„Der Mutter kann es aber doch nicht gleichgültig sein, ob sie einen guten, arbeitsamen Schwiegersohn bekommt. Sie wird natürlich dich ersehnen, und nicht andere.“

„Nein, ihr ist es ganz gleichgültig, weil sie weiß, daß außer mir alle Unsrigen bereit sind, ihr genau so wie jedem anderen zu dienen, und daß ich ihr weder mehr noch weniger eifrig dienen werde, ob ich ihr Schwiegersohn werde oder nicht. Wenn es dadurch zu meiner Heirat mit ihrer Tochter kommen sollte, so würde ich das mit derselben Freude aufnehmen, wie auch ihre Heirat mit einem anderen.“

„Das kann doch nicht sein“, rief Julius. „Das ist ja gerade so entsetzlich bei euch Christen, daß ihr euch selbst betrügt! Und dadurch betrügt ihr auch andere. Jener Fremde hat ganz wahr über euch gesprochen! Wenn ich dich sprechen höre, so beuge ich mich unwillkürlich vor der Schönheit des Lebens, das du mir beschreibst. Wenn ich aber darüber nachdenke, sehe ich, daß das alles nur Trug ist, der zu Barbarei und zu einem rohen Leben führt, das dem der Tiere nahekommt.“

„Worin siehst du denn diese Barbarei?“

„Darin, daß ihr keine Muße und keine Möglichkeit habt, euch mit Wissenschaften und Künsten zu beschäftigen, während ihr euch durch eure Arbeit euren Lebensunterhalt verdienen müßt. Hier stehst du in zerrissenem Gewände, mit rauhen Händen und Füßen. Deine Gefährtin, die eine Göttin der Schönheit sein könnte, sieht aus wie eine Sklavin. Nein, ihr habt keine apollinischen Lieder, keine Tempel, keine Poesie, keine Spiele – ihr habt nichts von dem, was die Götter dem Menschen zur Verschönerung des Lebens gegeben haben. Arbeiten, arbeiten wie Sklaven oder wie Zugochsen, um nur notdürftig zu leben – ist das nicht ein freiwilliger und gottloser Verzicht auf den Willen und die Natur des Menschen?“

„Wieder diese Natur des Menschen!“ sagte Pamphylius. „Worin besteht denn diese Natur? Darin, daß man Sklaven durch übermäßige Arbeit plagt, daß man seine Brüder erschlägt oder sie zu Sklaven macht, daß man das Weib zu einem Gegenstand des Genusses erniedrigt? Alles das ist unumgänglich notwendig für jene Schönheit des Lebens, die du für der menschlichen Natur eigen hältst. Ist das das Wesen der menschlichen Natur? Oder, daß man in Liebe und Eintracht mit allen lebt und sich als Glied einer einzigen die

ganze Welt umfassenden Brüderschaft fühlt? Du bist auch sehr im Irrtum befangen, wenn du meinst, daß wir Wissenschaften und Künste nicht anerkennen. Wir schätzen alle Fähigkeiten hoch, mit denen die menschliche Natur begabt ist. Aber in allen Fähigkeiten, die dem Menschen eigen sind, sehen wir nur die Mittel zur Erreichung eines und desselben Zweckes, dem wir unser ganzes Leben weihen, – nämlich der Erfüllung des Willens Gottes. In Wissenschaft und Kunst sehen wir nur eine Annehmlichkeit, die zur Belustigung müßiger Leute dienen soll. Wir verlangen von der Wissenschaft und Kunst dasselbe, wie von allen menschlichen Betätigungen, nämlich, daß sich darin dieselbe werktätige Liebe zu Gott und zum Nächsten verwirklicht, die alle Handlungen des Christen durchdringt. Wir erkennen als wirkliche Wissenschaft nur solche Kenntnisse an, die uns dazu verhelfen, rechtschaffener zu leben, und eine Kunst achten wir nur dann, wenn sie unsere Gedanken reinigt, die Seele erhebt und unsere Kräfte stärkt, die für ein in Liebe arbeitsames Leben notwendig sind. Wir lassen nach Möglichkeit keine Gelegenheit ungenützt, um solche Kenntnisse in uns und in unseren Kindern zu entwickeln und widmen uns einer solchen Kunst gern in freier Zeit. Wir lesen und studieren die Schriften, die uns die Weisen hinterließen, die vor uns gelebt haben. Wir singen auch Lieder, malen Bilder, und die Lieder und Bilder erfrischen unsere Geist und trösten uns in Augenblicken der Trauer. Deshalb können wir auch nicht die Art billigen, wie ihr Wissenschaften und Künste anwendet. Eure Gelehrten richten ihre ganze Denkkraft darauf, neue Mittel zu erfinden, um den Menschen Böses zuzufügen. Sie vervollkommen die Kriegführung, das heißt, den Mord. Sie erfinden neue Mittel, um Gewinn zu erzielen, das heißt, um die einen auf Kosten anderer zu bereichern. Eure Kunst dient zur Ausstattung und zum Schmuck der Tempel zu Ehren von Göttern, an die die geistig Vorgeschnittenen unter euch längst nicht mehr glauben. Aber ihr sucht den Glauben daran bei anderen zu befestigen, wähnend, ihr könntet sie durch diesen Betrug leichter unter eurer Gewalt halten. Ihr errichtet Bildsäulen zu Ehren der Stärksten und Grausamsten eurer Tyrannen, die niemand achtet, die alle nur fürchten. In euren Theatern gibt man Vorstellungen, die verbrecherische Liebe verherrlichen. Musik dient den Reichen bei euch als Zeitvertreib, wenn sie sich bei ihren üppigen Gastmählern vollfressen. Malerei wird verwendet, um in Häusern der

Unzucht Szenen darzustellen, die ein nichttrunkener oder nicht von tierischer Leidenschaft umnebelter Mensch nicht ohne Erröten ansehen kann. Nein, nicht dafür sind dem Menschen jene höchsten Fähigkeiten verliehen, die ihn von den Tieren unterscheiden! Man darf aus ihnen nicht eine Anregung für die Begierden unseres Leibes machen. Wir weihen unser ganzes Leben der Erfüllung des Willens Gottes und verwenden in diesem Dienst erst recht unsere höchsten Fähigkeiten.“

„Ja,“ sagte Julius, „das wäre ja alles sehr schön und gut, wenn ein Leben unter solchen Umständen möglich wäre. Aber so kann man nicht leben. Ihr betrügt euch selbst. Ihr wollt unsern Schutz nicht anerkennen. Aber wenn es keine römischen Legionen gäbe, könntet ihr dann etwa so ruhig leben? Ihr genießt die Früchte des Schutzes, aber ihr erkennt ihn nicht an. Es haben sich sogar einige von euch verteidigt, wie du mir selbst erzählt hast. Ihr lehnt das Eigentum ab, aber ihr genießt es. Denn die Unsrigen haben Besitz und geben euch davon. Du selbst gibst deine Weintrauben nicht umsonst weg, sondern verkaufst sie, und dann kaufst du wieder neue. Das ist doch alles Trug! Wenn ihr wirklich das tätet, was ihr sagt, dann wäre es noch etwas anderes. So aber betrügt ihr doch nur andere und euch selbst.“

Julius war heftig geworden und sagte alles, was er auf dem Herzen hatte. Pamphylus schwieg und wartete. Als Julius geendet hatte, entgegnete Pamphylus:

„Du bist völlig im Irrtum, wenn du meinst, daß wir euren Schutz genießen, ohne ihn anzuerkennen. Wir brauchen die römischen Legionen nicht, weil wir keinerlei Wert dem beimessen, was eines Schutzes durch Gewalt bedarf. Unser Heil liegt in dem, was keines Schutzes bedarf, und das kann uns niemand nehmen. Wenn auch Sachen und Gegenstände durch unsere Hände gehen, die in euren Augen Eigentum sind, so betrachten wir sie doch nicht als uns gehörig und geben sie denen, die sie brauchen, um ihr Leben zu fristen. Wir verkaufen Weintrauben denen, die sie zu kaufen wünschen, nicht des eigenen Gewinnes wegen, sondern einzig und allein deshalb, um für die Bedürftigen das, was sie zum Leben brauchen, zu erwerben. Wenn uns jemand diese Weintrauben wegnehmen wollte, so würden wir sie ihm ohne Widerstand geben. Aus diesem Grunde fürchten wir auch nichts von einem Einfall der Barbaren.“

Wenn sie uns die Erzeugnisse unserer Arbeit abnehmen wollten, so würden wir sie ihnen überlassen. Wenn sie von uns verlangen würden, daß wir für sie arbeiten sollen, so würden wir auch das mit Freuden tun. Sie würden dann keinen Grund haben – und keinen Nutzen davon – uns zu töten oder zu peinigen. Die Barbaren würden uns bald verstehen und uns lieben lernen; und wir würden weniger von ihnen zu erdulden haben, als von den aufgeklärten Menschen, die uns jetzt umgeben und uns jetzt verfolgen.

Es heißt immer, man habe es dem Eigentumsrecht zu verdanken, daß man alle diese Erzeugnisse behalten kann, deren die Menschen bedürfen, um sich zu nähren und zu kleiden. Urteile doch aber selbst: durch wessen Tätigkeit werden alle zum Leben nötigen Gegenstände erzeugt? Durch wessen Arbeit werden jetzt die Reichtümer angehäuft, auf die ihr so stolz seid? Wird das alles von denen erzeugt, die mit gefalteten Händen behaglich dasitzen, ihren Sklaven und Knechten Befehle erteilen und allen Besitz ganz allein genießen, oder von jenen armen Sklaven, die für ein Stück Brot die Befehle ihrer Herren ausführen, selbst nicht das geringste Eigentum besitzen und für sich kaum genug erhalten für die tägliche Nahrung? Und weshalb meint ihr, daß diese Sklaven, die alle ihre Kräfte anspannen, um die erhaltenen Befehle auszuführen, die ihnen oft unverständlich sind – weshalb meint ihr, daß diese Leute aufhören werden zu arbeiten, wenn sie einmal die Möglichkeit einer vernünftigen, auch ihnen verständlichen Arbeit sehen, einer Arbeit für sich selbst und für diejenigen, die sie lieben und für die sie sorgen?

Deine Beschuldigungen gegen uns bestehen darin, daß wir das nicht restlos erreichen, wonach wir streben, ferner, daß wir die Gewalt und das Eigentum nicht anerkennen und uns trotzdem desselben bedienen. Wenn wir Betrüger sind, so lohnt es nicht, mit uns noch zu reden, und wir verdienen weder Zorn noch Widerlegung, sondern wir verdienen nur Verachtung. Und die Verachtung nehmen wir gerne hin – denn einer unserer Grundsätze ist das Anerkenntnis unserer eigenen Nichtigkeit. Wenn wir aber aufrichtig dem nachstreben, was wir bekennen, dann bist du im Unrecht, wenn du uns des Betrugs bezichtigst. Wenn wir, so wie ich und meine Brüder, danach streben, die Gebote unseres Lehrers zu erfüllen, so streben wir danach nicht äußerlicher Ziele wegen – um Reichtum und Ehren zu erlangen, denn das alles erkennen wir ja nicht an – sondern aus

einem anderen Grunde. Ebenso wie ihr, suchen auch wir das Heil. Der Unterschied liegt nur darin, daß wir das Heil in etwas anderem sehen als ihr. Ihr glaubt, das Heil liege in Reichtümern und in Ehren; wir aber glauben an etwas anderes. Unser Glaube sagt uns, daß unser Heil nicht in der Gewalt liegt, sondern in der Demut, nicht im Reichtum, sondern im Hingeben von allem was wir haben. Und wie Pflanzen nach dem Licht wachsen, so müssen auch wir dahin streben, wo wir unser Heil sehen! Wir erfüllen nicht alles, was uns für unser Heil wünschenswert erscheint; das ist wahr. Aber kann das etwa anders sein? Du strebst danach, die schönste Frau zu besitzen, das allergrößte Vermögen zu haben. Hast du oder hat irgend jemand anders das jemals erreicht? Wenn der Schütze sein Ziel auch nicht trifft – hört er etwa deshalb, weil er oft fehlschießt, auf, nach dem Ziel zu zielen? Ebenso ist es auch mit uns. Unser Heil liegt nach der Lehre Christi in der Liebe. Wir suchen unser Heil, aber es gelingt uns bei weitem nicht restlos, und jeder strebt für sich, nach seiner Weise, danach.“

„Aber weshalb glaubt ihr an alle menschliche Weisheit nicht und habt euch von ihr abgewandt? Weshalb glaubt ihr nur eurem gekreuzigten Lehrer? Euer knechtischer, demütiger Gehorsam ihm gegenüber – der stößt mich so ab.“

„Du bist wieder im Irrtum, und jeder ist im Irrtum, der meint, wir bekennen unsere Lehre nur deshalb und haben nur deshalb unseren Glauben, weil es jener Mensch uns befohlen habe. Im Gegenteil, diejenigen, die von ganzer Seele nach der Erkenntnis der Wahrheit und nach Gemeinschaft mit dem Vater streben, alle, die das Heil suchen, die geraten unwillkürlich auf den Weg, den Christus gegangen ist und folgen ihm unwillkürlich und sehen, daß er ihnen vorschreitet. Alle, die Gott lieben, finden sich auf diesem Wege zusammen. Und du auch! Er ist der Sohn Gottes und der Mittler zwischen Gott und den Menschen, nicht weil uns das jemand gesagt hat und weil wir blind daran glauben, sondern weil alle, die Gott suchen, seinen Sohn vor sich sehen und unwillkürlich nur durch ihn auch Gott begreifen, sehen und erkennen.“

Julius antwortete nicht und saß lange stumm.

„Bist du glücklich?“ fragte er endlich.

„Ich wünsche mir nichts Besseres. Mehr noch, ich empfinde fast stets ein Gefühl der Verwunderung, ein gewisses Bewußtsein mei-

ner Unwürdigkeit. Denn warum bin ich gerade so ungeheuer glücklich?“ sagte Pamphylius lächelnd.

„Ja,“ sagte Julius, „vielleicht wäre auch ich heute glücklicher, wenn ich den Fremden damals nicht getroffen hätte, wenn ich doch zu euch gegangen wäre.“

„Aber wenn du so denkst, was hält dich dann ab?“

„Und meine Frau?“

„Du sagtest doch, sie sei dem Christentum geneigt. Sie wird mit dir kommen.“

„Ja, aber wir haben schon ein anderes Leben begonnen. Wie sollten wir es jetzt plötzlich aufgeben? Es ist nun einmal angefangen, so muß es auch zu Ende gelebt werden“, sagte Julius, und stellte sich lebhaft den Kummer seines Vaters, seiner Mutter, seiner Freunde, vor allem aber die Anstrengungen vor, die er dauern machen müßte, um eine solche Umwälzung durchzuführen.

In diesem Augenblick trat das Mädchen, die Gefährtin von Pamphylius, in Begleitung eines anderen Jünglings vor die Tür des Ladens. Pamphylius ging zu ihnen hinaus. Der Jüngling erzählte in Gegenwart von Julius, er sei von Kyrill gesandt, um Leder einzukaufen. Die Trauben waren verkauft und für den Erlös hatten sie Weizen gekauft. Pamphylius forderte den Jüngling auf, mit Magdalena nach Hause zu gehen und den Weizen mitzunehmen; er selbst wolle das Leder kaufen und mitbringen.

„So wird es dir angenehmer sein“, sagte er.

„Nein, es ist wohl besser, wenn Magdalena mit dir geht“, sagte der Jüngling und entfernte sich.

Julius begleitete Pamphylius in den Laden eines ihm bekannten Kaufmanns. Dort schüttete Pamphylius den Weizen in Säcke, legte einen kleinen Teil davon Magdalena auf, warf sich seine schwere Last auf den Rücken, verabschiedete sich von Julius und schritt neben dem Mädchen zur Stadt hinaus. An einer Ecke der Straße schaute sich Pamphylius um und winkte Julius lächelnd zu; dann lächelte er noch freudiger und sagte etwas zu Magdalena, worauf beide den Blicken entschwanden.

„Ja, ich hätte wohl besser getan, wenn ich damals zu ihnen gegangen wäre“, dachte Julius. Und vor seinem geistigen Auge erschienen abwechselnd zwei Bilder. Einmal war es der starke Pamphylius mit dem hochgewachsenen, starken Mädchen, wie sie ihre

Körbe auf den Köpfen trugen, und die guten hellen Gesichter der beiden. Dann sah er seinen häuslichen Herd, den er am Morgen verlassen hatte und zu dem er jetzt zurückkehren wollte, und seine verzärtelte schöne Frau, geputzt mit Armbändern, auf Teppiche und Kissen gelagert, die ihm längst gleichgültig und widerwärtig war.

Aber Julius kam nicht zum Nachdenken. Andere Kaufleute, seine Freunde, erschienen, und sie begannen ihre gewohnte Beschäftigung, die mit Speise und Trank endigte, und mit der Nacht bei ihren Frauen ...

6. I

Zehn Jahre waren vergangen. Julius hatte während dieser Zeit Pamphylus nicht wieder getroffen. Die Erinnerung an ihr letztes Zusammensein schwand allmählich aus seinem Gedächtnis, und die Eindrücke, die er von dem Freund und dem christlichen Leben empfangen, hatten sich verwischt.

Das Leben von Julius ging seinen gewohnten Gang. Um diese Zeit starb sein Vater und er mußte das ganze Handelsgeschäft selbst übernehmen. Es war ein sehr verwickelter Betrieb: mit alten Kunden, mit Agenten in Afrika und mit Handlungsgehilfen zu Hause. Außenstände mußten eingezogen und Schulden bezahlt werden. Julius ging unwillkürlich ganz in Geschäften auf und mußte ihnen seine ganze Zeit widmen. Außerdem gab es neue Sorgen. Er war für ein öffentliches Amt gewählt worden. Diese neue Würde schmeichelte seiner Eigenliebe und hatte für ihn großen Reiz. Außer seinen Handelsgeschäften widmete er sich nun auch den öffentlichen Angelegenheiten. Und weil er klug war und die Gabe der Rede besaß, so zeichnete er sich bald vor anderen so sehr aus, daß er mit der Zeit eine hohe gesellschaftliche Stellung erreichen konnte. Im Laufe dieser zehn Jahre war auch in seinem Familienleben eine wichtige, für ihn unerfreuliche Veränderung vorgegangen. Er hatte drei Kinder, und deren Geburt hatte ihn seiner Frau noch mehr entfremdet. Vor allem hatte seine Frau dabei fast ihre ganze Schönheit und Frische verloren, auch widmete sie ihre Sorgen jetzt weniger dem Manne. Alle ihre Zärtlichkeit und Fürsorge gehörte nun den Kindern. Obwohl nach heidnischer Gewohnheit die Kinder der Obhut von Ammen und Wärterinnen übergeben wurden, traf sie doch Julius oft bei

der Mutter an, oder er fand seine Frau nicht in ihrem Zimmer, sondern bei den Kindern. Aber die Kinder waren Julius meist lästig und bereiteten ihm mehr Unannehmlichkeiten als Freuden.

Mit seinen Geschäften und mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, hatte Julius sein früheres ausschweifendes Leben aufgegeben. Aber er meinte, daß er nach seinen Mühen einer schönen Erholung bedürfe, und die fand er nicht bei seiner Frau, um so weniger, als seine Frau zu dieser Zeit ihrer Sklavin, einer Christin, sehr nahe getreten war und sich zu der neuen Lehre immer mehr hingezogen fühlte, so daß sie in ihrem Leben alles Äußerliche, Heidnische verwarf, was für Julius gerade so viel Reiz hatte. Weil er bei seiner Frau das nicht fand, was er suchte, trat er in Beziehungen zu einem leichtsinnigen Frauenzimmer und brachte die Mußestunden, die ihm seine Geschäfte ließen, bei ihr zu.

Hätte man Julius in diesen Jahren seines Lebens gefragt, ob er glücklich sei, so hätte er nicht zu antworten gewußt.

Er war ja so beschäftigt! Von einem Geschäft und einem Vergnügen eilte er dauernd zu einem anderen. Aber nichts war so, daß es ihn hätte vollständig befriedigen oder auf die Dauer fesseln können. Alles war so, daß er immer froh war, wenn er so schnell wie möglich damit fertig sein konnte. Jede seiner Vergnügungen war durch irgend etwas vergiftet, keine war frei vom Stumpfsinn der Übersättigung.

So lebte Julius, als etwas geschah, was fast den ganzen Lauf seines Lebens verändert hätte. Er nahm an den olympischen Spielen in der Rennbahn teil und führte seinen Wagen wohlbehalten bis ans Ende, wo er gegen einen andern rannte, den er überholen wollte. Ein Rad seines Wagens brach, er stürzte und brach zwei Rippen und einen Arm. Seine Verletzungen waren schwer, aber nicht lebensgefährlich. Julius wurde nach Hause geschafft und mußte drei Monate liegen.

In diesen drei Monaten, während schwerer körperlicher Schmerzen, arbeitete sein Geist weiter; er hatte Muße im Überfluß, um sein ganzes Leben zu überdenken und es zu überschauen, als sei es das Leben eines fremden Menschen. Und sein Leben erschien ihm in düsterem Licht, um so mehr, als gerade in diese Zeit drei unangenehme Ereignisse fielen, die ihm großen Ärger bereiteten. Zuerst war ein Sklave, der bereits der Vertraute des Vaters gewesen war,

und jetzt in Afrika Edelsteine in Empfang genommen hatte, mit diesen entflohen, wodurch großer Verlust und viel Verwirrung in seinen Geschäften entstand. Das zweite Unglück war, daß seine Beischläferin ihn verließ und sich einen neuen Gebieter suchte. Die dritte und größte Unannehmlichkeit war die, daß gerade während seiner Krankheit die Wahl des Stadthauptes stattfand und dieses Amt, auf das er gerechnet hatte, nun einem seiner Nebenbuhler zufiel. Das alles hatte nach Julius' Meinung seinen Grund nur darin, daß sein Wagen um eine Fingerbreite zu weit nach links geraten war.

Während er so allein auf dem Bette lag, dachte er unwillkürlich darüber nach, von wie unbedeutenden Zufälligkeiten doch sein Glück abhängig war. Und diese Gedanken führten ihn auf andere und ließen ihn auch an früheres Mißgeschick zurückdenken, an seine Absicht, zu den Christen zu gehen und an Pamphylius, den er nun schon zehn Jahre lang nicht mehr gesehen hatte. Diese Erinnerungen wurden noch verstärkt durch Unterhaltungen mit seiner Frau, die jetzt, während seiner Krankheit, oft bei ihm saß und ihm alles erzählte, was sie von ihrer Sklavin über das Christentum erfahren hatte. Diese Sklavin war eine Zeitlang in derselben Gemeinschaft gewesen, in der Pamphylius lebte, und sie kannte ihn. Julius äußerte den Wunsch, diese Sklavin zu sehen, und als sie an sein Lager trat, befragte er sie genau nach allem, besonders nach Pamphylius.

„Pamphylius war einer der besten Brüder“, erzählte die Sklavin, „und wurde von allen geliebt und geachtet.“ Er hatte jene Magdalena geheiratet, die Julius vor zehn Jahren gesehen hatte. Sie hatten schon mehrere Kinder. „Ja, wer nicht daran glaubt, daß Gott den Menschen zum Heil erschaffen hat, muß hingehen und das Leben dieser Menschen ansehen“, schloß die Sklavin.

Julius entließ sie und dachte, allein geblieben, über das nach, was er gehört hatte. Er empfand Neid, wenn er das Leben des Pamphylius mit dem seinen verglich, und er wollte nicht daran denken.

Um sich zu zerstreuen, nahm er eine griechische Handschrift, die seine Frau ihm gebracht hatte, und begann zu lesen. In der Handschrift las er folgendes:

„Es gibt zwei Wege, den Weg des Lebens und den Weg des To-

des. Der Weg des Lebens ist so. Erstens sollst du Gott lieben, der dich geschaffen hat, zweitens sollst du deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Und alles, wovon du nicht wünschest, daß es dir widerfahre, das füge auch keinem andern zu. Die Lehre aber, die in diesen Worten liegt, ist die folgende. Segnet, die euch fluchen, betet für eure Feinde und für eure Verfolger. Denn welches Verdienst ist es, wenn ihr die liebt, die euch lieben? Solches tun auch die Heiden. Ihr aber sollt die lieben, die euch hassen, dann werdet ihr keine Feinde haben. Fliehet des Fleisches Lust und der Welt Lust. Wenn jemand dich auf die rechte Wange schlägt, biete ihm die linke auch dar, so wirst du vollkommen sein. Wenn jemand dich nötigt, eine Meile mit ihm zu gehen, dann gehe zwei mit ihm. Wenn jemand dir das Deinige nimmt, dann fordere es nicht zurück, denn du kannst das nicht; wenn jemand deinen Mantel nimmt, dann gib ihm auch das Hemd. Jedem, der dich bittet, gib und verlange nichts zurück; denn der Vater will, daß allen gegeben werde von seinen wohlthätigen Gaben. Selig ist, wer Almosen gibt nach dem Gebot.

Das zweite Gebot der Lehre aber heißt so. Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht unzüchtig leben, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht zaubern, du sollst nicht vergiften, du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist, du sollst nicht üble Nachrede führen, du sollst nicht gedenken des erlittenen Bösen. Sei nicht zwiespältig in Gedanken, und nicht doppelzüngig. Dein Wort soll nicht lügenhaft sein und nicht eitel, sondern es soll übereinstimmen mit den Tatsachen. Sei nicht habgierig, sei kein Wucherer, kein Heuchler, sei nicht böseartig und nicht hoffärtig. Schmiede keine Ränke wider deinen Nächsten. Hege nie Haß gegen einen Menschen, sondern den einen rede ins Gewissen, für andere bete, und liebe alle Menschen mehr als deine Seele!

Mein Kind! Fliehe alles Böse und alles, was ihm gleicht. Sei nicht zornig, denn der Zorn führt zum Morde. Sei nicht eifersüchtig, oder zänkisch, oder jähzornig; denn aus alledem folgt der Mord.

Mein Kind! Sei nicht lüstern, denn Lüsterheit führt zur Unzucht. Rede nicht unzüchtige Worte; denn daraus folgt Ehebruch.

Mein Kind! Sei nicht lügnerisch, denn die Lüge führt zum Diebstahl, noch geldgierig, noch ruhmsüchtig; denn aus dem allen folgt Diebstahl.

Mein Kind! Murre nicht, denn das führt zur Gotteslästerung. Sei nicht aufsässig und denke nicht böse; denn aus dem allen folgt Gotteslästerung.

Aber sei demütig, denn die Demütigen werden die Erde erben. Sei geduldig und barmherzig, nicht nachtragend, und friedlich und gut, und hüte dich immer vor den Worten, die du hörst. Überhebe dich nicht und laß deine Seele nicht prahlen. Deine Seele hänge sich nicht an die Hochmütigen, sondern verkehre mit den Gerechten und Friedfertigen. Alles, was dir zustößt, nimm hin als ein Heil; denn du weißt, daß dir wider Gottes Willen nichts geschieht.

Mein Kind! Stifte nicht Zwietracht, sondern versöhne die Hadernden. Strecke deine Hände nicht aus, um zu empfangen, und schließe sie nicht beim Geben. Zaudere nicht zu geben, und wenn du gibst, murre nicht; denn du sollst erkennen, wer ein guter Vergelter ist. Wende dich nicht ab von den Bedürftigen, sondern teile alles mit deinem Bruder. Und nenne nichts dein eigen; denn wenn ihr Teilhaber seid im Unvergänglichen, so seid ihr es noch viel mehr im Vergänglichen. Von Jugend auf lehre deine Kinder Gott fürchten. Gebiete nicht im Zorn deinem Sklaven oder deiner Sklavin, damit sie nicht aufhören, Gott zu fürchten, der über euch beiden ist. Denn er kommt nicht, um die Menschen nach ihren Gesichtern zu berufen, sondern er beruft diejenigen, welche der Geist bereitet hat.

Der Weg des Todes aber ist so. Vor allem ist er schlecht und voller Flüche. Hier ist Mord, Ehebruch, sinnliche Begierde, Unzucht, Diebstahl, Götzendienst, Zauberei, Giftmischerei, Wucher, Verleumdung, Heuchelei, Zwiespältigkeit, Hinterlist, Hochmut, Bosheit, Hoffahrt, Habgier, unsaubere Reden, Neid, Frechheit, Anmaßung, Eitelkeit. Hier sind die Verfolger der Guten, die Hasser der Wahrheit, die Freunde der Lüge, die da leugnen, daß es eine Vergeltung für die Gerechten gibt, die nicht dem Guten anhängen, noch dem gerechten Urteil, die wachsam sind, nicht um Gutes zu tun, sondern um Böses zu verüben, die fern sind der Demut und Geduld. Hier sind auch die, so die Eitelkeit lieben und Belohnungen begehren, die kein Erbarmen mit ihrem Nächsten haben und die sich nicht mühen für die Beladenen, die ihren Schöpfer nicht kennen, die Kindesmörder, die Gottes Ebenbild zerstören, die sich von den Bedürftigen abwenden und die Unterdrückten mit Füßen treten, die Verteidiger der Reichen, die ungerechten Richter über die Armen, und

die Sünder, die da sündigen in allen Dingen! Hütet euch, Kinder, vor allen diesen Menschen!“

Lange bevor er die Handschrift zu Ende gelesen hatte, geschah mit ihm das, was sich oft mit Menschen ereignet, die, im aufrichtigen Streben nach Wahrheit, Bücher – das heißt, die Gedanken anderer – lesen; er trat in Seelengemeinschaft mit denen, welche diese Gedanken in ihm erweckten. Er las und erriet im voraus, was kommen mußte. Er pflichtete nicht nur den im Buche ausgesprochenen Gedanken bei, sondern es war sogar so, als spräche er sie selbst aus.

Es geschah mit ihm etwas zwar Gewöhnliches, das jedoch von vielen gar nicht bemerkt wird, das aber dabei eine geheimnisvolle und wichtige Erscheinung des Lebens ist, die darin besteht, daß ein sogenannter lebendiger Mensch neu auflebt, wenn er in innigen Verkehr mit sogenannten Toten tritt und mit ihnen ein Leben lebt.

Julius' Seele vereinigte sich mit dem, der diese Gedanken erweckt und niedergeschrieben hatte. Und nach dieser Vereinigung blickte er auf sich selbst und auf sein Leben. Und er selbst wie sein ganzes Leben erschien ihm jetzt als ein einziger entsetzlicher Irrtum. Er hatte nicht gelebt, sondern durch alle seine Sorgen um das Leben und durch alle Versuchungen, denen er erlag, nur die Möglichkeit eines wahrhaften Lebens vernichtet.

„Ich will mein Leben nicht zugrunde richten, ich will leben! Ich will den Pfad des Lebens wandeln“, sprach er zu sich selbst.

Alles, was Pamphylus ihm damals in ihren Gesprächen gesagt hatte, lebte in seiner Erinnerung wieder auf, und alles erschien ihm jetzt so klar und sicher, daß er sich darüber wunderte, wie er damals dem Fremden hatte glauben und seinen eigenen Vorsatz, zu den Christen zu gehen, nicht hatte ausführen können. Er erinnerte sich auch an das, was ihm der Fremde gesagt hatte:

„Geh erst dann hin, wenn du das Leben kennengelernt hast.“

„Nun gut, jetzt habe ich das Leben kennengelernt und habe nichts in ihm gefunden.“ Er erinnerte sich auch an Pamphylus' Worte, daß man ihn mit Freuden aufnehmen werde, wann er auch zu ihm käme.

„Nein, genug des Irrens und des Leidens,“ sprach er zu sich, „jetzt werfe ich alles von mir und gehe zu den Christen, um so zu leben, wie hier gesagt ist.“

Er teilte seiner Frau seine Gedanken mit, und sie war entzückt

über diesen Entschluß. Die Frau war zu allem bereit. Es handelte sich nur darum, wie sie den Plan zur Ausführung bringen sollten. Was sollten sie mit den Kindern machen? Sollten sie sie mitnehmen oder bei der Großmutter lassen? Konnte man sie mitnehmen? Sollte man sie nach der bisherigen weichlichen Erziehung allen Mühsalen eines rauhen Lebens aussetzen? Die Sklavin bot ihnen an, mitzugehen. Aber die Mutter fürchtete für die Kinder und meinte, es sei besser, sie bei der Großmutter zu lassen, und allein zu gehen. Und dafür entschieden sie sich beide.

Alles war beschlossen, nur Julius' Krankheit verzögerte noch die Ausführung.

7. I

In dieser Stimmung schlief Julius ein. Am Morgen wurde ihm gemeldet, ein fremder, sehr geschickter Arzt wolle ihn sehen und verspreche ihm schnelle Heilung. Julius empfing den Arzt mit Freuden. Er war kein anderer als jener Fremde, den Julius damals getroffen hatte, als er auf dem Wege zu den Christen war.

Der Arzt untersuchte sorgfältig seine Wunde und verschrieb ihm einen Kräutertrank zur Hebung seiner Kräfte.

„Werde ich mit meinem Arm wieder arbeiten können?“ fragte Julius.

„O ja! Einen Wagen lenken, schreiben – das wirst du können. Ja-wohl!“

„Aber schwere Arbeit ... zum Beispiel: graben?“

„Daran habe ich nicht gedacht,“ sagte der Arzt, „denn in deiner Lebensstellung wirst du das gewiß nicht nötig haben.“

„Im Gegenteil, gerade das habe ich nötig“, sagte Julius. Er erzählte dem Arzt, daß er seit jener Zeit, da er ihn damals getroffen, seinen Rat, das Leben kennenzulernen, befolgt habe. Aber das Leben habe ihm nicht das geboten, was es versprochen, im Gegenteil, es habe ihn nur enttäuscht, und er wolle jetzt die Absicht, über die er damals mit ihm gesprochen, zur Ausführung bringen.

„Nun, anscheinend haben sie alle Trugmittel angewandt, um dich zu betören, da du in deiner Lebensstellung, bei den Pflichten, die auf dir ruhen, namentlich hinsichtlich deiner Kinder, doch ihre Irrtümer nicht erkennst!“

„Lies das“, sagte Julius nur und reichte ihm die Handschrift, die er gelesen hatte. Der Arzt nahm die Handschrift und warf einen Blick hinein.

„Ich kenne das“, sagte er. „Ich kenne diesen Trug und wundere mich nur darüber, daß ein so gebildeter Mann wie du in eine solche Falle gehen kann.“

„Ich begreife dich nicht! Wo ist die Falle?“

„Es handelt sich hier nur um das Leben. Und diese Sophisten, diese Rebellen gegen Menschen und Götter, wollen uns einen glücklichen Lebensweg zeigen, der alle Menschen glücklich machen muß. Es soll keine Kriege, keine Hinrichtungen, keine Armut, keine Laster, keinen Streit, keine Bosheit mehr geben. Sie behaupten, dieser Zustand der Menschheit werde dann eintreten, wenn die Menschen die Gebote Christi erfüllen: nicht zu streiten, nicht Unzucht zu treiben, nicht zu schwören, keine Gewalttat zu begehen, nicht Volk gegen Volk Feindschaft zu liegen. Aber sie täuschen dadurch, daß sie das Ziel für das Mittel nehmen.

Das Ziel ist: nicht zu streiten, nicht zu fluchen, nicht Unzucht zu treiben, und so weiter. Und dieses Ziel ist nur durch ein gemeinsames Leben erreichbar. Damit aber sagen sie fast dasselbe, wie jener Lehrer der Schießkunst, der lehrte: ‚Du triffst das Ziel, wenn dein Pfeil in gerader Linie auf das Ziel zufliegt.‘ Aber wie das zu machen ist, daß der Pfeil in gerader Linie fliegt, das ist eben die Aufgabe! Und diese Aufgabe wird beim Schießen dadurch gelöst, daß die Sehne stramm, daß der Bogen elastisch und der Pfeil gerade ist. Genau so ist es auch mit dem Leben der Menschen. Die beste Art zu leben, bei der die Menschen nicht streiten, nicht Unzucht treiben, nicht töten müssen, wird erreicht durch eine gute Sehne – die Herrscher, durch die Elastizität des Bogens – eine starke Obrigkeitsgewalt, und durch einen geraden Pfeil – gerechte Gesetze. Sie aber, unter dem Vorwand ein besseres Leben schaffen zu wollen, zerstören alles das, was das Leben gemacht hat, und jetzt noch besser macht. Sie erkennen keine Regierung an, keine obrigkeitliche Gewalt, keine Gesetze.“

„Aber sie behaupten doch, ohne Herrscher oder obrigkeitliche Gewalt und ohne Gesetze würde das Leben besser werden, sofern die Menschen nur das Gesetz Christi erfüllen.“

„Ja, aber wer bürgt dafür, daß die Menschen das Gesetz Christi

auch erfüllen werden? Nichts! Sie sprechen: ‚Ihr habt das Leben versucht mit obrigkeitlicher Gewalt und mit Gesetzen, aber das Leben war dabei nicht vollkommen. Versucht es jetzt ohne obrigkeitliche Gewalt und ohne Gesetze – und das Leben wird vollkommen sein. Ihr habt kein Recht, das zu leugnen, nur weil ihr es noch nicht versucht habt.‘ Hier aber offenbart sich so recht die Sophisterei dieser Gottlosen. Wenn sie so reden, sagen sie da nicht dasselbe, wie ein Mensch, der zu einem Landmann sprechen würde: ‚Du streust deinen Samen aus auf den Acker, und bedeckst ihn mit Erde. Aber trotzdem fällt die Ernte nicht so aus, wie du wohl möchtest. Ich rate dir also, säe deinen Samen ins Meer, dann wird es besser sein. Und du hast kein Recht, die Richtigkeit meiner Behauptung zu leugnen, denn du hast noch nicht versucht, nach meinem Rat zu handeln!‘

„Ja, das ist wohl richtig“, sagte Julius, der schon schwankend wurde.

„Aber das ist noch nicht alles“, fuhr der Arzt fort. „Geben wir einmal das Unsinnige, Unmögliche zu, geben wir zu, daß die Grundlehren der christlichen Lehre allen Menschen eingeflößt werden könnten, etwa wie man Tropfen eingibt, und daß plötzlich alle Menschen die Lehre Christi erfüllen, Gott und den Nächsten lieben und die Gebote halten. Geben wir das zu, so wird der ihrer Lehre gemäße Lebenspfad trotzdem doch der Kritik nicht standhalten. Es wird überhaupt kein Leben mehr geben, alles Leben hört auf! Ihr Lehrer war ein eheloser Landstreicher; genau so werden auch seine Anhänger sein, also die ganze Welt. Die jetzt Lebenden können wohl weiter leben, aber ihre Kinder werden nicht groß werden oder höchstens eines von zehn. Nach ihrer Lehre sollen alle Kinder jeder Mutter und jedem Vater gleich lieb sein, ob es nun eigene oder fremde Kinder sind. Wie sollen diese Kinder jetzt behütet werden, wenn wir doch sehen, daß alle Leidenschaft und Liebe zu den Kindern, die den Müttern innewohnt, kaum imstande ist, die Kinder vor dem Untergang zu bewahren? Was soll werden, wenn diese Mutterliebe sich in einfaches Mitleid wandelt, das auch allen anderen Kindern gleichermaßen zuteil wird? Wessen Kind soll man nehmen und erhalten? Wer wird nächtelang bei einem kranken, übelriechenden Kinde wachen, wenn nicht die Mutter? Die Natur hat dem Kinde in der Mutterliebe einen Panzer verliehen. Diesen aber nehmen sie ihm, ohne etwas anderes dafür zu geben. Wer wird den

Sohn lehren, seine Seele bilden, wenn nicht der Vater? Wer wird ihn vor Gefahren bewahren? Alles das hört auf! Und damit hört das ganze Leben auf, das heißt die Fortsetzung des Menschengeschlechts!“

„Ja, das ist wahr“, sagte Julius, hingerissen von der Beredsamkeit des Arztes.

„Nein, mein Freund, laß ab von diesen Wahnbildern und lebe vernünftig, besonders jetzt, wo so große, wichtige, dringende Pflichten auf dir ruhen! Sie zu erfüllen ist eine Ehrensache. Du hast die zweite Periode der Zweifel erreicht; schreite nur weiter: die Zweifel werden schwinden. Deine erste, über alle Zweifel erhabene Pflicht ist die Erziehung deiner Kinder, die du vernachlässigt hast! Deine Pflicht hinsichtlich deiner Kinder ist, sie zu würdigen Dienern des Vaterlandes zu erziehen. Die gegenwärtige Staatsform gab dir alles, was du hast; dem Staat sollst du selbst dienen und ihm in deinen Kindern würdige Diener erziehen. Dadurch sorgst du auch für das Wohl deiner Kinder. Deine zweite Pflicht ist, der Allgemeinheit zu dienen. Du bist erzürnt und enttäuscht über deinen Mißerfolg, doch das ist nur eine vorübergehende Zufälligkeit. Ohne Anstrengung und Kampf erreicht man nichts. Und die Freude des Triumphs ist nur dann groß, wenn der Sieg schwer war. Überlaß es deinem Weibe, sich an dem Geschwätz christlicher Schriftsteller zu ergötzen. Du aber sei ein Mann, und erziehe deine Söhne zu Männern. Beginne jetzt ein neues Leben mit der Erkenntnis deiner Pflicht, und alle deine Zweifel werden schwinden. Sie entspringen doch nur deinem krankhaften Zustande. Erfülle deine Pflicht gegen den Staat, indem du ihm dienst und deine Kinder für seinen Dienst vorbereitest. Stelle sie auf eigene Füße, damit sie dich einmal ersetzen können. Dann magst du in Ruhe die Lebensweise wählen, die dir zusagt. Vorher aber hast du nicht das Recht, das zu tun. Tätest du es dennoch, so würdest du nichts anderes finden als Leiden.“

8. I

Waren es nun die Heilkräuter, oder waren es die Ratschläge des weisen Arztes, die so auf Julius wirkten, jedenfalls erholte er sich rasch, und in seinen Gedanken über das christliche Leben sah er jetzt nur Wahnvorstellungen. Der Arzt verließ nach kurzem Aufenthalt die

Stadt. Julius stand bald darauf auf. Er begann ein neues Leben und befolgte die Ratschläge des Arztes. Er nahm Lehrer für seine Kinder und verfolgte selbst genau ihren Unterricht. Seine Zeit widmete er ganz den öffentlichen Angelegenheiten und erreichte bald großen Einfluß in der Stadt.

So verging ein Jahr, in dessen Verlauf Julius nicht ein einziges Mal an die Christen dachte. Nach Ablauf des Jahres sollte in der Stadt Gericht über die Christen gehalten werden.

Ein Abgesandter des Kaisers war nach Zilizien gekommen, um die Predigt der christlichen Lehre zu unterdrücken. Julius hatte zwar von den Maßregeln gehört, die gegen die Christen ergriffen wurden, aber in der Meinung, daß sie sich nicht auf die Christengemeinde bezögen, der Pamphylius angehörte, dachte er nicht an ihn. Als er aber eines Tages über den Marktplatz dem Sitz seiner Amtsstelle zuschritt, trat ein bejahrter, ärmlich gekleideter Mann an ihn heran, den er nicht gleich erkannte. Es war Pamphylius. Er näherte sich Julius, ein Kind an der Hand führend.

„Guten Tag, mein Freund“, sagte Pamphylius. „Ich habe eine große Bitte an dich. Aber ich weiß nicht, ob du in dieser Zeit der Christenverfolgung mich noch als deinen Freund anerkennen willst, ob du nicht fürchtest, durch Beziehungen zu mir dein Amt zu verlieren?“

„Ich fürchte niemand“, antwortete Julius. „Zum Beweise dessen bitte ich dich, mit mir in mein Haus zu kommen. Ich will sogar meine Obliegenheiten auf dem Markt aufschieben, um mit dir zu sprechen und dir nützlich sein zu können. Komm mit! Wessen Kind ist das?“

„Das ist mein Sohn.“

„Ich hätte wirklich nicht zu fragen brauchen. Ich erkenne dein Gesicht an ihm. Ich erkenne auch diese blauen Augen, und ich brauche wohl nicht erst zu fragen, wer deine Frau ist. Gewiß jenes schöne Mädchen, in dessen Begleitung ich dich vor einigen Jahren gesehen habe?“

„Du hast es erraten“, antwortete Pamphylius. „Bald nachdem wir damals zusammen gewesen waren, wurde sie mein Weib.“

Die Freunde traten in Julius' Haus ein. Julius rief seine Frau und vertraute ihr den Knaben an. Er selbst führte Pamphylius in sein prächtiges, abgelegenes Zimmer.

„Hier kannst du mir alles sagen, niemand hört uns“, sagte Julius.

„Ich fürchte mich nicht davor, daß man mich belauschen könnte“, antwortete Pamphylius. „Ich will dich auch nicht etwa darum bitten, daß die ergriffenen Christen nicht vor Gericht gestellt und hingerichtet werden, sondern nur darum, daß man ihnen erlauben möge, ihren Glauben öffentlich zu bekennen.“

Und Pamphylius erzählte, daß die von den Behörden ergriffenen Christen ihrer Gemeinde über ihre Lage aus dem Kerker Nachricht gegeben hatten. Der ehrwürdige Kyrill, der die zwischen Pamphylius und Julius bestehende Freundschaft kannte, hatte Pamphylius beauftragt, für die Christen zu bitten. Die Christen baten nicht um Gnade, sie hielten es für ihren Beruf, für die Wahrheit der Lehre Christi zu zeugen. Sie konnten durch ein langes achtzigjähriges Leben dafür zeugen, sie konnten ebenso auch durch ihren Märtyrertod dafür zeugen. Das eine wie das andere war ihnen gleich willkommen, und der leibliche Tod, der doch unvermeidlich ist, hatte keine Schrecken für sie, und sie sahen ihm gleich freudig jetzt entgegen, oder nach fünfzig Jahren. Aber sie wünschten, ihr Leben möchte der Menschheit zum Nutzen gereichen, deshalb hatten sie Pamphylius abgesandt, um darum zu bitten, daß Gericht und Hinrichtung öffentlich stattfinden sollten.

Julius war erstaunt über die Bitte, die Pamphylius ihm vortrug; er versprach aber, alles zu tun, was in seiner Macht stehe.

„Ich habe dir meine Vermittlung versprochen“, sagte Julius, „aber ich habe sie aus Freundschaft für dich versprochen und aus jenem besonderen, guten Gefühl der Rührung, das du jedesmal in mir weckst. Aber ich muß dir gestehen, daß ich eure Lehre für durchaus unvernünftig und schädlich halte. Ich kann darüber urteilen, weil ich selbst vor ganz kurzer Zeit, in einem Augenblick der Enttäuschung, der Mutlosigkeit und Krankheit, noch einmal eure Lebensansichten zu teilen glaubte und wieder nahe daran war, alles von mir zu werfen und zu euch zu kommen. Ich weiß, worauf euer Irrtum beruht, weil ich ihn selbst durchgemacht habe, – auf Selbstliebe, auf geistiger Schwachheit und krankhaftem Zerfall. Das ist ein Glaube für Weiber, aber nicht für Männer!“

„Aber weshalb denn?“

„Weil ihr zwar zugebt, daß in der Natur des Menschen die Neigung zur Zwietracht und zu den daraus entspringenden Gewaltta-

ten liegt, aber nicht an diesen teilnehmen, sondern sie nur anderen überlassen wollt, – jedoch, ohne euren Anteil beizutragen, aus der bestehenden Weltordnung, die sich auf Gewalttat aufbaut, euren Nutzen zu ziehen begehrt. Ist das etwa gerecht? Unsere Weltordnung beruhte stets darauf, daß es Machthaber gab. Diese Machthaber nahmen alle Arbeit und alle Verantwortung auf sich und beschützten uns vor äußeren und inneren Feinden. Und als Gegenleistung gehorchten wir als Untertanen diesen Machthabern, erwiesen ihnen Ehren oder halfen ihnen, indem wir ihnen dienten. Ihr aber habt – anstatt euch an der Arbeit zum Wohle des Staates zu beteiligen und durch solche Betätigung nach Verdienst in der Achtung der Menschen höher und höher zu steigen – lediglich aus Hoffart erklärt, alle Menschen seien gleich, nur um keinen Höheren über euch anerkennen zu müssen und euch selbst dem Kaiser gleichstellen zu können. So denkt ihr selbst und so lehrt ihr auch andere denken. Und für die Schwachen und Trägen ist das eine arge Versuchung. Anstatt zu arbeiten, dünkt sich jetzt jeder Sklave dem Kaiser gleich. Aber das ist noch nicht alles: ihr lehnt auch Steuern ab, und das Halten von Sklaven, und Gerichte, und Todesstrafe, und Kriege, also alles das, was die Menschen zusammenhält. Wollten die Menschen auf euch hören, so würde die Gesellschaft zerfallen, und wir würden in die Zeit der Barbarei zurücksinken. Ihr lebt im Staate und predigt die Zertrümmerung dieses Staates. Aber schon eure bloße Existenz ist durch den Staat bedingt. Gäbe es ihn nicht, so wäret auch ihr nicht. Ihr alle wäret Sklaven der Szythen oder anderer Barbaren, der ersten, die von eurem Dasein erfahren. Ihr seid wie ein Geschwür, das den Körper zerstört, das aber doch nur an diesem Körper erscheinen und wachsen kann. Der lebendige Körper aber bekämpft und vernichtet es. Dasselbe tun auch wir mit euch, und wir können gar nicht anders handeln. Und obwohl ich versprochen habe, dir zur Erfüllung deines Wunsches behilflich zu sein, muß ich doch sagen, daß ich in eurer Lehre nur etwas höchst Schädliches und Niedriges sehe. Niedrig ist sie, weil es nach meiner Ansicht unehrenhaft und unrecht ist, die Brust zu beißen, die mich ernährt. Ihr wollt die Vorteile, die euch der Staat bietet, genießen, wollt ihn aber, ohne teilzunehmen an der Arbeit für seine Erhaltung, zerstören.“

„In deinen Worten“, entgegnete Pamphylius, „wäre viel Wahres, wenn wir tatsächlich so lebten, wie du meinst. Aber du kennst unser

Leben nicht und hast dir eine ganz falsche Meinung davon gebildet. Die Mittel zum Leben, die wir für uns aufwenden, sind auch ohne Gewalttaten zu beschaffen. Ihr mit euren luxuriösen Gewohnheiten könnt euch schwer vorstellen, wie wenig ein Mensch braucht, um ohne Entbehrungen zu leben. Der Mensch ist so beschaffen, daß er, solange er gesund ist, mit seiner Hände Arbeit viel mehr erzeugen kann, als er für sein Leben braucht. Da wir in Gemeinschaft leben, können wir durch unsere gemeinschaftliche Arbeit ohne jede Anstrengung auch unsere Kinder, unsere Alten, Kranken und Schwachen ernähren. Du sagst von den Machthaben, sie schützten den Menschen gegen die äußeren und die inneren Feinde. Aber wir lieben unsere Feinde – und deshalb haben wir keine Feinde! Du behauptest, daß wir Christen im Sklaven den Wunsch erwecken, dem Kaiser gleich zu sein. Im Gegenteil, wir predigen durch Wort und Tat nur eines: geduldige Demut und Arbeit, die allerniedrigste Arbeit, die Arbeit des arbeitenden Menschen. Wir wissen und verstehen nichts von Staatsangelegenheiten. Wir wissen nur eines, und das wissen wir mit unzweifelhafter Sicherheit: daß unser Heil nur da ist, wo das Heil aller anderen Menschen ist, und wir suchen dieses Heil. Das Heil aller Menschen aber liegt in ihrer Vereinigung. Die Gewalttätigkeit des Räubers gegen den Wanderer empört uns genau so, wie Gewalttätigkeiten von Soldaten gegen Gefangene, von Richtern gegen Verurteilte; und an keiner von solchen Gewalttaten können wir mit Bewußtsein teilhaben. Wir können auch nicht Nutzen aus Gewalttaten ziehen, ohne Arbeit. Der Gewalt unterliegen auch wir; aber unser Anteil an der Gewalt besteht nicht darin, daß wir Nutzen aus ihr ziehen, sondern darin, daß wir sie in Demut ertragen.“

„Aber sage mir doch, Pamphylus, weshalb sind euch die Menschen feindlich gesinnt, weshalb verfolgen, hetzen und töten sie euch? Weshalb entspringt aus eurer Lehre der Liebe nur Zwietracht?“

„Der Grund dafür liegt nicht in uns, sondern außer uns. Wir stellen das Gesetz Gottes, das unser Gewissen und unsere Vernunft leitet, höher als alles andere. Wir können nur solche Gesetze des Staates erfüllen, die den göttlichen Gesetzen nicht widersprechen. ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.‘ Und deshalb verfolgen uns die Menschen. Wir sind nicht imstande, diese

Feindschaft gegen uns, die nicht von uns ausgeht, zu beseitigen, weil wir nicht aufhören können, die Wahrheit zu bekennen, die wir erkannt haben, weil wir nicht im Widerspruch mit unserem Gewissen und mit unserer Vernunft leben können. Über diese Feindschaft, welche unser Glaube in anderen Menschen gegen uns erweckt, hat schon unser Lehrer gesagt: ‚Ihr sollt nicht wöhnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.‘ Auch Christus hat diese Feindschaft an sich empfunden und hat das uns, seinen Jüngern, mehrfach vorausgesagt. ‚Mich‘, sagte er, ‚hasset die Welt, weil ich künde, daß sie vom Übel ist. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt euch lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt. Es kommt aber die Zeit, daß, wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran.‘ Aber ebenso, wie Christus, fürchten wir uns nicht vor denen, die den Leib töten, und darnach nichts mehr tun können. Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist; und die Menschen liebten die Finsternis mehr, denn das Licht. Denn ihre Werke waren böse.

Darüber können wir uns nicht entsetzen, weil die Wahrheit doch siegen muß. Die Schafe hören die Stimme des Hirten und folgen ihm nach, weil sie seine Stimme kennen. Und die Herde Christi wird nicht umkommen, sondern sie wird wachsen und neue Schafe von allen Seiten der Welt an sich ziehen. Denn der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt.“

„Ja!“ unterbrach ihn Julius. „Sind aber viel Aufrichtige unter euch? Oft beschuldigt man euch, ihr tötet nur so, als seid ihr Märtyrer, die mit Freuden für die Wahrheit ihr Leben lassen. Die Wahrheit aber liegt nicht auf eurer Seite. Ihr seid stolze Toren und wollt die Grundlagen unseres sozialen Lebens zerstören.“

Pamphylius antwortete nicht und schaute Julius voll Kummer an.

9. |

Während Julius noch so sprach, kam der kleine Sohn des Pamphylius ins Zimmer gelaufen und schmiegte sich an seinen Vater.

Trotz aller Liebkosungen von Julius' Frau war er ihr entlaufen und zu seinem Vater geeilt. Pamphylius seufzte, liebte den Sohn und erhob sich. Aber Julius hielt ihn zurück, bat ihn noch zu verweilen, noch weiter mit ihm zu plaudern und später bei ihm zu speisen.

„Es wundert mich,“ sagte Julius, „daß du verheiratet bist und sogar Kinder hast. Ich kann nicht verstehen, wie ihr Christen Kinder erziehen könnt, wenn ihr kein Eigentum habt? Wie können eure Mütter ruhig leben, wenn sie wissen, wie ungesichert die Zukunft ihrer Kinder ist?“

„Wieso ist denn die Zukunft unserer Kinder unsicherer, als die der eurigen?“

„Weil ihr keine Sklaven habt und keinen eigenen Besitz. Meine Frau ist dem Christentum sehr geneigt, sie wollte sogar schon einmal unser jetziges Leben aufgeben. Ich wollte damals mit ihr gehen. Vor allem aber erschreckte sie diese Unsicherheit, die Not, die ihren Kindern bevorstand, und ich mußte ihr beipflichten. Das war, als ich krank lag. Damals war mir mein ganzes Leben zuwider, und ich wollte alles aufgeben. Aber die Angst meiner Frau und daneben die Aufklärungen des Arztes, der mich behandelte, überzeugten mich, daß das christliche Leben, wie ihr es führt, nur für Unverheiratete möglich und gut ist, daß aber für Verheiratete, für Mütter mit Kindern kein Raum in ihm ist, daß bei eurer Lebensauffassung das Leben, das heißt, das Menschengeschlecht aufhören muß. Und das ist ganz richtig. Deshalb wunderte ich mich besonders darüber, dich mit einem Kinde zu sehen.“

„Ich habe nicht nur ein Kind; ich habe noch einen Säugling und ein dreijähriges Mädchen daheim.“

„Erkläre mir, wie das ist. Ich verstehe das nicht. Ich war bereit, alles aufzugeben und zu euch zu gehen. Aber ich habe Kinder, und ich begriff, daß ich kein Recht hatte, sie zu opfern, wie gut es mir auch gehen würde. So lebte ich ihretwegen weiter wie früher, um sie in denselben Verhältnissen aufwachsen zu lassen, in denen ich selbst groß geworden bin und gelebt habe.“

„Das ist seltsam“, sagte Pamphylius. Wir sind genau der entgegengesetzten Ansicht. Wir sagen, wenn erwachsene Menschen ein weltliches Leben führen, so ist das noch verzeihlich, weil sie schon verderbt sind. Aber Kinder! Das ist doch entsetzlich! Mit ihnen in der Welt zu leben und sie allen Versuchungen auszusetzen! ,Wehe

der Welt, der Ärgernis halber. Es muß ja Ärgernis kommen. Doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!“ So spricht unser Lehrer, und ich sage das nicht nur, um dir zu widersprechen, sondern weil es wirklich so ist. Denn die erste Notwendigkeit, so zu leben, wie wir alle leben, entspringt für uns daraus, daß Kinder unter uns sind, jene Wesen, von denen gesagt ist: ‚Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen‘.“

„Aber wie kann denn eine christliche Familie ohne bestimmte Mittel leben?“

„Nach unserem Glauben gibt es nur ein Mittel zum Leben – in Liebe für die Menschen zu arbeiten. Euer Mittel aber ist die Gewalt. Es kann vergehen, wie Reichtümer vergehen.

Dann bleibt nur die Arbeit und die Liebe zu den Menschen. Wir meinen, daß wir das, was die Grundlage zu allem andern ist, festhalten und vergrößern müssen. Und wenn dieses vorhanden ist, dann kann die Familie leben und gedeihen. Nein,“ fuhr Pamphilius fort, „sollte ich je einmal an der Wahrheit der Lehre Christi zweifeln und in ihrer Erfüllung schwankend werden, so würden Zweifel und Schwanken für mich sofort verschwinden, wenn ich an das Schicksal der Kinder dächte, die im Heidentum unter den Verhältnissen erzogen werden, in denen du aufgewachsen bist und in denen jetzt deine Kinder aufwachsen. Wie eine kleine Zahl von uns auch das Leben durch Paläste, Sklaven und die zu uns gebrachten Erzeugnisse fremder Länder zieren mag – das Leben der Mehrzahl der Menschen bleibt doch immer so, wie es sein soll. Die einzige Sicherung für dieses Leben liegt in der Menschenliebe und der Arbeit. Wir wollen uns selbst und unsere Kinder aus diesen Verhältnissen befreien – aber durch Gewalt, nicht durch Liebe, zwingen wir andere Menschen, uns zu dienen! Und seltsam, je mehr wir uns angeblich dadurch sichern, desto mehr berauben wir uns der wahren, natürlichen und zuverlässigen Sicherung – der Liebe. Je größer die Macht eines Herrschers ist, desto geringer ist die Liebe zu ihm. So ist es auch mit der anderen Sicherung – der Arbeit. Je mehr der Mensch sich der Arbeit entzieht und sich an Wohlleben gewöhnt, desto weniger ist er fähig zur Arbeit, desto mehr beraubt er sich der wirklichen und zuverlässigen Sicherung. Und in solche Verhältnisse versetzen die Menschen ihre Kinder, und das nennen sie Sicherung!

Nimm deinen und meinen Sohn und schicke sie aus, einen Weg zu suchen, einen Befehl zu überbringen, einen notwendigen Auftrag auszuführen, und dann schau, wer von beiden es besser vollbringen wird! Versuche, sie jemand zur Erziehung anzuvertrauen: wen von beiden man wohl lieber nimmt? Nein, sprich nicht wieder diese entsetzlichen Worte aus, ein christliches Leben sei nur für die Kinderlosen möglich! Im Gegenteil, man kann sagen: nur kinderlosen Menschen kann man es verzeihen, wenn sie ein heidnisches Leben führen. Wehe aber über den, der ärgert dieser Geringsten einen!“

Julius schwieg.

„Ja,“ sagte er, „vielleicht hast du recht! Aber die Erziehung meiner Kinder hat nun einmal begonnen; die besten Lehrer unterrichteten sie. Mögen sie erst alles kennenlernen, was wir schon wissen. Das kann ihnen keinen Schaden bringen. Für mich aber und für sie ist noch viel Zeit. Sie mögen zu euch gehen, wenn sie erwachsen sind, falls sie es dann nötig finden. Ich aber kann es tun, wenn ich meine Kinder auf eigene Füße gestellt habe und frei bin.“

„Erkennet die Wahrheit, so werdet ihr frei sein!“ sagte Pamphylus. „Christus gibt sofort volle Freiheit, die weltliche Lehre gibt sie nie. Lebe wohl!“

Und Pamphylus verließ mit seinem Sohn das Haus.

*

Das Gericht fand öffentlich statt und Julius sah bei der Gelegenheit Pamphylus, wie er mit anderen Christen die Leichen der Märtyrer fortschaffte.

Er sah ihn, aber aus Furcht vor der Obrigkeit trat er nicht zu ihm heran und rief ihn auch nicht zu sich.

10. I

Noch zwanzig Jahre waren vergangen. Julius' Frau war gestorben. Sein Leben floß dahin unter den Sorgen der politischen Betätigung, dem Streben nach Macht, die er einmal erreichte, und die ihm auch wieder entglitt. Sein Vermögen war groß und wuchs noch ständig.

Seine Söhne waren aufgewachsen, und besonders der zweite führte schon ein verschwenderisches Leben. Er machte Löcher in

den Boden des Eimers, in den das Vermögen des Vaters eingesammelt wurde, und in dem Maße, wie das Vermögen sich vergrößerte, floß es auch geschwinder aus dem Eimer aus. Es begann für Julius der Kampf mit seinen Söhnen, derselbe Kampf, den er selbst mit seinem Vater geführt hatte. Erbitterung, Haß, Eifersucht ...

Um diese Zeit fiel Julius bei einem neuen Statthalter in Ungnade. Julius wurde von denen verlassen, die ihm bisher geschmeichelt hatten, und ihm drohte die Verbannung. Er reiste nach Rom, um sich zu rechtfertigen. Aber man ließ ihn nicht vor und befahl ihm, wieder abzureisen.

Als er zu Hause eintraf, fand er seinen Sohn mit liederlichen jungen Leuten im Hause vor. In Zilizien ging das Gerücht um, Julius sei gestorben, und sein Sohn feiere den Tod des Vaters. Julius geriet außer sich, er schlug seinen Sohn so hart, daß er wie leblos zu Boden stürzte. Dann ging er in das Gemach seiner verstorbenen Frau. Im Gemach seiner Frau fand er ein Evangelium und las darin:

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“

„Ja,“ dachte Julius, „schon seit langer Zeit ruft er mich! Ich habe nicht an ihn geglaubt; ich war ungehorsam und böse, und mein Joch war schwer, und meine Last war böse.“

Lange saß Julius mit dem aufgeschlagenen Evangelium auf den Knien, sann über sein verflissenes Leben nach und erinnerte sich an das, was Pamphylius ihm zu verschiedenen Zeiten gesagt hatte. Dann stand er auf und ging zu seinem Sohne. Er traf ihn wieder auf den Beinen und freute sich unsäglich darüber, daß er ihm durch seinen Schlag keinen Schaden zugefügt hatte.

Ohne dem Sohne ein Wort zu sagen, trat Julius auf die Straße hinaus und ging dann weiter in der Richtung nach der christlichen Gemeinschaft. Er wanderte den ganzen Tag; am Abend kehrte er bei einem Landmann zur Nacht ein. In dem Zimmer, in das er trat, lag ein Mensch. Beim Geräusch seiner Schritte erhob sich dieser Mensch. Es war der Arzt.

„Nein, jetzt wirst du mich nicht wieder umstimmen!“ rief Julius.

„Zum drittenmal gehe ich dahin, und ich weiß, daß ich nur dort die Ruhe finden werde.“ – „Wo?“ fragte der Arzt.

„Bei den Christen.“

„Ja, vielleicht findest du dort die Ruhe, aber du hast deine Pflicht nicht erfüllt. Du hast keine Mannhaftigkeit in dir, das Unglück überwindet dich. Nicht so handeln wahre Philosophen. Das Unglück ist nur ein Feuer, durch welches das Gold geläutert wird. Du bist durch den Schmelztiegel hindurch. Jetzt gerade bist du nötig, und jetzt fliehst du. Du hast wahre Weisheit erworben und mußt sie zum Wohl der Heimat anwenden. Was würde mit den Bürgern geschehen, wenn gerade Männer, welche die Menschen, ihre Leidenschaften, ihre Lebensverhältnisse kennengelernt haben, ihr Wissen und ihre Erfahrung nicht zum Wohle der Gesellschaft verwenden, sondern sich in der Einsamkeit vergraben wollten, um nach Ruhe zu suchen? Deine Lebensweisheit hast du in der Gesellschaft erworben, du mußt sie nun auch derselben Gesellschaft wieder hingeben.“

„Aber ich habe gar keine Weisheit! Ich stecke stets tief in Irrtümern! Meine Irrtümer sind alt, aber dadurch sind sie nicht zu Weisheit geworden, genau so wie Wasser, so alt und faulig es auch sein mag, dadurch nie zu Wein wird.“

So sprach Julius, nahm seinen Mantel, verließ das Haus und wanderte, ohne zu rasten, weiter. Am Ende des zweiten Tages kam er bei den Christen an.

Sie nahmen ihn freudig auf, obwohl sie nicht wußten, daß er ein Freund des von allen geliebten und geachteten Pamphylius war. Beim Abendtisch erblickte Pamphylius seinen Freund, eilte freudig auf ihn zu und umarmte ihn.

„Endlich bin ich gekommen“, sagte Julius. „Sage mir, was ich tun soll, ich werde dir gehorchen.“

„Sorge dich nicht darum“, sagte Pamphylius. „Folge mir!“ Und Pamphylius führte Julius in das Haus, wo die Gäste wohnten, und wies auf ein Bett mit den Worten:

„Womit du den Menschen dienen kannst, das wirst du selbst sehen, wenn du unser Leben näher betrachtet hast. Aber damit du weißt, wozu du deine Mußezeit verwenden kannst, werde ich dir für morgen eine Arbeit anweisen. In unseren Weinbergen hat die Weinlese begonnen. Geh hin und hilf! Du wirst selbst sehen, wo für dich ein Platz ist.“

Am Morgen ging Julius nach dem Weinberg. Der erste war ein junger Weinberg, der voll schwerer Trauben hing. Junge Leute sammelten und nahmen sie ab. Alle Plätze waren besetzt, und obwohl er lange suchte, konnte Julius keinen Platz zur Arbeit finden. Er ging weiter; da war ein älterer Weinberg mit weniger Früchten. Aber auch hier fand Julius nichts zu tun. Alle arbeiteten paarweise, und für ihn war kein Platz. So ging er noch weiter und kam in einen sehr alten Weinberg. Er war ganz leer. Die Weinstöcke waren krumm und trocken und, wie es Julius vorkam, ohne alle Früchte.

„Genau so ist auch mein Leben“, sprach er zu sich selbst. „Wäre ich das erstemal schon gekommen, so wäre es gewesen wie die Früchte im ersten Weinberg. Wäre ich damals gekommen, als ich zum zweitenmal unterwegs war, so wäre es gewesen wie die Früchte des zweiten Weinbergs. Jetzt aber ist mein Leben so wie diese unnützen, alten Reben, die nur noch zum Verbrennen taugen.“

Und Julius erschrak über das, was er getan hatte, er erschrak vor der Strafe, die ihm dafür drohte, daß er nutzlos sein ganzes Leben vergeudet hatte. Und Julius bekümmerte sich und sagte:

„Ich taue zu nichts mehr und kann jetzt nichts mehr tun.“ Er erhob sich nicht von der Stelle und weinte darüber, daß er verloren hatte, was unwiederbringlich hin war. Plötzlich aber hörte er die Stimme eines Greises, die ihn rief. „Arbeite, lieber Bruder!“ sagte die Stimme.

Julius schaute sich um und erblickte einen von den Jahren gebeugten Greis mit schneeweißem Haar, der nur mit Mühe seine Füße weiter bewegen konnte. Er stand bei einem Weinstock und sammelte ein paar von ihm übersehene süße Trauben. Julius trat zu ihm.

„Arbeite, lieber Bruder! Die Arbeit gibt Freude!“ Und er zeigte ihm, wie er die hier und da übersehenen Trauben sammeln sollte. Julius ging suchen, fand einige Trauben, trug sie herbei und legte sie in den Korb des Alten. Und der Greis sprach zu ihm:

„Siehst du, wieviel schlechter diese Trauben sind, als die in den anderen Weinbergen gesammelten? ‚Wandelt im Licht, dieweil ihr das Licht habt‘, hat unser Lehrer gesagt. ‚Das ist aber der Wille des, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er

die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes. Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist; und die Menschen liebten die Finsternis mehr, denn das Licht. Denn ihre Werke waren böse. Wer Arges tut, hasset das Licht, und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott getan! Gräme dich nicht, mein Sohn! Wir sind alle Kinder Gottes und seine Diener. Wir sind alle seine Krieger. Glaubst du etwa, er habe außer dir keine Diener? Und wenn du in der Vollkraft dich seinem Dienste gewidmet hättest, würdest du dann alles getan haben, was er verlangt, alles, was die Menschen vollbringen müssen, um sein Reich aufzurichten? Du sagst, du würdest doppelt soviel, zehnmal so viel, hundertmal so viel getan haben. Ja, und wenn du auch unzähligmal mehr getan hättest, als alle Menschen zusammen, was würde das bedeuten in Gottes Werk? Nichts! Gottes Werk hat, wie Gott selbst, keine Grenzen und kein Ende, Gottes Werk ist in dir. Komm zu ihm, nicht als Knecht, sondern als Sohn, und du wirst Mitarbeiter des ewigen Gottes und seines Werkes. Vor Gott gibt es nicht klein und groß, sondern nur gerade und krumm. Ziehe hin auf dem geraden Weg des Lebens und du wirst mit Gott sein, und dein Werk wird nicht klein, nicht groß, sondern Gottes Werk sein. Denke daran, daß im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, denn über neunundneunzig Gerechte. Das Werk der Welt, alles das, was du unterlassen hast, hat dir nur deine Sünde gezeigt, und du hast Buße getan. Und als du Buße tatest, hast du den geraden Weg gefunden. Gehe nun den geraden Weg mit Gott, und denke nicht an die Vergangenheit, nicht an groß und klein! Vor Gott sind alle Lebenden gleich! Es gibt nur einen Gott, und nur ein Leben!“

Und Julius gewann seine Ruhe und lebte und arbeitete nach Kraft und Können für seine Brüder. Und so lebte er in Freuden noch zwanzig Jahre, ohne zu sehen, wie der leibliche Tod an ihn herantrat.

Die drei Söhne

Es gab einmal ein Vater seinem Sohne die Abfindung, schenkte ihm ein Landgut und sprach zu ihm: „Lebe so, wie ich lebe, und du wirst glücklich sein.“

Als der Sohn sein Geschenk erhalten hatte, ging er fort und lebte nur seinem Behagen. „Der Vater hat mir befohlen,“ sagte er, „ich solle so leben wie er lebt. Er aber lebt lustig, also folge ich seinem Beispiel.“

So verbrachte er ein Jahr, zwei, zehn, zwanzig Jahre. Er vertat alles, was er bekommen hatte, und besaß schließlich nichts mehr. Dann kehrte er zu seinem Vater zurück und bat ihn um Hilfe. Aber der Vater versagte seinem Sohn die Hilfe. Der Sohn versuchte den Vater milder zu stimmen, er brachte ihm das beste, was er hatte, zum Geschenk und flehte ihn um Unterstützung an. Aber der Vater blieb taub gegen alle Bitten. Da bat der Sohn – in der Meinung, er habe ihn durch irgendwas verletzt – den Vater um Verzeihung. Aber der Vater blieb unerbittlich wie vorher.

Da schalt der Sohn seinen Vater.

„Wenn du mir jetzt nichts geben willst – weshalb hast du mir damals jenes Geschenk gemacht und noch gesagt, das, was du mir gegeben, würde für mein ganzes Leben reichen? Alle Freuden und Vergnügungen, die ich genossen habe, sind nichts im Vergleich mit den Leiden, die ich jetzt erdulde. Ich fühle, wie ich zugrunde gehe, wie meine Gesundheit dahinschwindet. Und wer ist schuld an meinem Unglück? Du ... Du mußtest doch wissen, das mein Wohlstand mir schaden würde, aber du warntest mich nicht vor der Gefahr. Du sagtest nur: ‚Lebe so wie ich lebe, und es wird dir gut gehen.‘ Und ich lebte wie du. Du gabst dich deinem Behagen hin – ich folgte deinem Beispiel ... Aber du besaßest genügend Mittel für ein solches Leben, mir aber reichten sie nicht zu ... Du bist kein Vater, du bist ein Betrüger, du bist mein Feind! Verflucht sei mein Leben! Fluch sei auch dir, du Versucher! Ich will nichts mehr wissen von dir, ich hasse dich!“

Dem zweiten Sohne machte der Vater dasselbe Geschenk und

sprach nur schlicht: „Lebe wie ich, und du wirst glücklich sein.“ Dieser Sohn war nicht ganz befriedigt von des Vaters Gabe, obwohl sie dem Geschenk, das der erste Sohn erhalten hatte, völlig gleich war. Aber der zweite Sohn wußte bereits, was mit den ältesten Bruder geschehen war, und er dachte darüber nach, wie er es machen müßte, um nicht dem Beispiel des Ältesten zu folgen und nicht auch zum Bettler zu werden. Er begriff, daß sein Bruder die Worte des Vaters: „Lebe wie ich!“ falsch ausgelegt hatte, und daß man nicht nur seinem Behagen leben darf. Er grübelte also darüber nach, auf welchem Wege er das ihm geschenkte Vermögen verdoppeln könnte, und mühte sich, ein anderes Gut, ebenso groß wie das vom Vater erhaltene, hinzuzuerwerben. Aber er verstand es doch nicht, es dazu zu bringen.

Da ging er zu seinem Vater und fragte ihn um Rat. Aber der Vater sagte dem Sohne nichts. Der Sohn meinte, der Vater trage vielleicht Bedenken, ihn in das Geheimnis seines Wohlstandes einzuweißen, und er forschte nun den Wegen und Mitteln nach, mit deren Hilfe der Vater seinen Reichtum erworben hatte. Er fing an zu sparen; wieviel er aber auch sparte – es war ihm immer noch zu wenig. Weil er seine Habgier nicht zeigen wollte, verbrachte er sein Leben in Entbehrungen und erzählte allen und überall, sein Vater habe ihm nichts gegeben, er selbst habe alles mit eigenen Händen erworben, und andere Menschen hätten in diesem Zeitraum noch viel mehr zusammengeschart.

So redete der zweite Sohn, bis schließlich das väterliche Vermögen ihm allmählich entschwand. Als er alles verloren hatte, was er gehabt hatte, blieb ihm nichts andres übrig als zu sterben. Und er nahm sich das Leben.

Auch dem dritten Sohn schenkte der Vater ein ebensolches Gut, wie den beiden ersten. Als er es ihm schenkte, sprach er dieselben Worte: „Lebe wie ich, und du wirst glücklich sein.“

Der dritte Sohn freute sich über sein Geschenk und verließ sein Vaterhaus. Aber, eingedenk des Geschicks der älteren Brüder, dachte er lange über die Bedeutung der väterlichen Geleitworte nach.

„Mein ältester Bruder“, überlegte er, „meinte: leben wie der Vater, das hieße, dem eigenen Behagen leben. Infolgedessen verlor er alles, was er besaß. Der zweite Bruder, der glaubte, diese Worte be-

deuteten, er solle nach des Vaters Beispiele handeln, kam auch um. Was bedeuten also eigentlich die Worte des Vaters? ‚Lebe wie ich?‘

Und er dachte über das nach, was er über das Leben des Vaters überhaupt wußte. Und beim Nachdenken begriff er, daß er nur eines wisse: und zwar, daß vor seiner Geburt der Vater für ihn noch nichts in Bereitschaft hatte, daß er selbst noch nicht existierte, daß der Vater ihn schuf, ihn nährte, ihn erzog, ihm alles Gute antat und dann sagte: „Lebe wie ich, und du wirst glücklich sein.“ Er wußte, daß der Vater für die Brüder dasselbe getan hatte, und entschied, daß einzig und allein hierin das läge, was er vor allem von seinem Vater lernen könne. Alles, was er über den Vater wußte, beschränkte sich darauf, daß der Vater ihm und seinen Brüdern Gutes getan hatte. Und da begriff er, was die Worte bedeuteten, die der Vater gesprochen hatte: „Lebe wie ich!“ Er verstand, daß „leben wie der Vater“ bedeutete: den Menschen Gutes tun!

Als er in diesen Gedanken vertieft war, trat der Vater zu ihm und sagte: „Jetzt wollen wir wieder zusammen leben, und wir werden glücklich sein. Geh hin zu allen meinen Kindern, erzähle ihnen, was das heißt: ‚Lebe wie ich!‘ und daß wirklich alle glücklich sein werden, die nach meinem Beispiele leben.“

Der dritte Sohn ging hin und erzählte allen seinen Altersgenossen, was er gehört hatte. Und seit der Zeit freute sich jeder Sohn, wenn er seinen Anteil erhielt, nicht darüber, daß er recht viel erhalten hatte, sondern darüber, daß er jetzt so leben konnte wie der Vater und glücklich sein konnte.

Der Vater – das ist Gott; die Söhne – das sind die Menschen; und das Glück ist unser Leben. Die Menschen bilden sich ein, sie könnten allein leben, ohne Gott, und die einen stellen sich das Leben vor als eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen: sie leben lustig und genießen ihr Leben. Wenn aber die Todesstunde kommt, sind sie nicht imstande zu verstehen, wozu ihnen das Leben gegeben war, dessen Glück doch immer mit den Leiden des Todes endet.

Diese Menschen sterben mit Flüchen gegen Gott auf den Lippen, und sie sagen sich los von ihm. Solche Menschen sind wie der erste Sohn.

Andere Menschen sehen das Ziel des Lebens in der Selbsterkenntnis und Selbstvervollkommnung; sie weihen alle Kräfte der Aufgabe, sich ein neues, besseres Leben zu bereiten, aber indem sie

das irdische Leben vervollkommen wollen, verlieren sie es und entfernen sich von ihm.

Die dritten endlich sprechen: „Alles was wir über Gott wissen, ist, daß er den Menschen Gutes tut und uns befiehlt, ebenso hinsichtlich unserer Mitmenschen zu handeln. Also laßt uns seinem Beispiel folgen und unsere Nächsten Gutes tun!“

Und sobald sie zu dieser Einsicht gelangen, kommt Gott zu ihnen hernieder und spricht: „Das ist es, was ich von euch wollte. Handelt so, wie ich handle; dann werdet ihr ebenso leben wie ich lebe!“

1887

Vierzig Jahre

Kleinrussische Legende

Die Legende „Vierzig Jahre“ hat N. I. Kostomarow geschrieben;

L. N. Tolstoj fügte ein letztes – das vierzehnte – Kapitel hinzu.

Folgendes ist kurz der Inhalt der Legende:

1.-13. I

In einem kleinrussischen Dorfe lebte der reiche Bauer Schpak. Im gleichen Dorfe war ein armer Sauhirt Trochim, den Schpak als Knecht zu sich nahm. Seine Tochter, die schöne Wassa, verliebte sich in den Knecht des Vaters, den armen Trochim, was sie eines Tages ihrem Vater auch eingestand. Zornentbrannt jagte Schpak den Trochim aus dem Hause und erklärte ihm höhnisch, er werde ihm seine Tochter erst dann zum Weibe geben, wenn er, um sie anzuhalten, „in einem Rocke aus feinem, blauem Tuch, im eigenen Wagen, mit eigenem Pferd“ käme. Der junge Mensch konnte nie daran denken, solche Reichtümer zu erwerben und beschloß aus Kummer, sich zu ertränken. Zufällig hielt ihn aber der Gärtner des dortigen Gutsbesitzers zurück, ein ganz ungebildeter Mensch, namens Pridybalka, in dem der Volksglaube „den Bösen in Menschengestalt“ sah. Pridybalka stiftete Trochim an, einen auf der Durchreise im Dorfe weilenden Kaufmann zu ermorden. In dunkler Nacht, im Walde, auf der Landstraße führte Trochim diese Tat mit Hilfe von Pridybalka auch aus, und es gelang, alle Spuren des Verbrechens zu verwischen. Weil Trochim sich nur einen Teil von des Kaufmanns Geld und Waren angeeignet hatte, kam die Untersuchung zu dem Ergebnis, es habe keine Beraubung stattgefunden, der Kaufmann und sein Knecht (Trochim hatte beide mit einem Knüttel totgeschlagen und sie samt den Pferden in eine Schlucht geworfen) seien vielmehr durch eigene Unvorsichtigkeit umgekommen. Im Dorfe aber verbreitete Pridybalka, er habe Trochim Geld zum Heiraten geliehen, nur um den reichen Schpak zu ärgern. Trochim beichtete nur seiner Braut. Auf ihren Rat ging er nachts zum Grabe der Erschlagenen,

um sein Schicksal dort zu erfahren. Nach dem Volksglauben ist das möglich. Eine geheimnisvolle Stimme offenbarte Trochim, Gott würde ihn vierzig Jahre später strafen. Bräutigam und Braut entschieden, es würde ihnen in dieser langen Zeit schon gelingen, die Sünde abzubeten, und so hielten sie Hochzeit. Die letzten Reste von Trochims Gewissenbissen schwanden nach einem Gespräch mit Pridybalka, der ihm versicherte, es gäbe keinen Gott und keine Sünde.

Der Gutsherr gab den jungen Leuten den Freibrief. Trochim widmete sich dem Handel und wurde allmählich reich.

Jetzt hieß er Trofim Semionowitsch Jaschnikow. Er zog erst in die Kreisstadt, dann in die Gouvernementsstadt. Hier starb seine Frau. Er litt unter der Vereinsamung, Gewissenbisse quälten ihn wieder, und er beichtete dem Bischof in der Stadt seine Sünde. Der Bischof erteilte Trofim Semionowitsch die Absolution unter der Bedingung, daß er eine Kirche baue. Die Kirche wurde gebaut, aber in der Seele des reichen Mannes wurde es dadurch nicht sehr viel ruhiger. Zum zweitenmal verheiratet, lebte er dann in Petersburg, sehr prächtig und hochangesehen. In einem Kloster wies ein heiliger Starez dann Trofim den einzigen Weg, wie er jenes alte Verbrechen sühnen könne: er müßte all sein unrecht erworbenes Gut hingeben und in Armut von seiner Hände Arbeit leben. Aber Trofim hatte nicht die Kraft, das zu tun. Mit allerhand verlogenen Überlegungen suchte er sich zu rechtfertigen.

Endlich war das verhängnisvolle vierzigste Jahr da, in dem sich die Prophezeiung von seiner Strafe erfüllen sollte, die Trofim Semionowitsch auf dem Grabe der beiden von ihm Erschlagenen, des Kaufmanns und seines Knechts, gehört hatte. Angst vor seinem Geschick martert den alten Mann. Er plaudert mit seinem hochgelehrten Sohn Alexander und macht dabei Anspielungen auf seine „Sünde“. Der Sohn versteht zwar nicht recht, worin die Sünde des Vater besteht, aber er beeilt sich, ihn zu beruhigen, und erklärt ihm, es gäbe keinen Gott; deshalb sei es nur dumm, ihn und sein Gericht zu fürchten; ein künftiges Leben gebe es auch nicht, und man brauche sich deshalb nicht um seine „Seele“ zu besorgen, man müsse sich vielmehr von den alten Vorurteilen freimachen. Der Alte gab sich alle Mühe, ihm Glauben zu schenken.

So kommt der letzte Tag der ihm gesteckten vierzig Jahre. Trofim

Semionowitsch ist nicht mehr er selbst. Ein plötzlich ausbrechendes Gewitter erschüttert endgültig sein seelisches Gleichgewicht. Er wartet auf einen Blitzschlag, aber das Gewitter zieht vorüber. Trofim Semionowitsch wird immer mißtrauischer, furchtsamer und finsterer. Nur der gelehrte Alexander kann ihn einigermaßen beruhigen, indem er ihm noch einmal seine Ansichten über Gott und die Seele vorträgt und dem Vater rät, „sich von all diesem Unsinn freizumachen“. – „Ich habe mich schon freigemacht“, sprach da der Alte.

Und dieses – daß er den Glauben an Gott und an das künftige Leben der Seele verloren hatte – sollte anscheinend gerade seine Strafe sein.

14. I

In dieser Nacht – vom 12. auf den 13. August – als er sich nach dem Gespräch mit dem Sohn allein in seinem Zimmer schlafen legte, begann seine Strafe. „Es gibt keinen Gott, keine Seele, keine Strafe! Wie schön! Wie beruhigend! Und wie viel, wie lange habe ich mich unnötig gequält! Alle kämpfen wir miteinander, alle bringen wir einander um, um zu leben, wie soeben Alexander gesagt hat. Der Kampf ums Dasein – so ist das Gesetz! Es gibt kein anderes. Und mich hat Gott Sieger sein lassen ... Gott? Die dumme Gewohnheit bleibt doch immer noch. Nicht irgendein Gott hat mir dazu verhelfen, nein, ich selbst habe es verstanden zu siegen, und das ist schön. Jeder Mensch muß kämpfen, und wenn er gesiegt hat, soll er auch Nutzen aus seinem Siege ziehen. Ich habe gesiegt und ziehe nun auch Nutzen daraus. Ich lebte so glücklich, nur diese Erinnerung verbitterte mir immer mein Leben. Ich verstehe wohl, daß die anderen neidisch sind.“ Er gedachte der Worte des Einsiedlers. „Sie sind neidisch, jeder möchte auch glücklich sein. Wer das will, der muß eben kämpfen. Kämpfe selbst und warte nicht, bis man dir etwas gibt!“

„Auch Alexander ...“ Ihm fiel ein, daß Alexander ihm neulich erklärt hatte, die ihm ausgesetzten zwanzigtausend Rubel jährlich wären zu wenig. „Er bat mich, ihm noch zehntausend Rubel zuzulegen, und als ich ihm diese Bitte abschlug, war er ärgerlich. Gewiß, er rechnet wohl darauf, alles zu bekommen, wenn ich einmal

sterbe!“ Und plötzlich kam Trofim Semionowitsch der unabweisliche Gedanke, daß sein Sohn nur seinen Tod wünschen könne. „Kämpfe, wenn du Sieger sein willst! Ich habe auch gekämpft, ich habe den Kaufmann ermordet; ich brauchte seinen Tod, und so nahm ich ihm sein Leben. Und wessen Tod braucht mein Sohn Alexander?“ Er hielt inne und richtete sich im Bette auf. „Wessen Tod? Den meinen? Ja, ich stehe ihm im Wege. Wenn ich ihm noch soviel gebe, für ihn wäre es doch vorteilhafter, wenn ich stürbe und er Herr würde.“ Und Trofim Semionowitsch rief sich Blicke und Worte seines Sohnes ins Gedächtnis zurück, und er ersah aus allem, daß der Sohn seinen Tod wünschte ... „Er muß ihn ja wünschen! Und wenn er ihn wünscht, dann muß er, als gebildeter Mensch ohne Vorurteile, mich umbringen. Nun ja, er wird sich selbst keiner Gefahr aussetzen wollen. Aber dafür gibt es doch Gift.“ Und plötzlich fiel ihm das Gespräch des Sohnes über alte Gifte ein, die töten, ohne daß die geringste Spur von ihnen zu entdecken wäre. „Wenn er dieses Gift erst einmal besitzt, warum soll er es mir dann nicht eingeben? Er muß es mir ja einfach eingeben! Er hat doch schon einmal gesagt, ich vernachlässige mein Geschäft, er behauptete, ich könne mehr tun. Ja, ein Glas Tee genügt, und es ist aus mit mir. Er kann die Leute bestechen, den Koch ... Sie sind ja alle käuflich.“ Er mußte an seinen stutzerhaften Kammerdiener denken. „Wenn er dem tausend Rubel gibt, bin ich erledigt. Der Koch ist auch nicht besser.“ Trofim hatten diese Gedanken aufgeregt, und um sich zu beruhigen, wollte er ein Glas Zuckerwasser trinken, das auf dem Tischchen neben seinem Bette stand. Er nahm das Glas in die Hand: auf dem Boden lag weißer Satz. „Wer weiß, was das ist? Nein, er soll mich nicht überlisten“, sagte er, goß das Wasser aus, trat an den Waschtisch und trank Wasser aus ihm. Ja, es ist ein Kampf aller gegen alle. Will man aber kämpfen, so muß man die Augen offen halten. Ich werde jetzt immer recht vorsichtig sein, werde nur noch essen und trinken, was meine Frau ißt und trinkt. Aber sie ist ja auch nicht anders. Sie weiß doch, daß sie den siebenten Teil erhält. Und ihre armen Verwandten kommen schon längst mit Forderungen zu ihr. Ja, Krieg ist Krieg! Ich muß alles so einrichten, daß keiner von ihnen einen Nutzen von meinem Tode hat. Ich werde ein Testament aufsetzen, das sie alle enterbt, so daß mein Tod unvorteilhaft für sie ist. Ja, das will ich morgen tun und ihnen auch mitteilen.“

Er versuchte einzuschlafen, aber die Gedankenarbeit ließ ihn nicht schlafen. Er versuchte sein Testament zu entwerfen. Er zog Schlafrock und Pantoffeln an, trat an den Tisch und entwarf ein Testament, in dem er sein ganzes Vermögen Wohlfahrtsanstalten vermachte. Als er damit fertig war, wollte er sich wieder niederlegen; aber jetzt mußte er an seinen Diener denken, an den Hausknecht. Er versetzte sich selbst in die Seele des Dieners und sagte sich: „Was würde sein, wenn ich jetzt ein armer Diener mit fünfzehn Rubeln Monatsgehalt wäre, und fünf Zimmer von mir entfernt ein reicher Mann bei seinem Gelde schlief, und wenn ich so sicher wüßte, wie ich es jetzt weiß, daß es keinen Gott gibt und kein Weltgericht. ... Was würde ich dann tun? Ich würde dasselbe tun, was ich mit dem Kaufmann getan habe.“ Schrecken packte Trofim Semionowitsch. Er stand wieder auf und wollte die Tür verschließen; aber der Riegel hielt nicht; er verbaute die Tür mit einem Sessel, band ihn mit einem Handtuch an die Klinke an und stellte auf den ersten Sessel noch einen zweiten, damit es poltern sollte. Erst dann löschte er seine Kerze und legte sich schlafen. Gegen Morgen schlief er ein und erwachte erst so spät, daß seine Frau sich schon beunruhigte und kam, um die Tür zu öffnen. Die Sessel stürzten um und es gab großes Gepolter. Trofim fuhr entsetzt, totenbleich in die Höhe. „Wer ist da? Was ist? Hilfe!“ schrie er los. Er konnte lange gar nicht wieder zu sich kommen. Beim Erwachen hatte er sich eingebildet, man wolle ihn umbringen. Als er dann wieder ganz bei sich war, erklärte er, er habe sich aus Vorsicht so verschanz, und bemühte sich seine Angst zu verbergen. Aber wieviel Mühe er sich auch gab, seine Angst zu verbergen – seit diesem Tage bemerkten seine Angehörigen und die Bedienten doch eine große Veränderung an ihm.

Bisher war er heiter gewesen, oder auch böse, oder gut; er war auch mal verdrießlich, wenn er an seine Sünde dachte.

Früher hatte er manche Menschen nicht gemocht; andere hatte er gern gehabt – besonders seine kleinen Enkelkinder. Jetzt aber war er immer ganz gleichmäßig, immer schweigsam und argwöhnisch; er schaute alle Menschen mißtrauisch an und war zu allen, auch zu den Kindern, gleichmäßig kühl.

Sein Testament wurde seit dieser Zeit für ihn seine Hauptbeschäftigung. Es währte lange, bis er das zustande brachte, was er haben wollte. Keiner von den vielen Rechtsbeiständen, die in dieser

Angelegenheit zu ihm kamen, konnten es ihm recht machen. Er schrieb, schrieb alles wieder um, und änderte nochmals.

Auch in seiner Nahrung war er jetzt außerordentlich anspruchsvoll. Manchmal ließ er die schmackhaftesten Speisen, seine Lieblingsgerichte, stehen, ohne sie anzurühren, manchmal kam er überhaupt nicht zu Tisch und erschien erst mitten in der Mahlzeit, nahm seinem Sohn, seiner Tochter oder seiner Frau einen angefangenen Teller fort und aß dann erst. Wein kaufte er selbst für sich ein und bewahrte ihn in seinem Zimmer im Schrank auf. Mit seinen Geschäften befaßte er sich immer weniger, und wenn er es tat, verhehlte er seinen Angehörigen stets seine Gewinne und sein Einkommen. Sein Vermögen, sein Geld, das ihm früher so viel Freude gemacht hatte, quälte ihn jetzt nur noch. Er bemühte sich, sein Geld vor allen Menschen zu verbergen, aber er fühlte, daß er nicht imstande sein würde, es vor Leuten zu verbergen, die ebenso gottlos waren wie er.

Er fühlte, daß wenn einmal alle erführen, was er wußte und was sein Sohn wußte – daß es keinen Gott gab und kein Weltgericht – daß ihn dann keine Gewalt mehr beschützen könnte. Man würde ihn totschiagen, vergiften, ihm mit List oder Gewalt sein Vermögen nehmen. Eine einzige Rettung gab es: den Menschen nicht zu verraten, was er wußte, daß es keinen Gott und kein Weltgericht gab, – ihnen im Gegenteil Gottes Existenz mit allen Kräften einzureden.

Und deshalb ging mit Trofim Semionowitsch nach jenem 12. August noch eine andere Veränderung vor: er wurde nämlich außerordentlich fromm, so fromm, wie er nie im Leben gewesen war. Er ließ keinen Fasttag aus, keinen Mittwoch, keinen Freitag, versäumte keinen Gottesdienst, benutzte jede Gelegenheit, seinen Angehörigen und Bekannten und seinen Bedienten immer wieder von Gottes Existenz und von seinen Gesetzen zu reden, und damit zu drohen, daß alle, die diese Gesetze nicht beobachteten, umkommen und im künftigen Leben grausame Strafe leiden würden. Sogar seinem Sohne redete er davon, und er tat so, als habe er alles vergessen, was er damals mit ihm gesprochen hatte, oder als bereute er es.

Seit diesem Tage, diesem 12. August – seit er davon überzeugt war, daß er nichts und niemand mehr zu fürchten habe, daß es keinen Gott gebe, daß ihn jetzt nichts mehr hindern könnte, ganz nach seinem Behagen zu leben – flohen ihn alle Freuden. Alle Freuden verwandelten sich für ihn in Qualen.

Die Angst, ermordet, vergiftet, betrogen zu werden, in seiner Familie, inmitten seiner Hausgenossen ein Opfer der scheußlichsten Verbrechen zu werden, verließ ihn nicht mehr. Er argwöhnte die furchtbarsten Pläne bei allen Menschen, und fürchtete und haßte alle Menschen – seine Frau und seinen Sohn und seine Tochter – alle Menschen auf der Welt. Sogar in seinen kleinen Enkelkindern, die er früher so geliebt hatte, sah er jetzt nur noch böse Tierchen. Er bildete sich ein, daß alle Menschen ihn haßten, wie er die Menschen haßte.

Um seiner Angst zu enttrinnen, tat er unablässig zwei Dinge: erstens verbarg er alles vor allen, wollte alle täuschen, suchte alles heimlich zu tun, ergriff Vorsichtsmaßregeln gegen jedermann, obwohl kein Mensch mit irgendeinem Gedanken etwas gegen ihn vorhatte. Zweitens suchte er alle zu überlisten und wollte ihnen immer wieder die Existenz Gottes beweisen, den Wert der Tugend, das bevorstehende Gericht Gottes. Er meinte, seine Rettung läge darin, andern etwas einzureden, was er doch selbst nicht glaubte. Sein Vermögen, das sich immer noch vergrößerte, freute ihn nicht mehr, es machte ihm nur Angst. Seine Angehörigen waren seine Feinde. Die einfachen alltäglichen Freuden – Speise, Trank, Schlaf – existierten für ihn auch nicht mehr. Überall argwöhnte er böse Anschläge gegen sich.

Und so lebte der arme Trofim Semionowitsch noch mehr als zehn Jahre! Alle anderen Menschen bemerkten zwar seine Eigentümlichkeiten, aber keiner sah seine Leiden. Aber seine Leiden waren sehr schwer, besonders schwer waren seine Leiden dadurch, daß er auch durch den Tod keine Erleichterung für sie erhoffen konnte. Er quälte sich, litt für sich, ohne zu wissen weshalb, fürchtete sich aber doch vor dem Tode, weil er wußte, daß nach dem Tode nichts mehr sein würde, daß sein Leben für immer zu Ende sein würde, daß er seine Vergangenheit weder im Leben noch im Tode wieder gutmachen könne.

So schleppte sich Trofim Semionowitsch noch dreizehn Jahre hin. Eines Tages, als er gerade aus der Messe heimgekehrt war und in seinem Zimmer gefrühstückt und von dem in seinem Schrank versteckten Wein getrunken hatte, legte er sich schlafen und wachte nicht wieder auf.

Sein Tod war plötzlich und natürlich auch leicht. Trofim Semio-

nowitschs reich geschmückten Sarg brachte man auf den Friedhof der Alexander-Newskij-Laure. Dem Sarge folgte ein Haufe von Schmarotzern, die oft zu den üppigen Dinern und Soupers des reichen Goldgrubenbesitzers geladen gewesen waren. Ein Prediger, der damals in Petersburg als guter Redner berühmt war, hielt die Leichenrede und sprach viel von der Tugend, der Frömmigkeit und dem glücklichen Leben des Entschlafenen. Niemand aber außer Gott wußte von Trofims Verbrechen und von der Strafe, die ihn in dem Augenblick traf, als er Gott in sich verloren hatte.

1890

Drei Parabeln

ERSTE PARABEL

Auf einer fruchtbaren Wiese wuchs Unkraut. Die Wiesenbesitzer mähten es nieder, um sich davon zu befreien, aber das Unkraut vermehrte sich dadurch nur noch mehr. Da kam ein tüchtiger und weiser Landwirt zu den Besitzern, und unter anderen Lehren gab er ihnen auch die, man solle das Unkraut nicht abmähen, was nur seine Vermehrung zur Folge habe, sondern müsse es mit Stumpf und Stiel ausreißen.

Sei es aber, daß die Wiesenbesitzer von den Vorschriften des tüchtigen Landwirts gerade den Rat übersahen, das Unkraut nicht abzumähen, sondern es auszureißen, sei es, daß sie ihn nicht begriffen oder daß er zu ihren Absichten nicht stimmte – jedenfalls ließen sie ihn unbeachtet und fuhr fort, das Unkraut zu mähen und dadurch zu vermehren. Und obwohl sich in den folgenden Jahren auch andere Leute fanden, die den Wiesenbesitzern die Vorschriften des tüchtigen und weisen Mannes ins Gedächtnis zurückriefen, so hörte man doch nicht auf sie, sondern fuhr fort zu tun wie bisher, also das Unkraut zu mähen, sobald es sich zeigte, was den Leuten nicht nur zur Gewohnheit, sondern sogar zur heiligen Überlieferung wurde. Und das Unkraut überwucherte die Wiese immer mehr und mehr. Bald kam es so weit, daß die Wiese vor lauter Unkraut kaum noch zu sehen war. Und die Eigentümer jammerten darüber und dachten über allerlei Mittel zur Abhilfe nach, ohne aber das einzig wirksame, das ihnen jener tüchtige Landwirt schon damals vorgeschlagen hatte, anzuwenden.

Da entdeckte schließlich einmal ein Mensch, der den kläglichen Zustand, in dem sich die Wiese befand, auch bemerkt hatte, jene Vorschrift, nach welcher das Unkraut nicht gemäht, sondern mit Stumpf und Stiel ausgerissen werden sollte. Er erinnerte die Wiesenbesitzer daran, daß sie unvernünftig verführten und daß schon der gute und weise Landwirt sie mit Recht auf das Törichte ihres Beginns aufmerksam gemacht hätte.

Und welchen Erfolg hatte es? Anstatt die Wahrheit dieser Worte

zu prüfen und dann das Unkraut nicht mehr zu mähen, oder im Falle der Grundlosigkeit jener Behauptung dem Manne das Ungerechtfertigte seiner Ermahnung zu beweisen, oder den Rat des guten und weisen Landwirts für unbegründet und nicht befolgenswert zu erklären, fühlten sie sich nur beleidigt und schalten den Ratgeber. Die einen nannten ihn einen törichten, hochmütigen Menschen, der sich einbilde, daß er allein den Rat des weisen Mannes richtig verstanden habe; andere schalten ihn einen böswilligen und falschen Ausleger und Verleumder; wieder andere vergaßen, daß er keine eigene Behauptung ausgesprochen, sondern nur an den Rat eines weisen, allverehrten Mannes erinnert hatte, und sahen in ihm einen schädlichen Menschen, der das Unkraut sich nur einnisten lassen und auf die Weise die Leute ihrer Wiese berauben wolle.

„Er behauptet, wir dürften das Unkraut nicht mähen; wenn wir das Unkraut aber nicht vernichten, so wird es sich noch vermehren und unsere Wiese ganz zuschanden machen“, sagten sie. Dabei verschwiegen sie aber absichtlich, daß der Ratgeber zwar gegen das Mähen war, aber doch die gänzliche Ausrottung des Unkrautes verlangte. „Wozu besitzen wir denn eine Wiese, wenn wir nur Unkraut auf ihr ziehen sollen?“ Und die Meinung, daß dieser Mensch entweder ein Tor oder ein falscher Ausleger sei, der die Absicht habe, den Leuten zu schaden, befestigte sich allmählich bei diesen so sehr, daß sie ihn immer wieder schalten und verspotteten. Wie sehr sich der Ratgeber auch bemühte, allen klarzumachen, daß er das Unkraut durchaus nicht vermehren wolle, sondern im Gegenteil im Ausrotten desselben eine der wichtigsten Arbeiten des Landmanns sähe, wie ja auch jener gute und weise Landwirt gesagt hatte, an dessen Worte er nur erinnere, – so sehr er das auch betonte, man hörte doch nicht auf ihn, da es vollständig feststand, daß dieser Ratgeber entweder ein törichter, hochmütiger Mensch sei, der die Worte des weisen und guten Landwirts falsch auslege, oder ein Bösewicht, der die Leute nicht zur Vernichtung des Unkrauts auffordere, sondern zu dessen Schutz und Verbreitung.

Ebenso erging es mir, als ich auf das Gebot des Evangeliums, dem Übel nicht mit Gewalt zu widerstreben, hinwies. Dieses Gebot war von Christus und nach ihm zu allen Zeiten von seinen wirklichen Bekennern gegeben worden. Aber sei es, daß man es überse-

hen, sei es, daß man es nicht begriffen hatte, oder daß seine Beachtung zu schwierig erschienen war: je mehr die Zeit dahinfloß, um so mehr geriet die Lehre in Vergessenheit, und die Lebensgestaltung der Menschen entfernte sich immer mehr und mehr von ihr. Endlich ist es so weit gekommen wie jetzt: daß diese Vorschrift den Menschen schon als etwas bleues, Unerhörtes, Seltsames, ja Sinnloses erscheint. Und mir geschah dasselbe wie jenem Manne, der die Wiesenbesitzer auf die uralte Vorschrift des guten und weisen Landwirts hingewiesen hatte, man solle das Unkraut nicht mähen, sondern es mit Stumpf und Stiel ausreißen.

Wie jene Eigentümer mit Absicht verschwiegen, daß der Rat nicht darin bestand, das Unkraut nicht auszurotten, sondern darin, es auf vernünftige Weise zu vernichten, und fortwährend sprachen: „Laßt uns nicht auf diesen Mann hören, er ist ein Tor, er befiehlt uns, das Unkraut nicht zu mähen, sondern es sich ausbreiten zu lassen“ – so sagte man auch in Beantwortung meiner Worte, daß man nach Christi Lehre, um das Übel zu vernichten, ihm nicht mit Gewalt widerstreben dürfe¹, sondern es durch die Liebe mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse: „Laßt uns nicht auf ihn hören, denn er ist ein Tor. Er rät uns, dem Übel nicht zu widerstreben, damit das Übel uns erstickte.“

Ich behauptete, daß nach Christi Lehre das Übel nicht durch Übel ausgerottet werden kann, sondern daß jedes gewaltsame Widerstreben es nur vergrößert, daß nach Christi Lehre das Übel nur durch das Gute ausgerottet werden kann: „Segnet die, so euch verfluchen, bittet für die, so euch beleidigen, tut denen wohl, die euch hassen; liebet eure Feinde, und ihr werdet keinen Feind haben.“ Ich behauptete, daß nach Christi Lehre das ganze Leben des Menschen ein Kampf mit dem Übel sei, ein Widerstreben gegen das Übel durch den Verstand und die Liebe, daß Christus aber von allen Mitteln des Widerstrebens jenes eine, unvernünftige ausschließt, sich dem Übel mit Gewalt zu widersetzen, das in dem Bekämpfen eines Übels durch ein anderes besteht.

Diese Worte von mir wurden so aufgefaßt, als behauptete ich, Christus lehre, man dürfe dem Übel nicht widerstreben. Und alle

¹ [das „neprotiwlenije slu slom“ = das Nichtwiderstehen dem Bösen durch Böses.]

diejenigen, deren Leben auf Gewalt gebaut ist und denen daher die Gewalt hochsteht, nahmen gern diese Verdrehung meiner Worte und mit ihnen der Worte Christi an und stellten fest, die Lehre vom Nichtwiderstreben gegen das Übel sei eine falsche, alberne, gottlose und schädliche Lehre. Und so fahren die Menschen fort – in dem Wahne, das Übel zu vernichten – es nur noch zu vermehren.

ZWEITE PARABEL

Die Menschen handelten mit Mehl, Butter, Milch und jeglichen Lebensmitteln. Jeder von ihnen bemühte sich, den größten Vorteil aus diesem Handel zu ziehen und schnellstens reich zu werden, und so begannen sie, ihre Waren durch verschiedene billige und schädliche Zusätze zu fälschen. In das Mehl tat man Kleie und Kalk, in die Butter Margarine und in die Milch Wasser und Kreide. Solange diese Waren nicht in die Hände der Verbraucher kamen, ging alles ganz gut. Die Großhändler verkauften an Kleinhändler und diese an Krämer.

Es gab eine Menge von Speichern und Läden, und der Handel schien sehr flott zu gehen. In der Tat waren die Kaufleute recht zufrieden. Den Verbrauchern in der Stadt aber, die ihre Lebensmittel nicht selbst erzeugten, sondern gezwungen waren, sie zu kaufen, war das höchst unangenehm und brachte ihnen viel Schaden.

Das Mehl war schlecht, die Butter und die Milch nicht weniger; weil man aber auf den Märkten in den Städten eben nur gefälschte Waren bekommen konnte, sahen sich die Städter gezwungen, ihren Bedarf mit diesen zu decken. Mit der Zeit schrieben sie die Unschmackhaftigkeit der Waren und ihr Übelbefinden nur sich und der schlechten Speisebereitung zu. Die Kaufleute mischten den Lebensmitteln immer mehr billige Zusatzmittel bei.

Das ging so eine ziemlich lange Zeit. Die Stadtbewohner litten alle darunter, aber niemand von ihnen entschloß sich, seine Unzufriedenheit laut werden zu lassen.

Einmal aber zog eine Frau, die bisher auf dem Lande gelebt und ihre Familie immer mit eigenen Lebensmitteln versorgt hatte, in die Stadt. Sie hatte sich ihr ganzes Leben lang mit der Zubereitung der

Speisen beschäftigt, und wenn sie auch nicht eine berühmte Köchin geworden war, so verstand sie doch gut, Brot zu backen und schmackhaftes Essen zu kochen.

Die Frau kaufte nun ihren Bedarf in der Stadt ein und begann, davon zu kochen und zu backen. Die Brote aber wurden nicht gar und fielen auseinander. Die Pfannkuchen in der Margarinebutter schmeckten nicht. Sie stellte Milch auf, ohne Sahne davon zu erhalten. Sofort erriet die Frau, daß die Lebensmittel nicht gut seien. Sie untersuchte sie, und ihre Mutmaßungen bestätigten sich: im Mehl fand sie Kalk, in der Butter Margarine und in der Milch Kreide. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß alle Lebensmittel gefälscht waren, begab sie sich auf den Markt, klagte laut die Kaufleute an und forderte von ihnen, sie sollten in ihren Läden entweder gute, nahrhafte, unverdorbene Waren feilhalten oder ihre Buden schließen und aufhören zu handeln. Die Kaufleute jedoch schenkten den Klagen der Frau nicht die geringste Beachtung und behaupteten sogar, ihre Waren seien die beste Sorte; die Bewohner der Stadt kauften sie schon so viele Jahre, und sie hätten sogar Medaillen dafür erhalten, deren Abbildungen auf ihren Aushängeschildern zu sehen seien. Aber die Frau ließ sich nicht beschwichtigen.

„Nicht eure Medaillen brauche ich,“ sagte sie, „sondern gesunde Nahrung, von deren Genuß meine Kinder keine Leibschmerzen bekommen.“

„Du hast wohl, Mütterchen, noch nie unverfälschtes Mehl und reine Butter gesehen?“ sagten die Kaufleute und zeigten dabei auf das weiß schimmernde Mehl in ihren lackierten Kästen und auf das jämmerliche gelbe Zeug, das Butter darstellen sollte und auf schönen Tellern lag, auf die weiße Flüssigkeit in glänzenden, durchsichtigen Gefäßen.

„Das muß ich besser wissen,“ erwiderte die Frau, „denn mein ganzes Leben lang habe ich selbst gekocht und mit meinen Kindern gegessen. Eure Waren aber taugen nichts. Da habt ihr einen Beweis“, fuhr sie fort, ihnen das verdorbene Brot, die Margarine in den Pfannkuchen und den Bodensatz der Milch zeigend. „Eure Waren sollte man alle in den Fluß werfen oder verbrennen und statt ihrer unverfälschte anschaffen!“ Und die Frau hörte nicht auf, stand vor den Buden und rief den andern Käufern ihre Klagen zu, so daß diese endlich unruhig wurden.

Als die Kaufleute sahen, daß diese dreiste Frau ihren Handel am Ende doch beeinträchtigen könnte, sprachen sie zu ihren Kunden: „Sehen Sie doch, meine Herrschaften, was für ein unsinniges Weib das ist. Sie möchte alle Welt verhungern lassen. Denn sie verlangt, wir sollen alle Lebensmittel in den Fluß werfen oder verbrennen. Wovon solltet ihr denn leben, wenn wir auf sie hören und euch keine Lebensmittel mehr verkaufen würden? Beachtet sie nicht, sie ist ein grobes Bauernweib, das nichts von Speisen versteht und nur aus Neid über uns herfällt. Sie ist arm und verlangt, alle andern sollen ebenso arm sein wie sie selbst.“

So sprachen die Kaufleute zu der sich allmählich ansammelnden Menge und verschwiegen dabei vorsätzlich, daß die Frau nicht die Vernichtung der Lebensmittel, sondern nur den Ersatz der gefälschten durch gute forderte.

Da stürmte die Menge auf die Frau ein und begann, sie zu beschimpfen. So sehr sie sich auch bemühte, den Leuten zu versichern, daß sie nur die gefälschten Lebensmittel vernichtet haben wollte, daß sie sich ihr ganzes Leben lang mit dergleichen Dingen beschäftigt habe, sich selbst und andre beköstigt habe, und nur verlange, daß Leute, denen die Verpflegung der Menschen obliegt, diese nicht durch schädliche Stoffe vergiften, die wie Nahrung aussehen – alles Reden half nichts, man hörte sie nicht an, denn es stand für alle fest, daß sie die Menschen der unentbehrlichsten Lebensmittel berauben wolle.

So ging es auch mir mit meiner Stellungnahme zu den Wissenschaften und Künsten unsrer Zeit. Mein ganzes Leben lang habe ich mich mit dieser Speise genährt und mich bemüht, auch die andern, soweit ich konnte – gut oder schlecht – damit zu ernähren. Und da dieselbe für mich eben nur Nahrung, aber kein Handels- oder Luxusgegenstand ist, so weiß ich zweifelsohne, wann diese Nahrung in Wahrheit Nahrung ist, und wann sie einer solchen nur ähnelt. Als ich diese Kost, die jetzt auf dem geistigen Markte als Wissenschaft und Kunst verkauft wird, versuchte und mir liebe Menschen damit nähren wollte, fand ich bald, daß diese Speise zum großen Teil verfälscht sei. Und als ich sagte, daß diese Kunst und Wissenschaft, mit der man auf dem geistigen Markte feilscht, Margarine sei oder wenigstens eine starke Beimischung von Stoffen enthalte, die wahrer Wissenschaft und Kunst fremd sind, und daß ich wisse, daß diese

von mir auf dem geistigen Markte gekauften Produkte sowohl für mich wie meine Nächsten nicht nur ungenießbar, sondern geradezu schädlich seien, da schimpfte man auf mich und schrie und wollte mich belehren, das komme nur daher, weil ich ungebildet sei und mich mit solch erhabenem Gegenstände nicht zu befassen verstehe. Als ich beweisen wollte, daß die mit dieser geistigen Ware handelnden Kaufleute einander selbst unaufhörlich des Betruges beschuldigten, und daran erinnerte, daß den Menschen zu allen Zeiten unter dem Namen von Wissenschaft und Kunst viel Schlechtes und Schädliches angeboten worden sei, daß wir auch jetzt nicht davor geschützt seien, daß damit nicht zu scherzen wäre, denn geistige Vergiftung sei viel gefährlicher als körperliche, – als ich behauptete, daß man die geistigen Produkte, die uns hier als Speise geboten würden, mit größter Aufmerksamkeit untersuchen und sorgfältig alles Verfälschte und Schädliche ausscheiden müsse – als ich das alles sagte, erwiderte mir kein Mensch in irgendeinem Artikel oder Buch ein Wort darauf, sondern aus allen Buden rief man mir nur ebenso wie jener Frau zu: „Er ist wahnsinnig! Er will die Wissenschaft und Kunst, von der wir leben, vernichten. Fürchtet ihn und hört nicht auf ihn! Hierher zu uns, zu uns! Wir haben die neuesten ausländischen Waren vorrätig!“

DRITTE PARABEL

Wanderer zogen ihres Weges. Es geschah aber, daß sie sich verirren; sie gingen nicht mehr auf ebener Erde, sondern mußten durch Sümpfe, Gebüsch, Dornen und über Baumstümpfe hinweg, die sich ihnen auf ihrem Wege entgegenstellten. Das Weitergehen wurde immer schwieriger und schwieriger.

Infolgedessen teilten sich die Wanderer in zwei Gruppen. Die eine beschloß, auf dem Wege nicht stehenzubleiben und immer gerade in der Richtung, die sie jetzt einhielten, vorwärts zu gehen, wobei sie sich und den andern versicherten, sie seien vom geraden Wege nicht abgekommen und würden sicher ans Ziel ihrer Reise gelangen. Die andre Gruppe aber behauptete, die Richtung sei augenscheinlich falsch, denn sonst wären sie schon längst ans Ziel der

Reise gelangt; man müsse deshalb den richtigen Weg suchen. Aber um diesen zu finden, sei das einzig Richtige, nicht stehenzubleiben, sondern sich nach allen Richtungen hin weiter zu bewegen. Alle Wanderer teilten sich also in zwei Gruppen, von denen die eine beschloß, geradeaus zu gehen, die andre, nach allen Richtungen zu ziehen. Nur ein Wanderer fand sich, der weder mit dem Beschlusse der ersten, noch mit dem der andern einverstanden war, sondern meinte, ehe man dieselbe Richtung, in der man jetzt ginge, weiter verfolge, oder nach allen Richtungen zu ziehen beginne, müsse man vor allen Dingen stehenbleiben, die Lage reiflich überlegen und bedenken, und dann erst das eine oder andre unternehmen. Aber die Wanderer waren durch ihren Marsch zu sehr erregt und durch ihre Lage zu erschreckt; es verlangte sie zu sehr danach, sich mit der Hoffnung zu trösten, sie hätten sich nicht verirrt, sondern seien nur auf kurze Zeit vom Wege, den sie doch bald wiederfinden würden, abgekommen. Hauptsächlich wollten sie durch den Weitemarsch ihre Furcht überwinden, und so kam es, daß die Meinung des einen dem Unwillen und den Vorwürfen und dem Spott beider Gruppen begegnete. „Das ist ein Rat der Schwäche, der Feigheit, der Faulheit“, sprachen die einen.

„Ein schönes Mittel, um zum Ziele zu kommen: hier zu sitzen und sich nicht zu rühren“, sagten die andern. „Dazu sind wir Menschen, dazu sind uns Kräfte gegeben, um zu kämpfen und uns zu mühen, indem wir die Hindernisse besiegen, aber nicht, um uns ihnen kleinmütig zu unterwerfen“, meinten noch andere.

Nochmals begann jener zu sprechen, und zu erklären, wenn sie in derselben Richtung weitergingen, würden sie sich nur vom Ziele entfernen und sich ihm nicht nähern, und sie würden es gewiß nicht erreichen, wenn sie planlos von einer Seite zur andern zögen. Noch einmal wies er darauf hin, es sei das einzige zum Ziele führende Mittel, sich nach der Sonne oder den Sternen zu richten, danach eine bestimmte Richtung zu wählen und diese einzuschlagen. Zu diesem Zweck müßten sie aber vor allen Dingen stehenbleiben, aber nicht etwa nur um zu stehen, sondern um den rechten Weg zu finden und ihn unbeirrt zu verfolgen, wozu es eben nötig sei, haltzumachen und zu überlegen. Aber wie eindringlich er auch sprach, man hörte nicht auf ihn.

Und die erste Gruppe der Wanderer ging geradeaus weiter, die

zweite zog immer von einer Seite zur andern; keine von ihnen gelangte aber zum Ziel, und so irren sie noch heute zwischen Gebüsch und Dornen umher.

Genau so ging es mir, als ich versuchte, meinen Zweifel zu äußern über den Weg, den wir in dem dunklen Wald der Arbeiterfrage und in dem uns verschlingenden Sumpf der endlosen Rüstungen aller Völker wandeln. Ich zweifelte, ob dieser Weg, den wir gingen, der rechte sei, ob wir uns nicht geirrt hätten und deshalb in unsrer Bewegung, die sichtlich eine falsche ist, innehalten müßten. Ich warf die Frage auf, ob wir nicht zuerst überlegen und mit Hilfe der allgemeinen und ewigen Anfänge der uns offenbaren Wahrheit feststellen sollten, ob wir auch wirklich die Richtung, die wir einzuschlagen beabsichtigten, verfolgen. Kein Mensch hatte auf meine Frage eine Erwiderung; keiner sagte: „Wir haben die Richtung nicht verfehlt und gehen auch nicht irre; davon sind wir aus diesen und diesen Gründen überzeugt“. Niemand hat auch gesagt, daß wir uns in der Tat verirrt, aber ein sicheres Mittel haben, unsern Fehler gutzumachen, ohne in unsrer Bewegung innezuhalten. Weder das eine noch das andre ist von jemandem gesagt worden.

Alle aber wurden böse, fühlten sich beleidigt und beeilten sich, wie verabredet, meine Worte durch ihr Stimmengewirr zu übertönen. „Wir sind so schon faul und zurückgeblieben genug. Und da wird noch die Faulheit, das Feiern, das Nichttun gepredigt.“ Einige fügten sogar hinzu: „Das Nichtstun.“ – „Hört nicht auf ihn! Auf, folgt uns!“ riefen diejenigen, die das Heil darin sahen, den Weg, wie er auch sei, nicht zu unterbrechen, und ebenso die andern, die die Rettung in einem fortwährenden Schwanken zwischen allen Richtungen suchten.

„Wozu sollen wir stehen bleiben? Wozu sollen wir nachdenken? Auf, rasch vorwärts! Es wird sich schon alles von selbst machen!“

Die Menschen sind vom Wege abgekommen und leiden darunter. Es sollte also scheinen, daß die erste und hauptsächlichste Anstrengung der aufzuwendenden Energie darauf gerichtet sein müsse – nicht etwa die Bewegung zu verstärken, die uns in die falsche Lage gebracht hat, in der wir uns befinden – sondern sie zum Stillstand zu bringen. Anscheinend ist es doch klar, daß wir nur dann, wenn wir stehengeblieben sind, unsre Lage einigermaßen be-

greifen und die Richtung finden können, in der wir gehen müssen, um zum wahren Wohle nicht eines einzelnen Menschen, nicht einer Klasse von Menschen, sondern zu dem wahrhaften allgemeinen Wohle der Menschheit zu gelangen, nach dem alle Menschen und jedes menschliche Herz im besonderen strebt. Was geschieht aber? Die Menschen erdenken alles mögliche, nur nicht das eine, was retten oder, wenn auch nicht retten, so doch wenigstens die Lage erleichtern kann – nämlich für einen Augenblick haltzumachen und mit einer falschen Tätigkeit aufzuhören, die alle Drangsale nur vergrößert. Die Menschen fühlen das Üble ihrer Lage und tun alles, um sich aus derselben zu befreien, nur nicht das eine, das sie sicherlich erleichtern würde. Um keinen Preis wollen sie das tun, und der Rat, es dennoch zu tun, bringt sie am meisten auf.

Wenn man noch zweifeln könnte, daß wir uns verirrt haben, so beweist schon am deutlichsten dieses Verhalten gegen den Rat, die Lage zu überdenken, wie hoffnungslos wir uns verirrt haben und wie groß unsre Verzweiflung ist.

1895

Herr und Knecht

1. |

Es war in den siebziger Jahren, im Dezember, am Tage nach St. Nikolaus. Im Kirchspiel war Feiertag, so daß der Kirchenälteste, der Herbergswirt und Kaufmann zweiter Gilde Wasilij Andreitsch Brechunow das Dorf nicht verlassen konnte, denn er mußte in der Kirche anwesend sein und dann Verwandte und Bekannte empfangen und bewirten. Endlich waren auch die letzten Gäste fortgefahren, und Wasilij Andreitsch machte sich bereit, sofort zu einem benachbarten Gutsbesitzer zu fahren und den Kauf eines Waldes abzuschließen, um den er schon seit längerer Zeit handelte. Wasilij Andreitsch mußte sich eilen, damit ihm die Händler aus der Stadt bei diesem vorteilhaften Kauf nicht zuvorkämen. Der junge Gutsbesitzer forderte für den Wald nur deshalb zehntausend Rubel, weil Wasilij Andreitsch siebentausend geboten hatte. Diese siebentausend Rubel waren aber nur der dritte Teil des wirklichen Wertes des Waldes. Wasilij Andreitsch hätte wohl noch etwas abhandeln können, denn der Wald befand sich in seinem Bezirk, und zwischen ihm und den andern Dorfkaufleuten des Kreises war schon vor langer Zeit die Abmachung getroffen worden, daß kein Händler im Bezirk des andern den Preis in die Höhe treiben dürfte. Aber er hatte plötzlich erfahren, daß Holzhändler aus der Gouvernementsstadt den Wald von Goriatschkino zu kaufen beabsichtigten, und deshalb beschloß er, sofort hinzufahren und die Sache mit dem Gutsbesitzer ins reine zu bringen. Kaum war der Feiertag vorüber, als er seinem Kasten siebenhundert Rubel entnahm und noch zweitausenddreihundert Rubel Kirchengelder dazufügte, die er in Verwahrung hatte, so daß die runde Summe von dreitausend Rubel herauskam. Er zählte die Scheine noch einmal sorgfältig durch, legte sie dann in seine Briefftasche und machte sich reisefertig.

Der Knecht Nikita, der an diesem Tage der einzige nüchterne von Wasilij Andreitschs Leuten war, ging hinaus, um anzuspinnen. Nikita war eigentlich ein Trunkenbold, aber heute war er deshalb nicht betrunken, weil er vor Beginn der Fasten, nachdem er seinen Unterziehrock und seine Lederstiefel vertrunken, das Trinken ver-

schworen hatte und jetzt bereits den zweiten Monat sein Gelübde hielt. Er trank auch jetzt nicht, ungeachtet der Versuchung, die an ihn herantrat, als an den beiden ersten Feiertagen überall Branntwein getrunken wurde.

Nikita war ein fünfzigjähriger Bauer aus dem nächsten Dorf. Wie die Leute ihm nachsagten, verstand er nicht zu wirtschaften, und er hatte den größten Teil seines Lebens bei fremden Leuten als Knecht verbracht. Man schätzte ihn überall seiner Arbeitsliebe, seiner Geschicklichkeit und seiner Kraft wegen, hauptsächlich aber wegen seines guten, angenehmen Wesens. Nirgends aber konnte er sich einleben, denn zweimal im Jahr, manchmal auch öfter, trank er stark und vertrank dann nicht nur alles, was er auf dem Leibe hatte, sondern wurde auch gewalttätig und händelsüchtig. Wasilij Andreïtsch hatte ihn auch schon einigemal fortgejagt, er nahm ihn aber immer wieder, denn seine Ehrlichkeit, seine Liebe für die Tiere und hauptsächlich auch seine Anspruchslosigkeit waren ihm viel wert. Er zahlte Nikita nicht achtzig Rubel, die er jedem andern Arbeiter geben mußte, sondern nur vierzig, die er ihm in kleinen Beträgen gab und meistens nicht bar, sondern in Waren, die er ihm aus seinem Laden zu einem teuern Preis abließ.

Nikitas Frau Marfa, die früher einmal ein hübsches, flinkes Weib gewesen war, wirtschaftete daheim mit einem heranwachsenden Sohn und zwei Töchtern. Sie forderte ihren Mann nicht auf, zu Hause zu bleiben, erstens, weil sie bereits seit zwanzig Jahren mit einem Böttcher aus einem entfernten Dorf zusammenlebte, der bei ihnen im Hause wohnte, und zweitens, weil sie ihren Mann wie das Feuer fürchtete, sobald er betrunken war, wenn sie ihn auch sonst ganz nach Belieben lenken konnte. Einmal hatte Nikita sich zu Hause betrunken und hatte, wohl um sich an seiner Frau für die Behandlung zu rächen, die sie ihm, wenn er nüchtern war, zuteil werden ließ, ihren Kasten erbrochen, ihre besten Kleidungsstücke herausgenommen und dann auf dem Hauklotz mit dem Beil ihre Sarafane und Kleider in kleine Stücke zerhackt.

Nikitas ganzen Verdienst erhielt seine Frau, ohne daß er dagegen Einspruch erhoben hätte. So war Marfa auch diesmal zwei Tage vor dem Fest gekommen und hatte sich von Wasilij Andreïtsch Weizenmehl, Tee, Zucker und ein Achtel Branntwein, im ganzen etwa für drei Rubel Ware, und dazu fünf Rubel bar geben lassen, für die sie

ihm dankte wie für eine besondere Gnade, obgleich Nikita bei billigster Berechnung vielleicht zwanzig Rubel von Wasilij Andreitsch zu fordern hatte.

„Hab' ich denn mit dir irgendeinen Kontrakt gemacht?“ pflegte Wasilij Andreitsch zu Nikita zu sagen. „Wenn du etwas nötig hast, so fordere! ... Du wirst es schon abarbeiten. Ich mache es nicht wie andre Leute; ich lasse nicht warten, mache keine Abrechnungen und setze keine Geldstrafen an. Ich verfare nach Ehre und Gewissen ... Du dienst mir, und dafür lasse ich dich nicht im Stich.“

Wenn er so sprach, war Wasilij Andreitsch aufrichtig der Meinung, daß er Nikita Wohltaten erweise, so überzeugend verstand er zu sprechen, und so bestärkten ihn alle, die auf seine Zahlungen angewiesen waren, Nikita voran, in der Überzeugung, daß er sie nicht betrüge, sondern ihnen Wohltaten erweise.

„Ich begreife es ja, Wasilij Andreitsch ... Ich diene dir ja auch und gebe mir solche Mühe, als ob du mein leiblicher Vater wärest ... Ich begreife es sehr gut ...“ erwiderte Nikita, der sehr wohl einsah, daß Wasilij Andreitsch ihn betrog. Doch fühlte er, daß er es nicht versuchen dürfe, ihn um Abrechnung zu bitten, sondern ruhig dableiben und nehmen müsse, was man ihm gab, solange er keine andre Stelle hatte.

Als ihm also jetzt der Herr befahl, anzuspannen, ging Nikita sich wiegend, fröhlich und willig wie immer, mit leichten, munteren Schritten nach der Scheune, nahm von einem Nagel einen schweren ledernen Zaum mit einer Troddel und begab sich, mit den kleinen Ringen des Stangengebisses rasselnd, nach einem verschlossenen Stall, in dem für sich allein das Pferd stand, welches ihm Wasilij Andreitsch anzuspannen aufgetragen hatte.

„Du langweilst dich wohl, langweilst dich, Närrchen?“ sagte Nikita als Antwort auf das schwache, begrüßende Wiehern, mit dem ihn der mittelgroße, schöne, dunkelbraune Hengst mit dem etwas hängenden Hinterteil und den gelblichen Flecken empfing, der allein im Stall stand. „Nu, nu! Du hast noch Zeit, laß mich dir zuerst zu trinken geben, Närrchen!“ sprach er zum Pferde genau so, wie man mit einem Wesen spricht, das das Gesagte begreift. Nachdem er mit dem Schoß seines Pelzes den fetten, gutgepflegten, bestäubten und mit einer Rille in der Mitte versehenen Rücken des Hengstes abgewischt hatte, zäumte er seinen hübschen Kopf, wobei er ihm die

Ohren und den Haarschopf freilegte, zog die Halfter herunter und führte das Tier zur Tränke.

Als Muchortyj, der Braune mit den gelben Flecken, vorsichtig aus dem mit Mist hoch belegten Stall heraustrat, begann er zu spielen und schlug aus. Dabei stellte er sich, als wolle er mit einem Hinterbein dem im vollen Lauf mit ihm zum Brunnen eilenden Nikita einen Schlag versetzen.

„Mach' nur Unsinn, mach' nur, du Schelm!“ rief Nikita, der die Vorsicht kannte, mit der Muchortyj mit dem Hinterbein so schlug, daß er nur seinen Pelz berührte, ohne richtig zu treffen. Dieses Kunststück des Pferdes machte Nikita immer besonderen Spaß.

Als das Pferd genug kaltes Wasser getrunken hatte, verschnaufte es sich, wobei es die nassen, kräftigen Lippen bewegte, von deren Haaren klare Tropfen in den Trog fielen, und stand still wie in Gedanken; dann schnaubte es laut.

„Wenn du nicht mehr willst, so laß es, wir werden uns das merken. Aber bitte nicht um mehr“, sagte Nikita, der vollständig ernst und gründlich Muchortyj sein Betragen erklärte. Dann lief er wieder zur Scheune und zog das junge, muntere Tier, das nach allen Seiten geräuschvoll ausschlug, am Zügel hinter sich her.

Von den Leuten war niemand da, nur einen fremden Bauern fand er, den Mann der Köchin, der auch zum Fest gekommen war.

„Geh bitte, liebe Seele,“ sagte Nikita zu ihm, „frage, welchen Schlitten er anzuspannen befiehlt, den großen breiten oder den kleinen?“

Der Mann der Köchin ging in das mit Blech gedeckte Haus auf dem hohen Fundament und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß befohlen sei, den kleinen Schlitten zu nehmen. Nikita hatte indessen schon das Kunt angelegt, das mit kleinen Nägeln beschlagene Rückenpolster befestigt und trat nun, in einer Hand das gestrichene Krummholz haltend, mit der andern das Pferd führend, an zwei Schlitten heran, die bei der Scheune standen.

„Wenn es der kleine Schlitten sein soll, so muß es eben der kleine sein“, sagte er und führte das kluge Pferd, das sich die ganze Zeit stellte, als ob es ihn beißen wollte, in die Deichsel und begann mit Hilfe des fremden Bauern anzuspannen.

Als alles beinahe fertig war und nur noch übrigblieb, die Leine durchzuziehen, schickte Nikita den Mann in die Scheune nach Stroh

und auf den Speicher, um einen derben Sack zu holen.

„Jetzt ist es gut. No, no, hab' dich nicht so“, sagte Nikita und preßte das frische Haferstroh in den Schlitten. „Und jetzt wollen wir die Matte herauflegen und den Sack darüber breiten ... so wird es gut sein, so wird es zum Sitzen gut sein“, sagte er, ließ seinen Worten die Tat folgen und legte auf den Sitz den Sack, dessen Enden er in den Schlitten stopfte. „Dank dir, liebe Seele“, sagte Nikita zu dem andern, „zu zweien geht es besser.“ Und nachdem er die lederne Leine durch die Ringe gezogen, setzte sich Nikita auf den Kutschersitz und lenkte das ungeduldige wackere Pferd über den mit gefrorenem Mist bedeckten Hof dem Tore zu.

„Onkel Mikit, Onkelchen, hör' doch, Onkelchen!“ rief hinter ihm mit dünner Stimme ein siebenjähriger Knabe in schwarzem Pelzrock, neuen weißen Filzstiefeln, mit einer warmen Mütze auf dem Kopf, der eilig aus dem Hausflur auf den Hof herauskam. „Setz' mich doch hinein“, bat er und knöpfte sich im Gehen sein Pelzröckchen zu.

„Nun, dann beeil' dich, Junge!“ sagte Nikita, hielt an, setzte das vor Freude strahlende Söhnchen des Herrn in den Schlitten und fuhr auf die Straße hinaus.

Es war in der dritten Nachmittagsstunde, wohl zehn Grad Kälte, finster und windig. Der halbe Himmel war von einer niedrig hängenden, finsternen Wolke bedeckt. Auf dem Hofe war es ruhig, aber im Freien blies ein starker Wind. Vom Dache der benachbarten Scheune stäubte der Schnee herab, und um die Ecke, beim Badehaus, fegte der Wind. Kaum war Nikita herausgefahren und hatte das Pferd zur Vortreppe gewendet, als Wasilij Andreïtsch, eine Zigarette rauchend, in einem bezogenen Schafspelz, der fest und tief umgürtet war, aus dem Flur auf die unter seinen Filzschuhen knarrende, schneebedeckte Treppe hinaustrat und stehenblieb. Er tat noch einen Zug aus seiner Zigarette, warf sie fort, trat sie aus, blies den Rauch durch den Schnurrbart und bog, nach dem Pferde schießend, die Ecken des Pelzkragens auf beiden Seiten seines rotwangigen, nur auf der Oberlippe nicht rasierten Gesichtes nach innen, um den Pelz nicht mit dem Atem zu befeuchten.

„Sieh nur den Schelm an! Schon ist er drin!“ sagte er, als er sein Söhnchen im Schlitten erblickte. Wasilij Andreïtsch war durch den Schnaps, den er mit seinen Gästen getrunken hatte, angeregt, und

deshalb noch mehr als sonst mit allem, was ihm gehörte und was er tat, zufrieden. Der Anblick seines Sohnes, den er in Gedanken immer seinen „Erben“ nannte, machte ihm jetzt großes Vergnügen; blinzelnd und seine langen Zähne zeigend, sah er ihn an.

Kopf und Schultern in ein großes, wollenes Tuch gehüllt, so daß nur die Augen sichtbar waren, stand hinter ihm im Flur seine Frau, ein blasses, mageres, schwangeres Weib, um ihn hinauszubegleiten.

„Wirklich, nimm lieber Nikita mit“, sagte sie schüchtern, aus der Tür heraustretend.

Wasilij Andreitsch erwiderte nichts auf ihre Worte, die ihm offenbar unangenehm waren, machte ein finsternes Gesicht und spuckte aus.

„Du hast doch Geld bei dir“, fuhr die Frau mit derselben kläglichen Stimme fort. „Und ein Unwetter könnte kommen, wirklich, bei Gott!“

„Was denn? Meinst du, ich kenne den Weg nicht, daß ich durchaus einen Begleiter haben muß?“ fragte Wasilij Andreitsch mit einer unnatürlichen Spannung der Lippen, so wie er gewöhnlich mit Verkäufern und Käufern sprach, jede Silbe scharf betonend.

„Wirklich, nimm ihn mit, ich bitte dich bei Gott!“ wiederholte die Frau, das Tuch nach der andern Seite schlagend.

„Du bist doch wie eine Klette ... Wo soll ich denn hin mit ihm?“

„Ich bin bereit, Wasilij Andreitsch“, sagte fröhlich Nikita. „Daß nur die Pferde auch ihr Futter bekommen, wenn ich nicht da bin!“ fügte er zu der Frau gewendet hinzu.

„Ich werde danach sehen, Nikituschka, ich werde es Semion auftragen“, sagte sie.

„Soll ich also mitfahren, Wasilij Andreitsch?“ fragte Nikita, auf die Entscheidung des Herrn wartend.

„Ich muß meiner Alten schon den Gefallen tun. Wenn du aber mitfährst, so geh und such' dir erst ein wärmeres Feierkleid“, rief Wasilij Andreitsch lächelnd und blinzelte mit einem Auge nach Nikitas Pelz hin, der schon vieles durchgemacht hatte, unter den Ärmeln und auf dem Rücken geplatzt, am Saume ausgefranst und schmierig und verfilzt war.

„Heda, liebe Seele, komm her und halt mir das Pferd“, rief Nikita dem Mann im Hofe zu.

„Ich kann ja halten“, sagte der Knabe, zog seine rotgefrorenen

Händchen aus den Taschen und griff nach der kalten, ledernen Leine.

„Halt dich aber nicht zu lange auf mit deinem Feierkleid, mach' schnell!“ rief Wasilij Andreïtsch und grinste Nikita zu.

„Gleich bin ich fertig, Väterchen Wasilij Andreïtsch“, rief Nikita, und mit einwärts gesetzten Spitzen seiner alten geflickten Filzstiefel rannte er eiligst in den Hof, nach der Leutestube.

„Gib mir schnell meinen Rock vom Ofen, Arinuschkas, ich muß mit dem Herrn mitfahren“, rief Nikita, in die Stube tretend, und nahm von einem Nagel seinen Gürtel herunter.

Die Köchin, die nach dem Essen geschlafen hatte und jetzt gerade den Samowar für ihren Mann zurecht machte, empfing Nikita freundlich und, angesteckt von seiner Eilfertigkeit, rührte sie sich ebenso schnell wie er, langte vom Ofen den dort trocknenden, schlechten, abgetragenen Tuchkaftan, schüttelte ihn und klopfte ihn zurecht.

„Nun hast du ja schön Platz, um mit deinem Mann zu feiern“, sagte Nikita, der aus gutmütiger Höflichkeit immer etwas sprach, wenn er mit einem andern Menschen allein blieb.

Er legte sich den schmalen, zusammengefilzten Gurt um, zog den ohnehin schon mageren Leib ein und gürtete sich so fest er konnte.

„So ist es gut“, sagte er dann, nicht zur Köchin, sondern zu seinem Gürtel gewendet, dessen Ende er feststeckte. „So wirst du festsitzen!“ Dann hob und senkte er die Schultern, um sich die Arme frei zu machen, zog den Kaftan an, reckte noch einmal den Rücken, um die Arme noch freier zu machen, schlug sich unter die Achsel und nahm die Fausthandschuhe von einem Wandbrett. „Nun ist es gut!“

„Du müßtest andres Schuhwerk anziehen, Stepanytsch“, sagte die Köchin, „deine Stiefel sind ja zerrissen.“

Nikita blieb stehen, als überlege er.

„Es wäre nötig ... Nun, es wird auch so gehen, es ist ja nicht weit.“

Und er lief auf den Hof hinaus.

„Wird es dir so nicht zu kalt sein, Nikituschka?“ fragte die Hausfrau, als er an den Schlitten trat.

„Wieso kalt? Mir ist ganz warm“, antwortete Nikita. Er legte das

Stroh am vorderen Ende des Schlittens zurecht, um seine Füße damit zu bedecken, und steckte die Peitsche hinein, die er für das brave Pferd doch nicht brauchte.

Wasilij Andreitsch saß schon im Schlitten und füllte mit seinem Rücken, der in zwei Pelzen steckte, den gebogenen hinteren Teil des Schlittens fast aus. Er faßte gleich die Leine und trieb das Pferd an. Nikita sprang, während der Schlitten schon fuhr, von der linken Seite vorn auf, setzte sich und ließ ein Bein heraushängen.

2. I

Der brave Hengst zog unter leisem Knirschen der Kufen den Schlitten auf dem im Orte glattgefahrenen Winterweg hinter sich her.

„Wo hockst du denn da? Gib doch mal die Peitsche her, Nikita“, rief Wasilij Andreitsch, der sich sichtlich über seinen „Erben“ freute, der versuchte, sich hinten auf die Kufen zu stellen. „Ich werde dir zeigen! Lauf sofort zur Mutter, du Hundesohn!“

Der Knabe sprang ab. Muchortyj beschleunigte seinen Paßgang, schüttelte sich und fing an zu traben.

Das Dorf Kresty, in dem Wasilij Andreitschs Haus sich befand, bestand aus sechs Häusern. Als sie am letzten Häuschen vorbeifuhren, das dem Schmied gehörte, fühlten sie sofort, daß der Wind viel stärker war, als sie gedacht hatten. Der Weg war fast gar nicht zu erkennen. Die Spur der Kufen wurde sofort verweht, und man konnte den Weg nur daran erkennen, daß er eine Erhöhung bildete. Über das ganze Feld stürmte es, und die Linie, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, war nicht zu sehen. Der Wald von Teliatinki, der sonst immer gut sichtbar war, dunkelte undeutlich durch das Schneegestöber hindurch. Der Wind blies von der linken Seite und wehte beharrlich die Mähne auf dem festen, wohlgenährten Halse Muchortyjs nach der einen Seite, kehrte sogar seinen aufgebundenen Schweif dahin und drückte Nikitas langen Kragen, der auf der Windseite saß, gegen dessen Gesicht und Nase.

„Er kann nicht recht laufen, es kommt zuviel Schnee“, sagte Wasilij Andreitsch, stolz auf sein gutes Pferd. „Ich bin einmal mit ihm nach Paschutino gefahren, und in einer halben Stunde waren wir da.“

„Was?“

„Nach Paschutino, sage ich, kam ich mit ihm in einer halben Stunde“, schrie Wasilij Andreïtsch.

„Da läßt sich nichts sagen, er ist ein gutes Pferd“, erwiderte Nikita.

Sie schwiegen. Wasilij Andreïtsch wollte aber gern plaudern.

„Nun, deiner Frau hast du wohl verboten, dem Böttcher zu trinken zu geben?“ sagte Wasilij Andreïtsch ebenso laut, überzeugt, daß es Nikita schmeichelhaft sein müsse, mit einem so bedeutenden und klugen Manne, wie er war, zu sprechen. Und er war so zufrieden mit seinem Scherz, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, daß Nikita dieses Gespräch unangenehm sein könnte.

Nikita hatte aber die durch das Toben des Windes verwehten Worte seines Herrn wieder nicht gehört.

Wasilij Andreïtsch wiederholte mit seiner lauten, deutlichen Stimme den Scherz über den Böttcher.

„Gott sei mit ihnen beiden, Wasilij Andreïtsch! Ich kümmere mich um diese Dinge nicht. Sie soll nur meinem Jungen kein Leid antun. Im übrigen: Gott mit ihr!“

„So ist es“, sagte Wasilij Andreïtsch. „Also, wirst du dir zum Frühling ein Pferd kaufen?“ begann er von etwas anderem zu sprechen.

„Es wird nicht anders gehen“, antwortete Nikita, der den Kragen seines Rockes zurückgeschlagen und sich zu seinem Herrn hinübergebogen hatte.

Das Gespräch interessierte jetzt Nikita, und er wünschte, alles zu hören. „Mein Junge ist herangewachsen und muß selbst pflügen ... bisher haben wir immer jemand gemietet“, fügte er hinzu.

„Nun, so nehmt mir doch meinen Beskostretschnyj ab ... ich bin auch nicht teuer“, rief Wasilij Andreïtsch, der sich angeregt fühlte und deshalb auf seine Lieblingsbeschäftigung verfiel, die ihn ganz in Anspruch nahm, – den Handel.

„Oder geben Sie mir lieber fünfzehn Rubel, und ich kaufe mir eins auf dem Pferdemarkt“, sagte Nikita, der wohl wußte, daß Beskostretschnyj, der „Kreuzschwache“, den ihm Wasilij Andreïtsch verkaufen wollt, nur sieben Rubel wert war, ihm aber mit fünfundzwanzig Rubel angerechnet werden würde, so daß er dann länger als ein halbes Jahr von seinem Herrn kein Geld zu sehen bekommen würde.

„Es ist ein gutes Pferd. Ich meine es mit dir so gut wie mit mir selbst. Auf mein Gewissen! Brechunow wird keinen Menschen über-vorteilen. Lieber will ich selbst Schaden haben ... Ich mache es nicht so wie andre! Auf Ehre!“ rief er mit der Stimme, mit der er immer auf Käufer und Verkäufer einredete. „Es ist ein tüchtiges Pferd.“

„Versteht sich“, sagte Nikita seufzend, und überzeugt, daß es sich nicht mehr lohne zuzuhören, ließ er den Kragen los, der ihm sofort wieder Gesicht und Ohren verhüllte.

Eine halbe Stunde fuhren sie stillschweigend. Der Wind durch-wehte Nikita, so daß ihm die Seite und der Arm froren, da wo der Pelz zerrissen war.

Er kauerte sich zusammen und hauchte in den Kragen hinein, der ihm den Mund bedeckte, und ihm schien es, als erwärme ihn dieser Hauch.

„Wie denkst du, sollen wir über Karamyschewo fahren oder ge-radeaus?“ fragte Wasilij Andreitsch.

Über Karamyschewo führte eine vielbefahrene Straße, zu deren beiden Seiten Merkstangen standen; aber es war weiter. Geradeaus war es näher, doch war der Weg wenig befahren und hatte keine Merkstangen oder nur schlechte, die unter dem Schnee verschwanden.

Nikita dachte einen Augenblick nach.

„Über Karamyschewo ist es zwar weiter, aber der Weg ist besser eingefahren“, sagte er dann.

„Aber geradeaus müssen wir nur richtig durch den Hohlweg kommen, ohne uns zu verirren; weiterhin durch den Wald ist der Weg gut“, wandte Wasilij Andreitsch ein, der lieber geradeaus fah-ren wollte.

„Wie Sie wollen“, sagte Nikita und ließ den Kragen wieder los.

Wasilij Andreitsch tat also so. Eine halbe Werst weiter, bei einer hohen dünnen Eiche, die mit ihren wenigen trockenen Blättern vom Winde bewegt wurde, bog er nach links ab.

Hinter der Wegbiegung wehte ihnen der Wind fast gerade ent-gegen. Es begann stärker zu schneien. Wasilij Andreitsch lenkte das Pferd, blies die Backen auf und hauchte sich von unten in den Schnurrbart. Nikita druselte.

So waren sie etwa zehn Minuten schweigend gefahren.

Plötzlich sagte Wasilij Andreitsch etwas.

„Wa-as?“ fragte Nikita und öffnete die Augen.

Wasilij Andreitsch antwortete nicht, sondern drehte und wendete sich und sah sich nach hinten und, am Pferde vorbei, nach vorn um.

Das Pferd, das vor Schweiß an Hals und Weichen ganz rauh war, ging Schritt.

„Was sagst du?“ wiederholte Nikita.

„Was, was?“ äffte ihn Wasilij Andreitsch ärgerlich nach. „Nirgends sind Merkstangen zu sehen! Wir sind anscheinend vom Wege abgekommen.“

„So halte doch, ich werde den Weg suchen“, sagte Nikita, sprang leicht vom Schlitten herab, nahm die Peitsche aus dem Stroh und ging nach links, nach der Seite, wo er gesessen hatte.

Der Schnee war in diesem Jahre nicht tief, so daß man überall gehen konnte, aber hie und da reichte er Nikita doch bis zum Knie und kam ihm in die Stiefel. Nikita ging umher, fühlte mit den Füßen und der Peitsche den Boden, aber den Weg entdeckte er nirgends.

„Nun, was ist?“ fragte Wasilij Andreitsch, als sich Nikita dem Schlitten wieder näherte.

„Auf dieser Seite ist kein Weg zu finden. Ich muß es auf der andern versuchen.“

„Da, nicht weit, ist etwas Schwarzes ... Geh mal hin und sieh nach“, sagte Wasilij Andreitsch.

Nikita ging hin und näherte sich dem, was schwarz aussah. Es war Erde, die von entblößten Wintersaatfeldern hierher geweht war und den Schnee schwarz färbte. Nachdem er auch rechts herumgegangen war, kehrte Nikita zum Schlitten zurück, klopfte sich den Schnee ab, schüttelte ihn auch aus dem Stiefel und setzte sich wieder in den Schlitten.

„Wir müssen rechts fahren“, sagte er entschieden. „Der Wind blies mir vorher in die linke Seite, jetzt bläst er aber gerade ins Gesicht. „Los nach rechts“, fügte er bestimmt hinzu.

Wasilij Andreitsch hörte auf ihn und hielt nach rechts. Auf einen Weg kamen sie aber immer noch nicht. Einige Zeit waren sie so dahingefahren. Der Wind hatte nicht nachgelassen, und es schneite noch immer.

„Wir sind anscheinend ganz vom Wege abgekommen, Wasilij Andreitsch“, sagte plötzlich Nikita, fast wie mit Vergnügen. „Was

ist denn das?“ fragte er und zeigte auf schwarzes Kartoffelkraut, das aus dem Schnee hervorlugte.

Wasilij Andreitsch hielt das in Schweiß gebadete Pferd an, das seine dicken Flanken heftig bewegte. – „Was ist denn?“ fragte er.

„Wir sind auf dem Felde von Sacharowka! Da sind wir also hingeraten!“

„Blödsinn!“ rief Wasilij Andreitsch.

„Kein Blödsinn, Wasilij Andreitsch; ich sage die Wahrheit“, entgegnete Nikita. „Das hört man ja auch am Schlitten, daß wir auf einem Kartoffelfelde sind, und da stehen auch Haufen von Kartoffelkraut. Das ist das Feld, das zur Brennerei von Sacharowka gehört.“

„Sieh mal an, wie wir uns verirrt haben“, sagte Wasilij Andreitsch. „Was sollen wir jetzt nur machen?“

„Wir müssen uns geradeaus halten, weiter nichts! Irgendwo müssen wir ja hinkommen“, sagte Nikita. „Wenn nicht nach Sacharowka, so kommen wir nach dem herrschaftlichen Vorwerk.“

Wasilij Andreitsch gehorchte und ließ das Pferd so laufen, wie Nikita geheißt hatte. Ziemlich lange fuhren sie nun dahin. Bald fuhren sie über entblößte Wintersaat, und der Schlitten stieß laut gegen hartgefrorene Erdklumpen; manchmal kamen sie über Stoppelfeld – mal von Winter-, mal von Sommergetreide – wo Beifußstauden und Strohhalme aus dem Schnee herauschauten und im Winde schwankten; dann wieder fuhren sie durch tiefen, überall gleichmäßig weißen, ebenen Schnee, auf dessen Oberfläche nichts mehr zu sehen war. Es schneite von oben und stiebte von unten. Einmal kam es ihnen so vor, als führen sie bergab, dann wieder, als ginge es bergauf, bisweilen, als ständen sie auf einem Fleck still und die Schneefelder eilten an ihnen vorüber.

Beide schwiegen.

Das Pferd war sichtlich ermattet, war vom Schweiß ganz rauh geworden und mit Reif bedeckt und ging im Schritt. Plötzlich brach es ein und stand still. Man konnte nicht unterscheiden, ob das eine vom Wasser ausgespülte Stelle oder ein Graben war. Wasilij Andreitsch wollte absteigen, aber Nikita schrie ihm zu:

„Weshalb wollen wir halten? Wir sind hineingefahren und müssen wieder heraus. Nu, nu, Lieber!“ rief er mit fröhlicher Stimme dem Pferde zu.

Er sprang aus dem Schlitten und blieb selbst im Graben stecken.

Das Pferd zog an und kam auf einen gefrorenen Erdhügel. Es war also doch ein künstlicher Graben.

„Wo sind wir denn eigentlich?“ fragte Wasilij Andreitsch.

„Wir werden es schon erfahren!“ erwiderte Nikita. „Fahr nur zu, irgendwo müssen wir doch hinkommen.“

„Das muß doch der Wald von Goriatschkino sein?“ sagte Wasilij Andreitsch und zeigte auf etwas Schwarzes, das vor ihnen aus dem Schnee auftauchte.

„Wenn wir näher kommen, werden wir schon sehen, was das für ein Wald ist“, sagte Nikita.

Nikita sah, daß der Wind aus jener Richtung dürre, längliche Weidenblätter herwehte, und wußte also, daß es kein Wald, sondern eine bewohnte Gegend war, aber er wollte es nicht sagen. Und wirklich, sie waren von dem Graben aus noch nicht zehn Sashen weiter gefahren, als vor ihnen etwas Dunkles aufstieg, allem Anschein nach Bäume, und ein neues melancholisches Geräusch ertönte. Nikita hatte richtig geraten: es war kein Wald, sondern eine Reihe hoher Weiden, an denen hie und da noch Blätter hingen. Die Bäume waren augenscheinlich längs des Grabens, der sich an einer Dreschteme hinzog, gepflanzt. Als sie sich den Weiden näherten, durch die der Wind so schauerlich fuhr, setzte das Pferd plötzlich die Vorderfüße auf eine Stelle, die höher lag als der Schlitten, zog dann auch die Hinterfüße nach, und ging nun nicht mehr bis an die Knie im Schnee. Sie waren auf die Landstraße gekommen.

„Da wären wir also“, sagte Nikita. „Aber ich weiß nicht wo.“

Unbeirrt lief das Pferd jetzt auf dem verwehten Wege weiter, und als sie noch nicht vierzig Sashen zurückgelegt hatten, tauchte vor ihnen als dunkle Masse der geflochtene Zaun einer Getreidedarre mit dicht verschneitem Dach auf, von dem unaufhörlich Schnee herunterfiel. Als sie bei der Darre vorüber waren, machte der Weg eine Biegung nach der Richtung, in welcher der Wind blies, und sie fuhren in eine Schneewehe hinein. Doch vor sich sahen sie eine Gasse zwischen zwei Häusern, so daß sichtlich diese Schneewehe, die sie durchfahren mußten, sich auf dem Fahrwege gebildet hatte. Und wirklich gelangten sie auf die Straße, als sie sie hinter sich hatten. Auf dem ersten Hofe zerrte der Wind gefrorene Wäsche wild hin und her, die an einer Leine hing: Hemden – eins rot, eins weiß – Hosen, Röcke, Fußlappen, ein Weiberrock. Das weiße Hemd, dessen

Ärmel hin und her fuchtelten, flatterte besonders wild.

„So ein faules Weib, oder liegt sie vielleicht im Sterben? Sie hat zum Feiertag nicht mal ihre Wäsche abgenommen“, sagte Nikita, auf das im Winde flatternde Zeug weisend.

3. I

Am Anfang der Straße blies der Wind immer noch, und der Weg war verschneit, aber in der Mitte des Dorfes war es ruhig, warm und behaglich. Auf einem Gehöft bellte ein Hund, bei dem andern kam eine Frau gelaufen, die sich den Kopf mit ihrem Rock bedeckt hatte. Sie trat in die Haustür, blieb aber auf der Schwelle stehen, um die Vorüberfahrenden zu mustern. In der Mitte des Dorfes hörte man Mädchen Lieder singen.

Im ganzen Dorfe schien weniger Wind, Kälte und Schnee zu sein.

„Das ist ja Grischkino“, sagte Wasilij Andreitsch.

„Ja, das ist es“, antwortete Nikita.

Und es war wirklich Grischkino. Es ergab sich also, daß sie in der Richtung nach links abgekommen waren und einen Weg von acht Werst zurückgelegt hatten, der nicht ganz nach jener Seite lag, wohin sie mußten, sie aber doch ihrem Ziele näher gebracht hatte. Von Grischkino waren nur noch fünf Werst bis Goriatschkino.

In der Mitte des Dorfes stießen sie auf einen hochgewachsenen Mann, der mitten auf der Straße ging.

„Wer kommt denn da?“ schrie dieser, hielt das Pferd an, und als er Wasilij Andreitsch erkannte, packte er sofort die Deichselstange, hielt sich an denselben, bis er zum Schlitten selbst kam, und setzte sich auf den Rand.

Es war der Wasilij Andreitsch wohlbekannt, in der ganzen Umgegend als größter Pferdedieb berühmte Bauer Isaj.

„Ah, Wasilij Andreitsch, wohin des Weges?“ fragte Isaj, und Nikita strömte Branntweingeruch entgegen.

„Wir wollen nach Goriatschkino.“

„Da seid ihr ja schön herumgefahren! Ihr müßt doch über Malachowo fahren.“

„Das wissen wir, sind aber nicht hingekommen“, sagte Wasilij Andreitsch, das Pferd anhaltend.

„Ein gutes Pferdchen“, sagte Isaj, das Pferd betrachtend, fuhr mit

geübter Bewegung nach dem Schwanz und zog den sich lösenden Knoten bis zur Rübe hoch.

„Wollt ihr hier übernachten?“

„Nein, Bester, wir müssen unbedingt weiterfahren.“

„Man sieht, daß ihr es eilig habt. Aber wer ist denn das?“

Ah! Nikita Stepanytsch.“

„Wer denn sonst?“ erwiderte Nikita. „Wenn wir uns nur nicht wieder verirren, liebe Seele.“

„Wie kann man sich hier verirren? Kehr' um, fahr die Straße herunter, und wenn du da herauskommst, immer geradeaus. Nur nicht links. Erst wenn du auf die große Landstraße kommst, dann rechts.“

„Wo biegt man denn von der Landstraße ab? Auf einen Sommerweg oder einen Winterweg?“ fragte Nikita.

„Auf einen Winterweg. Sobald ihr da seid, seht ihr ein Gebüsch und gegenüber dem Gebüsch ist eine große, dicke, eichene Merkstange mit Laub. Das ist der Weg.“

Wasilij Andreitsch kehrte um, und sie fuhren durch das Dorf.

„Ihr solltet lieber hier übernachten“, rief ihnen Isaj noch nach.

Aber Wasilij Andreitsch antwortete ihm nicht, sondern trieb das Pferd an. Die fünf Werst glatten Weges, von denen zwei durch den Wald gingen, schienen ihm leicht zurückzulegen, um so mehr, als der Wind anscheinend beinahe aufgehört hatte, und es auch nicht mehr schneite.

Sie fuhren die Straße, die glatt gefahren und hie und da mit frischem Mist bedeckt war, zurück, kamen an dem Hofe mit der Wäsche vorbei, wo das weiße Hemd jetzt nur noch an einem steif gefrorenen Ärmel hing, gelangten wieder zu jenen Bäumen, durch die der Wind so heulte, und bald auch aufs freie Feld. Das Schneegestöber hatte aber nicht nur nicht aufgehört, sondern war noch stärker geworden. Der ganze Weg war verweht, und man konnte nur nach den Merkstangen schließen, daß man nicht abgekommen war. Aber auch die waren in einiger Entfernung schwer zu erkennen, denn der Wind blies dem Schlitten entgegen.

Wasilij Andreitsch kniff die Augen zu, neigte den Kopf und achtete auf den Weg, ließ aber mehr das Pferd gewähren, dem er vollständig vertraute. Und das Pferd kam wirklich nicht vom Wege ab, sondern lief, sich bald rechts, bald links wendend, je nach den Krümmungen des Weges, den es unter seinen Füßen fühlte. Auf die-

se Weise waren die Stangen noch immer sichtbar, obwohl es heftiger schneite, und der Wind sich noch verschärft hatte.

So waren sie etwa zehn Minuten gefahren, als sich plötzlich gerade vor dem Pferde etwas Schwarzes zeigte, das sich in dem schrägen Netz des Schneetreibens vorwärtsbewegte. Da fuhren auch Leute. Muchortyj holte sie bald ein und schlug mit den Vorderfüßen an die Hinterwand des vorausfahrenden Schlittens.

„Fahr vorbei! ... A-a – ai! ... Fahr vor!“ wurde aus jenem Schlitten gerufen.

Wasilij Andreitsch wollte vorbeifahren. In dem Schlitten saßen drei Männer und eine Frau. Augenscheinlich kamen sie von einem Feiertagsbesuch zurück. Einer von ihnen schlug mit einer langen Rute auf das schneebedeckte Hinterteil des Pferdes. Die beiden andern fuchtelten mit den Armen und schrien etwas von ihrem Vordersitz aus. Die Frau, ganz eingemummt, mit Schnee bedeckt, saß still, wie ein Vogel, der seine Federn sträubt, auf dem Hintersitz.

„Woher seid ihr?“ schrie Wasilij Andreitsch.

„Von A-a-a ...!“ vernahm man nur.

„Ich frage, woher ihr seid?“

„Von A-a-a ...!“ schrie wieder aus allen Kräften ein Insasse des andern Schlittens; mehr verstand man nicht.

„Los! Nicht vorlassen!“ schrie der andre und schlug immerzu mit einer Rute auf das Pferd ein.

„Ihr habt wohl mächtig gefeiert?“

„Vorwärts, vorwärts! Los, Siomka! Fahr vor! Los!“

Die Schlitten stießen an der unteren Seitenstange zusammen, verhakten sich beinahe, kamen aber wieder los, und der Bauernschlitten blieb allmählich zurück.

Das zottige, ganz mit Schnee bedeckte, dickbäuchige Pferdchen keuchte schwer unter dem niedrigen Krummholz und schleppte sich sichtlich mit Aufbietung der letzten Kräfte mit den kurzen Beinen, die es dicht unter den Leib zog, durch den tiefen Schnee, vergeblich bemüht, den Schlägen der Rute zu entgehen. Der Kopf des anscheinend noch jungen Pferdes, mit zusammengezogener Unterlippe, wie bei einem Fisch, mit erweiterten Nüstern und vor Angst angelegten Ohren, hielt sich jetzt einige Sekunden neben Nikitas Schulter, blieb aber bald immer mehr zurück.

„Was der Branntwein alles macht“, sagte Nikita. „Sie haben das

Pferd zuschanden gefahren ... Das sind ja die reinen Asiaten!“

Einige Minuten war noch das Schnaufen des abgematteten Pferdes und das trunkselige Geschrei der Bauern zu hören, dann wurde das Schnaufen still, und bald verstummte auch das Geschrei. Und wieder war ringsum nichts vernehmbar, als das Pfeifen des an den Ohren vorbeisauenden Windes und hin und wieder ein schwaches Knirschen der Kufen, wenn sie über freigewehte Stellen fuhren.

Diese Begegnung hatte Wasilij Andreitsch munterer und mutiger gemacht, und er trieb das Pferd, auf das er sich ganz verließ, zuversichtlicher an, ohne sich um die Merkstangen zu kümmern.

Nikita hatte nichts zu tun und druselte, wie immer in solchen Fällen, ein, um vielen versäumten Schlaf nachzuholen. Plötzlich blieb das Pferd stehen, und der stark nach vorn übergeneigte Nikita wäre beinahe herausgefallen.

„Wir fahren ja schon wieder nicht richtig“, sagte Wasilij Andreitsch.

„Wieso denn?“

„Die Stangen sind nicht mehr zu sehen. Wir sind gewiß wieder vom Wege abgekommen.“

„Wenn wir vom Wege abgekommen sind, müssen wir ihn eben wieder suchen“, sagte kurz Nikita, stieg aus und stapfte wieder mit einwärts gekehrten Füßen behend durch den Schnee dahin.

Lange verschwand er aus dem Gesichtskreis, tauchte auf, um dann wieder zu verschwinden, und kehrte endlich zurück.

„Hier ist kein Weg. Vielleicht weiter vorn“, sagte er und setzte sich in den Schlitten.

Indessen war es dunkel geworden. Das Gestöber verstärkte sich nicht, wurde aber auch nicht schwächer.

„Wenn wir doch jetzt die Bauern von vorhin hören würden!“ sagte Wasilij Andreitsch.

„Die haben uns doch nicht eingeholt ... Wir müssen weit vom Wege abgekommen sein ... Vielleicht haben aber auch die andern sich verirrt“, sagte Nikita.

„Nach welcher Richtung soll ich denn jetzt fahren?“ wandte sich Wasilij Andreitsch an ihn.

„Wir müssen das Pferd gewähren lassen“, erwiderte Nikita.

„Es wird uns schon auf den Weg bringen. Gib die Leine.“

Das tat Wasilij Andreitsch um so lieber, als ihn die Hände trotz

der warmen Handschuhe jetzt doch froren.

Nikita nahm die Leine, hielt sie aber nur, bemüht, sie nicht zu bewegen, und freute sich über den Verstand seines Liebings.

Und wirklich, das kluge Pferd drehte bald das eine, bald das andre Ohr nach der einen, dann nach der andern Seite und machte schließlich eine Wendung.

„Nur nicht sprechen“, sagte Nikita. „Sieh, was er macht ... Geh, geh, such' ... So, so.“

Der Wind stand ihnen jetzt im Rücken, und es wurde wärmer.

„Er ist wirklich klug ...“ fuhr Nikita fort, sich über sein Pferd freuend. „Unser Kirgise ist stark, aber dumm. Aber der hier, sieh nur, was er mit den Ohren macht. Man braucht keinen Telegraphen, er wittert alles eine Werst vorher.“

Eine halbe Stunde war noch nicht vergangen, als in der Tat etwas Dunkles vor ihnen auftauchte, wie ein Wald oder ein Dorf, und rechts erschienen von neuem die Stangen. Offenbar waren sie wieder auf der Straße.

„Das ist ja schon wieder Grischkino“, rief plötzlich Nikita.

Und wirklich zeigte sich jetzt auf der linken Seite die Darre, von der der Schnee herunterstiebt, und derselbe Strick mit der gefrorenen Wäsche, den Hemden, den Hosen, die immer noch wie toll im Winde flatterten.

Wieder kamen sie auf die Dorfstraße, wieder wurde es still, warm, behaglich, wieder sahen sie den Weg mit dem frischen Mist, hörten wieder Stimmen, Lieder und Hundegebell. Es war schon so dunkel, daß hinter einigen Fenstern Lichter aufblitzten.

Von der Mitte der Dorfstraße aus lenkte Wasilij Andreïtsch das Pferd zu einem großen zweistöckigen Ziegelhause und machte vor dem Tore halt.

„Ruf mir mal den Taras heraus!“ rief er Nikita zu.

Nikita trat an das beschneite, erhellte Fenster, in dessen Licht die umherflatternden Schneeflocken flimmerten, und klopfte mit der Peitsche an.

„Wer ist da?“ antwortete eine Stimme aus dem Zimmer auf Nikitas Klopfen.

„Aus Kresty, Brechunow, mein Lieber“, erwiderte Nikita. „Komm einen Augenblick heraus!“

Der drinnen war vom Fenster zurückgetreten, und nach zwei

Minuten hörte man, wie die Tür nach dem Flur aufgeklinkt, der Riegel der Außentür zurückgeschoben wurde. Die Tür öffnend und sie gegen den Wind haltend, schaute ein alter, weißbärtiger Mann heraus, mit hoher Mütze, einen Pelz über das feiertägliche Hemd geworfen. Hinter ihm stand ein Bursche in rotem Hemd und Lederstiefeln.

„Bist du es, Andreïtsch?“ fragte der Alte.

„Wir haben uns verirrt, Bester“, sagte Wasilij Andreïtsch. „Wir wollten nach Goriatschkino, sind aber hierher geraten, fuhren dann weiter und sind wieder nach hier verschlagen worden.“

„Eine schöne Irrfahrt“, sagte der alte Mann. „Petruschka, geh, öffne das Tor“, wandte er sich an den Burschen im roten Hemd.

„Das kann ich tun“, erwiderte dieser mit fröhlicher Stimme und lief nach dem Flur zurück.

„Wir wollen hier nicht übernachten“, sagte Wasilij Andreïtsch.

„Wo willst du denn jetzt hinfahren, es ist doch Nacht. Übernachte lieber!“

„Ich würde gern hierbleiben. Aber ich muß weiter. Ich habe Geschäfte, Bester. Es geht nicht.“

„Nun, so wärme dich wenigstens auf. Ihr kommt gerade zum Samowar zurecht“, sagte der Alte.

„Ja, wärmen könnte man sich“, sagte Wasilij Andreïtsch. „Dunkler wird es nicht mehr werden; im Gegenteil heller, wenn der Mond aufgeht. Komm, Nikita, wir wollen hineingehen und uns wärmen.“

„Das können wir ja tun“, sagte Nikita, der ganz erfroren war und nur den einen Wunsch hatte, am Ofen seine erstarrten Glieder zu wärmen.

Wasilij Andreïtsch ging mit dem Alten ins Haus. Nikita fuhr durch das von Petruschka geöffnete Tor und brachte nach dessen Anweisung das Pferd unter das Schutzdach des Schuppens. Der war voll Mist, und das hohe Krummholz stieß gegen die Querstange, auf der die Hühner saßen. Die Hühner und der Hahn gackerten ärgerlich und krallten sich fester an die Stange. Die geängstigten Schafe drängten zur Seite, über den gefrorenen Mist trappelnd. Ein junger Hund winselte entsetzt und bellte die Fremden dann erschreckt und wütend an.

Nikita sprach mit allen: er entschuldigte sich bei den Hühnern, beruhigte sie und versprach, sie nicht weiter zu stören; er machte

den Schafen Vorwürfe, daß sie solche unnütze Angst hätten und redete dem Hund ins Gewissen, während er das Pferd festband.

„So wird es gut sein“, sagte Nikita, den Schnee von sich abschüttelnd. „Was der für Lärm macht“, fügte er hinzu, zu dem Hund gewandt. „Hör’ doch endlich auf – genug, dummes Tier. Du regst dich unnütz auf, wir sind ja keine Diebe, wir sind doch Freunde“, sagte er.

„Das sind, wie es heißt, die drei Ratgeber im Hause“, sagte der Junge und schob mit kräftigem Arm den draußen stehenden Schlitten unter das Schutzdach.

„Wieso Ratgeber?“ fragte Nikita.

„So steht es im Pulson gedruckt: ‚Schleicht sich ein Dieb ins Haus – so bellt der Hund, du darfst dann keine Maulaffen feilhalten. Der Hahn kräht, das heißt: steh auf! Die Katze putzt sich, das heißt: ein lieber Gast kommt, triff Vorbereitungen, ihn zu bewirten‘“, sagte der Bursche lächelnd.

Petrucha konnte lesen und schreiben und konnte Paulsons Lesebuch fast auswendig, das einzige Buch, das er hatte, und er führte gern, wenn er etwas getrunken hatte, passende Zitate daraus an.

„Das ist schon so“, sagte Nikita.

„Du bist wohl ordentlich durchgefroren, Onkelchen?“ fragte Petrucha noch.

„Ja, das kann ich wohl sagen“, antwortete Nikita. Sie gingen über den Hof durch den Flur ins Haus.

4. I

Das Gehöft, in dem Wasilij Andreitsch eingekehrt war, gehörte zu den reichsten im Dorfe. Der Familie gehörten fünf Parzellen, und außerdem hatte sie noch Land zugepachtet. Im Stalle standen sechs Pferde, drei Kühe, zwei Kälber und an die zwanzig Schafe. Die ganze Familie bestand aus zweiundzwanzig Personen: vier verheiratete Söhne, sechs Enkel, von denen Petrucha auch schon verheiratet war, zwei Urenkel, drei Waisen und vier Schwiegertöchter mit kleinen Kindern. Es war eine der wenigen Wirtschaften, die noch nicht geteilt waren; aber schon längst gärte auch hier im Innern dumpfe, stille Zwietracht, die unter den Frauen begonnen hatte und sicher bald zur Teilung führen mußte. Zwei Söhne lebten in Moskau

als Wasserfahrer; einer war Soldat. Im Hause befanden sich jetzt der Alte, seine Frau, ein Sohn, der wirtschaftete, der älteste Sohn, der zu den Feiertagen aus Moskau gekommen war, und alle Frauen und Kinder.

Außerdem war ein Gast da, ein Nachbar und Gevatter.

In der Stube hing eine Lampe mit einem Schirm und beleuchtete grell das auf dem Tisch stehende Teegeschirr, eine Flasche Branntwein, kalten Imbiß und die roten Ziegelwände, die in der „schönen Ecke“ mit Heiligenbildern und auf beiden Seiten mit andern Bildern behängt waren. Auf dem Ehrenplatz am Tisch saß, nur im schwarzen Pelz, Wasilij Andreitsch, sog an seinem steifgefrorenen Schnurrbart und musterte ringsum mit seinen hervorstehenden Habichtsaugen die Stube und die Leute. Außer Wasilij Andreitsch saß am Tisch der greise weißbärtige, kahlköpfige Hausherr in einem weißen, daheim gewebten Hemd; neben ihm, in einem feinen Kattunhemd, mit mächtigem Rücken und starken Schultern, der Sohn aus Moskau; dann der andre Sohn, der breitschultrige älteste Bruder, der die Wirtschaft führte, und der magere, rothaarige Nachbar.

Die Männer hatten Branntwein getrunken, etwas gegessen, und waren im Begriff, Tee zu trinken. Der Samowar stand auf der Diele am Ofen und summt schon. Auf dem Schlafboden und dem Ofen lagen und saßen Kinder. Auf einer Pritsche saß über eine Wiege gebeugt eine Frau. Die greise Hausfrau, deren Gesicht ganz und gar mit Falten durchzogen war, so daß sogar die Lippen runzlig waren, bemühte sich um Wasilij Andreitsch.

In dem Augenblick, als Nikita ins Zimmer trat, hatte sie ein dickes Schnapsglas gefüllt und reichte dieses dem Gast.

„Nimm fürlieb, Wasilij Andreitsch. Man muß den Feiertag ehren“, sagte die Alte. „Trink, Lieber!“

Der Anblick und der Geruch des Branntweins brachte Nikita, der so erfroren und ermüdet war, sehr in Erregung. Er machte ein finsternes Gesicht, klopfte den Schnee von Rock und Mütze, stellte sich vor die Heiligenbilder, als ob niemand da wäre, bekreuzte sich dreimal und verbeugte sich vor ihnen. Dann wandte er sich an den Alten, machte erst ihm eine Verbeugung, dann allen, die am Tisch saßen, darauf den Frauen, die am Ofen standen, sagte: „Meinen Glückwunsch zum Fest!“ und kleidete sich dann aus, ohne nach dem Tisch zu blicken.

„Nun, Onkelchen, du bist aber tüchtig bereift“, sagte der älteste Sohn mit einem Blick auf Nikitas Gesicht, Bart und Augen, die ganz mit Reif bedeckt waren.

Nikita zog seinen Kaftan aus, klopfte ihn noch einmal ab, hing ihn an den Ofen und trat dann an den Tisch. Man bot ihm ebenfalls Branntwein an. Es war eine Minute harten Kampfes: beinahe hätte er nach dem Glase gegriffen und das duftige, helle Naß in die Kehle gegossen. Aber er blickte Wasilij Andreitsch an, dachte an sein Gelöbnis, an die vertrunkenen Stiefel, an den Böttcher, an seinen Sohn, dem er zum Frühling ein Pferd versprochen hatte, seufzte und wies den Branntwein zurück.

„Ich trinke nicht ... ich danke ergebenst“, sagte er mit finsterem Gesicht und setzte sich am zweiten Fenster auf die Bank.

„Weshalb denn nicht?“ fragte der älteste Sohn.

„Ich trinke nicht, und so ist's eben!“ sagte Nikita, ohne den Blick zu erheben. Er schielte nach seinem Bart und taute die Eiszapfen in ihm auf.

„Es bekommt ihm nicht“, sagte Wasilij Andreitsch und aß zum Glase Branntwein, das er getrunken, einen Kringel.

„Nun, so trink Tee“, sagte die freundliche Alte. „Du bist wohl tüchtig durchgefroren, Lieber? Was macht ihr Frauensleute denn so lange mit dem Samowar?“

„Fertig!“ erwiderte eine junge Frau, die mit einer Schürze den überkochenden, zugedeckten Samowar befächelte; sie schleppte ihn mühsam heran, hob ihn in die Höhe und setzte ihn geräuschvoll auf den Tisch nieder.

Unterdessen hatte Wasilij Andreitsch erzählt, wie sie vom Wege abgekommen, zweimal nach diesem Dorfe verschlagen, wie sie umhergeirrt und den betrunkenen Bauern begegnet waren. Die andern wunderten sich, erklärten, wo und warum sie den Weg verfehlt hätten, wer die betrunkenen Bauern gewesen seien und belehrten sie, wie sie fahren müßten.

„Von hier bis Moltschanowka kann ein kleines Kind fahren, wenn es nur die Stelle nicht verfehlt, wo man von der Landstraße abbiegen muß. Da ist ein Gebüsch. Ihr seid nicht so weit gekommen“, sagte der Nachbar.

„Es wäre besser, hier zu übernachten. Die Frauen werden euch ein Lager zurecht machen“, redete ihnen die Alte zu.

„Ihr tut am besten, wenn ihr erst morgen fahrt“, bekräftigte der Alte.

„Ich kann nicht, Bester, ich habe Geschäfte“, sagte Wasilij Andreïtsch. „In einer Stunde kann man manchmal so viel versäumen, daß es in einem Jahre nicht einzuholen ist“, fuhr er fort und dachte an den Wald und die Kaufleute, die ihm bei diesem Kauf zuvorkommen konnten. „Nicht wahr, wir werden schon hinkommen“, wandte er sich an Nikita.

Nikita antwortete lange nicht und tat so, als ob er mit dem Auftauen seines Bartes beschäftigt wäre.

„Wenn wir nur nicht wieder den Weg verfehlen“, sagte er dann mürrisch.

Mürrisch war Nikita deshalb, weil er einen unbezähmbaren Wunsch nach Branntwein hatte. Das einzige, was ihm darüber hinweggeholfen hätte, war Tee. Aber Tee hatte man ihm noch nicht angeboten.

„Wenn wir nur bis zum Kreuzweg kommen, können wir den Weg ja nicht verfehlen; er geht dann bis zu unserm Ziel durch den Wald“, erwiderte Wasilij Andreïtsch.

„Das ist Ihre Sache, Wasilij Andreïtsch, ob wir fahren sollen oder nicht“, sagte Nikita, ein ihm gereichtes Glas Tee nehmend.

„Wir wollen Tee trinken, und dann vorwärts!“

Nikita schwieg, aber er schüttelte den Kopf. Vorsichtig goß er den Tee in die Untertasse und wärmte an dem Dampf die erfrorenen Hände mit den immer von der Arbeit geschwollenen Fingern. Dann biß er ein kleines Stückchen Zucker ab, verbeugte sich vor den Wirtsleuten und sprach:

„Auf eure Gesundheit!“

Und er sog gierig die wärmende Flüssigkeit ein.

„Wenn jemand uns bis zum Kreuzweg begleiten könnte“, sagte Wasilij Andreïtsch.

„Nun, das ist ja zu machen“, rief der älteste Sohn. „Petrucha kann anspannen und euch bis zum Kreuzweg begleiten.“

„So spanne an, Bester. Ich werde dir's Dank wissen.“

„Wozu das, Lieber?“ sagte die freundliche Alte. „Wir tun es ja von Herzen gern.“

„Petrucha, geh, spann' die Stute an“, sagte der älteste Sohn.

„Das kann ich machen!“ sagte Petrucha lächelnd, langte seine

Mütze vom Nagel und eilte hinaus, um anzuspinnen.

Während das Pferd angeschirrt wurde, kehrte die Unterhaltung wieder zu dem Gegenstand zurück, von dem man gerade gesprochen hatte, als Wasilij Andreitsch vorgefahren war. Der Alte beklagte sich bei dem Nachbar, dem Starosten des Dorfes, über den dritten Sohn, der zu den Feiertagen ihm nichts, seiner jungen Frau aber ein französisches Tuch geschickt hatte.

„Das junge Volk wird zuchtlos!“ schloß der Alte.

„Und wie!“ bekräftigte der Gevatter. „Man kann mit ihm nicht fertig werden. Sie werden alle zu klug. Da hat der Diomotschkin seinem Vater sogar den Arm gebrochen. Das kommt doch alles von zu großer Klugheit.“

Nikita hörte aufmerksam zu, betrachtete die Gesichter um sich herum und hatte offensichtlich den Wunsch, an dem Gespräche teilzunehmen; aber er war vom Teetrinken ganz in Anspruch genommen und nickte nur zustimmend mit dem Kopfe. Er trank ein Glas nach dem andern, und ihm wurde immer wärmer und immer behaglicher. Das Gespräch drehte sich dauernd um ein und dasselbe: um die bösen Folgen der Teilungen; und es war sichtlich kein abstraktes Gespräch, sondern es handelte sich um die Teilung in diesem Hause, die der zweite Sohn, der finster und schweigend dasaß, gerade forderte. Sichtlich war das ein wunder Punkt, und die Sache beschäftigte alle Hausgenossen; aber aus Anstand ließen sie in Gegenwart Fremder die Privatangelegenheit ruhen. Endlich hielt es aber der Alte nicht länger aus und sagte mit tränenvoller Stimme, er würde bei seinen Lebzeiten eine Teilung nicht zugeben: jetzt stehe, Gott sei Dank, das Haus gut, nach einer Teilung müßten aber alle Betteln gehen.

„Wie bei Matwejew“, sagte der Nachbar. „Es war eine so schöne Wirtschaft, da haben sie aber geteilt, und nun hat niemand etwas.“

„So weit willst du es also auch bringen“, sagte der Alte zu seinem Sohne.

Der Sohn erwiderte nichts, und es trat eine peinliche Stille ein. Dieses peinliche Schweigen unterbrach Petrucha, der das Pferd angespannt hatte, vor einigen Minuten in die Stube getreten war und des Alten Worte lächelnd mit anhörte.

„Da im Pulson steht so eine Fabel. Ein Vater gab seinen Söhnen einen Rutenbesen und forderte sie auf, ihn zu zerbrechen. Den gan-

zen Besen konnten sie nicht zerbrechen, aber die einzelnen Ruten mit Leichtigkeit. So ist es auch hier“, sagte er, über das ganze Gesicht lächelnd. „Es ist angespannt“, fügte er hinzu.

„Wenn's fertig ist, dann wollen wir fahren“, sagte Wasilij Andreitsch. „Und in betreff der Teilung, Großväterchen, gib nicht nach! Du hast es erworben, folglich bist du der Herr. Wende dich an den Friedensrichter, der wird schon Ordnung schaffen.“

„Immer lehnt er sich auf, immer tut er das ...“ beharrte mit weinerlicher Stimme der Alte. „Ich kann mit ihm gar nicht fertig werden! Er ist rein des Satans.“

Nikita hatte unterdessen das fünfte Glas Tee geleert, stellte das Glas aber noch immer nicht umgekehrt hin, sondern legte es auf die Seite, hoffend, daß man es ihm auch zum sechsten Male füllen werde. Doch im Samowar war kein Wasser mehr, und die Wirtin goß ihm nicht mehr ein. Auch zog Wasilij Andreitsch sich schon an. So blieb Nikita nichts andres übrig, als auch aufzustehen. Er legte sein von allen Seiten benagtes Stück Zucker in die Zuckerdose zurück, wischte sich mit dem Schoße seines Rockes den Schweiß vom Gesicht und wandte sich zum Ofen, um seinen Kaftan anzuziehen.

Als er fertig war, seufzte er schwer auf, dankte den Wirtsleuten und verabschiedete sich von ihnen. Dann trat er aus dem hellen, warmen Zimmer in den dunklen, kalten Flur, dessen Diele der durch die Türritzen eingedrungene Schnee bedeckte und durch den der Wind heulte, und von da auf den Hof.

Petrucha stand im Pelz neben seinem Pferde, in der Mitte des Hofes, und sagte lächelnd eine Strophe aus Paulson auf:

„Schwarzer Wolken Sturmeseilen,
Schneegeflock im Wirbelwind ...
Horch – es tönt wie Wolfesheulen,
Horch – nun weint es wie ein Kind!“

Nikita nickte zustimmend mit dem Kopfe und machte die Leine zurecht.

Der Alte geleitete Wasilij Andreitsch und brachte eine Laterne in den Flur, um zu leuchten, doch sie erlosch sofort.

Draußen spürte man, daß das Schneegestöber immer stärker wurde.

„Nun, das ist aber ein Wetter“, dachte Wasilij Andreitsch. „Wir

kommen vielleicht doch nicht hin ... Aber es hilft nichts, das Geschäft ruft! Außerdem bin ich ja schon fertig. Das Pferd des Wirtes ist auch angespannt. Mit Gottes Hilfe werden wir unser Ziel erreichen.“

Der alte Wirt war auch der Meinung, sie sollten lieber nicht fahren, aber er hatte schon einmal zum Bleiben zugeredet, ohne daß man auf ihn hörte. Er konnte nicht noch mehr bitten. „Vielleicht bin ich so ängstlich, weil ich alt werde, und sie werden schon hinkommen“, dachte er. „Wenigstens können wir so zur Zeit schlafen gehen und haben keine Umstände.“

Petrucha aber dachte an keine Gefahr; er kannte den Weg und die ganze Gegend; außerdem ermutigte ihn die Strophe von Sturm und Schnee, die so genau das Wetter draußen schilderte. Nikita hatte nicht die geringste Lust zum Fahren, doch war er längst gewöhnt, keinen eigenen Willen mehr zu haben und sich ganz demjenigen anderer unterzuordnen. So hielt niemand die Abfahrenden zurück.

5. I

Wasilij Andreitsch trat an den Schlitten – es kostete ihn Mühe, ihn in der Dunkelheit zu finden – stieg ein und nahm die Zügel.

„Fahr voran“, rief er.

Petrucha, der auf seinem Schlitten kniete, trieb sein Pferd an. Muchortyj, der schon lange gewiehert hatte, weil er vor sich die Stute witterte, rannte hinterher, und sie kamen auf die Straße. Wieder fuhren sie auf demselben Wege durch das Dorf, an dem Hof mit der aufgehängten, gefrorenen Wäsche vorbei, die jetzt nicht mehr zu sehen war, an der Darre, die fast ganz vom Schnee verweht war und von deren Dach unaufhaltsam Schnee herunterrieselte, an den traurig rauschenden, pfeifenden, sich biegenden Weiden vorbei, und kamen wieder in das von oben und unten stiebende Schneemeer. Der Wind war so stark, daß er, als die Fahrenden ihn in der Seite hatten und unter seiner Einwirkung standen, den Schlitten auf die Seite legte und das Pferd seitwärts trieb. Petrucha fuhr mit seiner flott trabenden Stute voraus und rief ihr ermunternd zu. Muchortyj lief hinterher.

Als sie so zehn Minuten gefahren waren, wandte sich Petrucha um und rief ihnen etwas zu. Weder Wasilij Andreitsch noch Nikita konnten bei dem Winde etwas verstehen, aber sie vermuteten, daß sie am Kreuzweg angekommen seien. Und wirklich drehte Petrucha sein Pferd nach rechts, so daß der Wind, der bisher von der Seite gekommen war, ihnen jetzt entgegenwehte, und durch den Schnee hindurch von rechts wurde etwas Schwarzes sichtbar. Das war das Gebüsch am Kreuzweg.

„Nun, mit Gott!“

„Besten Dank, Petrucha.“

„Schwarzer Wolken Sturmeseilen ...“ schrie Petrucha ihnen noch zu und verschwand.

„Sieh mal an, was der für ein Dichter ist“, sagte Wasilij Andreitsch und rührte die Leine.

„Ja, er ist ein flinker Bursche, ein echter Bauer“, sagte Nikita.

Sie fuhren weiter.

Nikita hatte den Kopf in die Schultern gedrückt und sich so eingemummt, daß sein nicht allzu großer Bart den Hals verdeckte. Bedacht, die durch den Tee angesammelte Wärme nicht zu verlieren, saß er da und schwieg. Er sah vor sich die geraden Linien der Deichselstangen, die ihm unaufhörlich einen eingefahrenen Weg vortäuschten, und das schaukelnde Hinterteil des Pferdes mit dem nach einer Seite gekehrten, aufgebundenen Schweif, und weiter vorn das hohe Krummholz, den schaukelnden Kopf und Hals des Pferdes mit der flatternden Mähne. Bisweilen sah er Merkstangen zur Seite und wußte daher, daß sie immer noch auf der Landstraße waren und daß es für ihn jetzt nichts zu tun gab.

Wasilij Andreitsch lenkte, überließ es aber dem Pferde, den rechten Weg zu gehen. Muchortyj aber, trotzdem er sich im Dorf ausgeruht hatte, lief nur ungerne und so, als wollte er vom Wege abbiegen, so daß Wasilij Andreitsch ihn einige Male zurechtlenkte.

„Rechts ist eine Stange, da noch eine, da die dritte,“ zählte Wasilij Andreitsch, „und da vorn ist der Wald“, dachte er, als er etwas Dunkles vor sich sah. Aber was er für einen Wald gehalten hatte, war nur ein Gebüsch. Sie fuhren daran vorüber und vielleicht noch zwanzig Sashen weiter, aber sie sahen weder die vierte Stange noch den Wald. „Der Wald muß gleich kommen“, meinte Wasilij Andreitsch, und durch Schnaps und Tee erregt, zog er unaufhörlich die

Leine an. Das willige, gute Tier gehorchte und lief bald im Paßgang, bald im kurzen Trabe, wohin man es lenkte, obgleich es wußte, daß man es durchaus nicht nach der richtigen Seite lenkte. Es vergingen noch zehn Minuten, und noch immer war der Wald nicht sichtbar.

„Wir haben den Weg schon wieder verloren“, sagte Wasilij Andreitsch und hielt das Pferd an.

Nikita stieg schweigend aus dem Schlitten, und seinen Kaftan haltend, der sich infolge des Windes bald fest um ihn legte, bald von ihm wegflatterte, watete er durch den Schnee, bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Etwa dreimal verschwand er ganz aus dem Gesichtskreise. Endlich kehrte er zurück und nahm Wasilij Andreitsch die Leine aus der Hand.

„Wir müssen uns rechts halten“, sagte er ernst und entschieden und wendete das Pferd.

„Nun, dann wollen wir also nach rechts fahren“, sagte Wasilij Andreitsch, ließ ihm die Leine und schob seine erfrorenen Hände in die Ärmel.

Nikita gab keine Antwort.

„Nun, Freundchen, gib dir Mühe“, rief er dem Pferde zu, aber das Pferd ging nur im Schritt, obgleich er mit der Leine schüttelte.

Hier und da reichte der Schnee bis an die Knie, und der Schlitten kam bei jeder Bewegung des Pferdes nur ruckweise vorwärts.

Nikita langte nach der Peitsche, die am Vorderteil des Schlittens hing, und schlug das Pferd. Das gute Tier, das daran nicht gewöhnt war, schreckte auf und setzte sich in Trab, ging aber bald wieder in Paßgang und in Schritt über. So fuhren sie fünf Minuten. Es war dunkel, und die Schneeflocken tanzten von oben und unten, so daß manchmal sogar das Krummholz nicht zu sehen war. Manchmal war es, als stände der Schlitten fest auf einem Fleck und das Feld liefe dahin. Plötzlich blieb das Pferd wie angewachsen stehen, offenbar etwas Böses vor sich witternd. Nikita sprang wieder behend heraus, warf die Leine hin und ging nach vorn, um nach der Ursache zu sehen. Kaum aber hatte er einen Schritt vor das Pferd getan, als seine Füße ausglitten und er einen Abhang hinunterrollte.

„Brr, Brr, brr!“ rief er sich selbst zu, während er fiel und bemüht war, sich zu halten, was ihm nicht eher gelang, als bis er mit den Füßen auf eine dichte Schneemasse fiel, die sich unten in der Schlucht angehäuft hatte.

Ein am Rande der Schlucht überhängender Schneehaufen kam durch Nikita in Bewegung, fiel auf ihn und schüttete Schnee auch in seinen Kragen.

„Aber was ist denn das?“ wandte sich Nikita vorwurfsvoll an den Schneehaufen und an die Schlucht und versuchte, seinen Nacken vom Schnee zu reinigen.

„Nikit! He, Nikit!“ schrie Wasilij Andreitsch von oben.

Aber Nikita antwortete nicht.

Er hatte keine Zeit dazu, denn er mußte den Schnee abschütteln und die Peitsche suchen, die er verloren hatte, als er den Abhang hinunterrollte. Als er sie gefunden, wollte er an derselben Stelle wieder hinaufklettern, wo er hinabgerollt war; doch es erwies sich als unmöglich, und er fiel immer wieder zurück, so daß er genötigt war, unten nach einem Aufstieg zu suchen. Drei Sashen weiter von der Stelle, wo er gefallen war, kroch er auf allen vieren mit Mühe die Anhöhe hinauf und ging am Rande der Schlucht entlang dahin zurück, wo das Pferd sein mußte. Doch fand er weder Pferd noch Schlitten, hörte aber, weil er gegen den Wind ging, Wasilij Andreitschs Schreien und Muchortys Wiehern, die ihn riefen.

„Ich komme, ich komme. Was brüllst du denn so?“ sagte er noch für sich.

Erst als er ganz dicht am Schlitten war, erblickte er das Pferd und den neben dem Schlitten stehenden Wasilij Andreitsch, der ungeheuer groß erschien.

„Wo bist du denn, zum Teufel, geblieben? Wir müssen zurück, meinethalben nach Grischkino“, rief der Herr Nikita zornig zu.

„Ich würde gern umkehren, Wasilij Andreitsch, aber wohin sollen wir? Hier sind ja solche Schluchten – wenn wir da hineinfahren, kommen wir nicht wieder heraus. Ich bin so hineingeplumpst, daß ich mich kaum wieder herausfand.“

„Wir können doch aber nicht hier stehenbleiben? Irgendwo müssen wir doch hinfahren“, sagte Wasilij Andreitsch.

Nikita schwieg. Er setzte sich auf den Schlitten, den Rücken gegen den Wind, zog die Stiefel aus, schüttete den Schnee heraus, nahm Stroh und verstopfte sorgfältig von innen aus ein Loch im linken Stiefel.

Wasilij Andreitsch schwieg auch, als ob er jetzt alles Nikita überließe. Nachdem Nikita seine Stiefel wieder angezogen hatte, nahm

er seine Füße in den Schlitten, zog die Fausthandschuhe an, nahm die Leine und lenkte das Pferd an der Schlucht entlang. Sie waren aber noch nicht hundert Schritte gefahren, als das Pferd jählings wieder stehenblieb. Wieder kam eine Schlucht.

Nikita stieg wieder aus und watete durch den Schnee. Ziemlich lange war er verschwunden, schließlich erschien er von der entgegengesetzten Seite.

„Wo sind Sie, Andreitsch?“ rief er.

„Hier“, rief Wasilij Andreitsch. „Nun, was ist?“

„Man kann nichts sehen, es ist zu dunkel ... Hier sind überall Schluchten. Wir müssen wieder gegen den Wind fahren.“

Wieder fuhren sie, wieder mußte Nikita durch den Schnee gehen und fiel dabei; wieder stieg er ein, wieder watete er und fiel; endlich blieb er ganz außer Atem beim Schlitten stehen.

„Nun, was ist?“ fragte Wasilij Andreitsch.

„Was soll sein? Ich bin schon ganz matt. Das Pferd kann auch nicht weiter.“

„Was sollen wir denn aber tun?“

„Warte einen Augenblick.“

Nikita ging wieder fort, kehrte aber bald zurück.

„Fahr mir nach“, sagte er, vor dem Pferde hergehend.

Wasilij Andreitsch befahl gar nichts mehr und folgte genau Nikitas Anordnungen.

„Mir nach“, rief Nikita, sich rasch nach rechts wendend, ergriff Muchortyj am Zügel und ging auf einen Schneehaufen zu. Das Pferd sträubte sich anfangs, zog dann aber stark an, um darüber wegzukommen, vermochte es aber nicht und blieb bis zum Kunt darin stecken.

„So steig doch aus!“ rief Nikita seinem Herrn zu, der im Schlitten sitzengeblieben war. Er ergriff die Deichsel und zog den Schlitten an das Pferd heran. „Es ist schwer, Lieber“, wandte er sich an Muchortyj. „Was sollen wir aber machen ... no, no, noch ein wenig“, rief er.

Das Pferd zog ein-, zweimal an, vermochte aber nicht herauszukommen, sondern blieb wieder stecken. Es bewegte die Ohren, beschnupperte den Schnee, auf den es den Kopf legte, und tat, als ob es sich etwas überlegte.

„Aber, Lieber, das ist nicht brav“, ermahnte Nikita den Muchortyj. „Nun, versuch' noch einmal!“

Wieder zog Nikita an der einen Deichselstange, an der andern Wasilij Andreitsch. Das Pferd wendete den Kopf hin und her, plötzlich ruckte es mit aller Kraft an.

„Nu, nu, du wirst nicht versinken, keine Angst!“ rief Nikita.

Ein Sprung, noch einer, ein dritter, und glücklich war das Pferd aus dem Schneehaufen heraus und blieb schwer atmend, sich schüttelnd, stehen. Nikita wollte es weiterführen, aber Wasilij Andreitsch war in seinen zwei Pelzen so außer Atem gekommen, daß er nicht weiter konnte und sich in den Schlitten warf.

„Laß mich erst Luft schöpfen“, sagte er, das Tuch lösend, das er im Dorf über den Kragen seines Pelzes gebunden hatte.

„Hier schadet es nichts, hier kannst du liegen“, erwiderte Nikita. „Ich werde es weiterführen“, und während Wasilij Andreitsch im Schlitten lag, führte er das Pferd am Zügel zehn Schritte nach unten, dann einige Schritte nach oben und blieb stehen.

Die Stelle, wo Nikita haltmachte, war keine Vertiefung, wo sich von oben herabgewehter Schnee hätte anhäufen können, aber sie wurde teilweise durch eine Anhöhe gegen den Wind geschützt. Es gab Augenblicke, in denen es schien, als hätte der Wind nachgelassen, aber das dauerte nie lange, dann raste der Sturm, gleichsam um das Versäumte nachzuholen, mit zehnfacher Kraft daher und wirbelte noch ärger. Solch ein Windstoß traf sie gerade, als Wasilij Andreitsch, der sich wieder erholt hatte, den Schlitten verließ und zu Nikita herantrat, um das Weitere zu überlegen. Beide bückten sich unwillkürlich und warteten, bis die Wut des Stoßes vorüber war. Auch Muchortyj legte unwillig die Ohren an und schüttelte den Kopf. Als der Windstoß einigermaßen vorüber war, zog Nikita seine Fausthandschuhe aus, steckte sie in den Gürtel, hauchte in die Hände und begann, vom Krummholz die Zügel herunterzunehmen.

„Was machst du denn da?“ fragte Wasilij Andreitsch.

„Ich spanne aus. Was soll ich denn noch machen? Ich kann nicht mehr“, erwiderte Nikita, als wollte er sich entschuldigen.

„Können wir denn nicht irgendwo hinfahren?“

„Nirgends können wir hin, wir würden nur das Pferd zu Tode quälen. Das gute Tier ist doch schon wie umgewandelt“, sagte Nikita und wies auf das gehorsam dastehende, zu allem bereite Pferd, das zusammenschauernd die nassen Weichen bewegte. „Wir müssen hier übermachten“, fügte er in einem Tone hinzu, als stünde er

im Begriff, in einer Herberge zu übernachten, und löste den Kumt-riemen.

Die Bügel des Krummholzes sprangen auseinander.

„Werden wir auch nicht erfrieren?“ meinte Wasilij Andreitsch.

„Was sollen wir machen? Auch wenn wir erfrieren, können wir nichts dagegen tun“, gab Nikita zur Antwort.

6. I

Wasilij Andreitsch fühlte sich in seinen zwei Pelzen ganz warm, besonders nachdem er in dem Schneehaufen herumgearbeitet hatte. Aber es überlief ihn doch kalt, als er einsah, daß er wirklich hier übernachten müsse. Um sich zu beruhigen, setzte er sich in den Schlitten und langte nach Zigaretten und Streichhölzern.

Nikita spannte unterdessen das Pferd aus. Er löste den Bauchriemen, den Sattelriemen, nahm die Zügel, den Kumt riemen ab, zog das Krummholz heraus und ermunterte das Pferd, indem er fortwährend mit ihm sprach.

„Nu, komm heraus, komm“, sagte er, als er es aus den Deichselstangen herausführte. „Hier binden wir dich an ... ich lege dir Stroh unter und zäume dich ab“, rief er und tat alles, was er sagte. „Du mußt etwas fressen, dann wird dir schon fröhlicher zumute werden.“

Muchortyj ließ sich aber scheinbar durch Nikitas Reden nicht beruhigen und war erregt. Er trat von einem Bein auf das andre, drückte sich an den Schlitten, stellte sich mit dem Hinterteil gegen den Wind und rieb den Kopf an Nikitas Ärmel.

Als wollte er Nikitas Gabe, der ihm Stroh unter die Nase hielt, nicht zurückweisen, zog Muchortyj mit einem Ruck ein Bündel Stroh aus dem Schlitten, besann sich aber sofort, daß es jetzt nicht angebracht sei, sich damit zu befassen, und warf das Bündel wieder hin, das der Wind sofort zerstiebt, davontrug und mit Schnee verwehte.

„Jetzt wollen wir ein Notzeichen machen“, sagte Nikita. Er wandte den Schlitten gegen den Wind, band die Deichselstangen mit dem Sattelriemen fest, stellte sie auf und befestigte sie am Vorder teil des Schlittens. „So! wenn wir jetzt verschneit werden, wer-

den es gute Menschen an den Stangen sehen und uns ausgraben“, rief er. „So haben uns die alten Leute gelehrt.“

Wasilij Andreitsch hatte unterdessen seinen Pelz geöffnet, hielt sich die Schöße schützend vor und rieb ein Streichholz nach dem andern an dem stählernen Kästchen. Seine Hände zitterten aber, und die aufflammenden Streichhölzer verloschen eins nach dem andern, noch ehe sie richtig brannten oder gerade, wenn er die Zigarette anzünden wollte. Endlich brannte eins, beleuchtete das Innere seines Pelzes, seine Hand mit dem goldenen Ringe auf dem nach innen gebogenen Zeigefinger, und das mit Schnee bedeckte Haferstroh, das unter dem Sack hervorsah – und die Zigarette kam in Brand. Zweimal etwa sog er gierig den Rauch ein, schluckte ihn herunter, blies ihn über den Schnurrbart hinweg wieder aus und wollte eben noch einen Zug tun, als ein Windstoß den glimmenden Tabak wegnahm und mit sich führte wie das Stroh.

Aber auch diese wenigen Züge hatten Wasilij Andreitsch schon heiterer gestimmt.

„Wenn wir also übernachten müssen, so wollen wir uns fügen“, sagte er entschlossen.

„Warte, ich werde noch eine Flagge aufstecken“, sagte er und nahm das Tuch, das er um seinen Kragen getragen und eben erst in den Schlitten geworfen hatte. Er zog seine Handschuhe aus, reckte sich in die Höhe, um bis oben zu reichen, und band das Tuch an den Sattelriemen der Deichselstange.

Das Tuch begann sofort wie toll hin und her zu flattern, schlug bald an die Stange an, bald wehte es zur Seite, spannte sich und knatterte.

„Sieh, wie geschickt!“ rief Wasilij Andreitsch und stieg, sich über seine Arbeit freuend, in den Schlitten. „Es wäre wohl zu zweien wärmer, aber für zwei ist kein Platz da“, sagte er.

„Ich werde schon ein Plätzchen finden“, erwiderte Nikita. „Ich muß nur erst mein Pferd zudecken; es ist ja so in Schweiß gekommen, das arme Tier! – Laß mal“, fügte er hinzu, trat an den Schlitten und zog den Sack unter Wasilij Andreitsch hervor.

Er legte ihn doppelt zusammen, nahm den Umgangsriemen und das Rückenpolster vom Pferd herunter und bedeckte Muchortyj mit dem Sack.

„Immerhin wird es dir so wärmer sein, Närrchen“, sprach er,

dem Pferde den Umgang und das schwere Rückenpolster über dem Sack wieder auflegend.

„Brauchen Sie die Matte? Geben Sie mir auch etwas Stroh!“ sagte Nikita, als er damit fertig war und wieder an den Schlitten trat.

Und nachdem er das eine und das andre unter Wasilij Andreiſch hervorgezogen hatte, trat er an die Rücklehne des Schlittens, machte sich da im Schnee eine kleine Grube, legte das Stroh hinein, zog sich die Mütze tief ins Gesicht, hüllte sich in seinen Kaftan und außerdem in die Matte, und setzte sich auf das ausgebreitete Stroh. Dann lehnte er sich an die aus Bast gefertigte Hinterwand des Schlittens, die ihn gegen Wind und Schnee schützte.

Wasilij Andreiſch schüttelte zu dem, was Nikita machte, mißbilligend den Kopf, wie er überhaupt die Unwissenheit und Dummheit der Bauern verachtete, und machte sich dann selbst für die Nacht zurecht.

Er breitete das übriggebliebene Stroh über den ganzen Schlitten aus, besonders dicht dahin, wo er auf die Seite zu liegen kam, steckte die Hände in die Ärmel und legte seinen Kopf unter dem vorderen Sitzbrett zurecht, das ihn vor dem Winde schützen sollte.

Schlafen wollte er nicht. Er lag da und begann nachzudenken. Unausgesetzt dachte er an ein und dasselbe, was den einzigen Zweck, den Sinn, die Freude und den Stolz seines Lebens ausmachte: wieviel Geld er schon verdient hatte und wieviel er noch verdienen könnte; wieviel andre Leute, die er kannte, verdient hatten und besaßen, wie diese andern es verdient hatten und noch verdienen, und wie er gleich ihnen noch sehr viel verdienen könnte. Der Kauf des Waldes von Goriatschkino war für ihn von höchster Wichtigkeit. Er hoffte, bei diesem Geschäft auf einmal vielleicht zehntausend Rubel zu verdienen. Und in Gedanken schätzte er den Wald ab, den er im Herbst gesehen hatte, und in dem er auf zwei Desiatinen alle Bäume gezählt hatte.

„Die Eichen geben Schlittenbäume ... Natürlich auch Balken ... Brennholz wird jede Desiatine noch dreißig Klafter liefern“, sagte er für sich. „Aus jeder Desiatine kann ich im schlechtesten Falle zweihundert Rubel auf fünfundzwanzig herausholen. Sechsfünfzig Desiatinen, also sechsfünfzig mal hundert und nochmal sechsfünfzig mal hundert; und sechsfünfzig mal zehn und nochmal sechsfünfzig mal zehn; und sechsfünfzig mal fünf.“ Er

fand, daß an zwölftausend herauskamen, konnte es aber ohne Rechenbrett doch nicht genau ausrechnen. „Zehntausend Rubel gebe ich ihm aber keinesfalls, sondern nur acht, und dann ziehe ich auch für das Rodeland ab ... den Landmesser muß ich schmieren ... so hundert oder hundertfünfzig ... Fünf Desiatinen mehr Rodeland wird er mir doch herausmessen ... Und für acht wird der mir den Wald schon verkaufen ... Dreitausend Rubel muß ich ihm gleich in den Rachen werfen ... Er wird schon mürbe werden ...“ dachte er und fühlte mit dem Oberarm nach seiner Brieftasche. „Gott weiß, wie wir uns seit dem Kreuzweg verirrt haben ... Da müßte doch in der Nähe der Wald und das Wächterhäuschen sein ... Kein Hund zu hören ... Niemals bellen die verfluchten Biester, wenn man sie braucht ...“ Er öffnete ein wenig den Kragen und horchte hinaus. Immer noch war dasselbe Heulen des Windes, an den Deichselstangen das Flattern und Knattern des Tuches, und das Anschlagen des niederfallenden Schnees an die Bastwand des Schlittens zu hören. Er zog den Kragen wieder in die Höhe.

„Wenn man das gewußt hätte ... Wir wären über Nacht geblieben. Nun, es ist einerlei, dann kommen wir eben morgen hin. Nur ein Tag ist verloren ... In solch einem Unwetter werden auch die andern nicht fahren.“ Und er erinnerte sich, daß er am 9. Dezember Geld vom Schlächter für Hammel bekommen müsse. „Er wollte ja selbst kommen; mich trifft er nun nicht, und meine Frau wird nicht verstehen, das Geld in Empfang zu nehmen ... Sie ist gar zu ungebildet ... Versteht nicht mit Leuten umzugehen“, dachte er, als er sich erinnerte, daß sie nicht verstanden hatte, sich in Gesellschaft des Stanowoj zu benehmen, der sie gestern am Feiertag besucht hatte. „Natürlich, sie ist ja nur eine Frau ... Wo sollte sie etwas gesehen haben? Wie war unser Haus, als die Eltern noch lebten? Wie bei einem reichen Dorfbauern, weiter nichts ... Eine Graupenmühle und eine Herberge – das war der ganze Besitz ... Und was habe ich in den fünfzehn Jahren daraus gemacht! Ich habe einen Laden, zwei Schenken, eine Mühle, handle mit Getreide und habe zwei Güter in Pacht. Mein Haus und mein Speicher haben Blechdächer“, sagte er sich voller Stolz. „Das ist jetzt anders als bei Lebzeiten meines Vaters. Wer ist jetzt in der ganzen Gegend der große Mann? Brechnow!“

„Und weshalb ist das so? Weil ich ans Geschäft denke, mich ab-

mühe, und nicht wie andre ein Faulenzer bin und mich mit Dummheiten abgebe. Ich schlafe die Nächte nicht und arbeite ... Ein Schneegestöber ist für mich kein Gestöber, ich fahre doch. Nun, selbstverständlich geht das Geschäft ... Andre aber denken, mit Späßen Geld zu verdienen ... Nein, man muß arbeiten und sich den Kopf zerbrechen. Auf offenem Felde übernachten und nicht schlafen. Wie ein Kissen gehen einem die Gedanken im Kopf herum“, dachte er voll Stolz. „Sie hoffen durch einen Glückszufall zu etwas zu kommen. Da ist jetzt der Mironow Millionär geworden. Und warum? Arbeiten muß man ... Dann gibt Gott es ... Möge mir Gott nur Gesundheit schenken.“

Und der Gedanke, daß auch er ein Millionär wie Mironow werden könne, der mit nichts angefangen hatte, erregte Wasilij Andreitsch so, daß er das Bedürfnis fühlte, mit jemand zu plaudern. Aber es war niemand da, mit dem er hätte reden können ... Ja, wenn er nur bis Goriatschkino gelangen könnte, er würde dann schon mit dem Gutsbesitzer sprechen und ihm ein Licht aufstecken!

„Sieh mal, wie das bläst! Wir werden so einschneien, daß wir uns am Morgen nicht herausarbeiten können“, dachte er, auf die Stöße des Windes lauschend, der am Vorderteil des Schlittens tobte, es bog und die Bastwand mit Schnee bewarf. Er richtete sich auf und blickte sich um. In dem weißen, wogenden Dunkel war nur Muchortys schwarzer Kopf zu sehen, sein mit dem Sack bedeckter Rücken und der dichte, hochgebundene Schwanz; ringsum aber, auf allen Seiten, vorn und hinten, war überall ein und dieselbe gleichmäßige, weiße, wogende Finsternis, die manchmal etwas heller zu werden schien, dann aber wieder um so dunkler und dichter wurde.

„Schade, daß ich auf Nikita gehört habe“, dachte er. „Wir hätten ruhig fahren sollen ... Irgendwohin wären wir schon gekommen ... Wenn wir auch nur nach Grischkino zurückgekommen wären, so hätten wir doch bei Taras übernachten können. Und jetzt sitz' hier einer die ganze Nacht ... Aber an was dachte ich doch vorhin gerade? Gott gibt nur, wenn man sich müht, und nicht Taugenichtsen, Faulenzern und Narren ... Jetzt möchte ich rauchen ...“ Er setzte sich wieder, holte seine Zigarettentasche hervor, legte sich auf den Bauch, versuchte, mit seinen Schößen den Wind abzuhalten, um Feuer zu bekommen: aber der Wind fand doch einen Zugang, ein Streichholz nach dem andern verlöschte. Endlich gelang es ihm

doch, eine Zigarette in Brand zu setzen, und jetzt rauchte er. Es freute ihn, daß er das erreicht hatte. Obgleich mehr der Wind die Zigarette aufrauchte als er selbst, vermochte er doch etwa drei Züge zu tun, und das stimmte ihn fröhlicher. Er legte sich wieder mit dem Kopf nach hinten, wickelte sich ein und gab sich von neuem seinen Erinnerungen und Träumen hin. Dann, ganz unerwartet, schwand ihm das Bewußtsein, und er schlief ein.

Plötzlich aber machte ihn etwas zusammenfahren und weckte ihn. Hatte Muchortyj Stroh unter ihm hervorgezogen, oder war etwas in seinem Inneren vorgegangen ... Genug, er erwachte, und sein Herz begann so stark und so schnell zu hämmern, daß es ihm schien, als zittere der Schlitten unter ihm. Er öffnete die Augen. Rings um ihn war alles unverändert; es war nur etwas heller. „Es tagt,“ dachte er, „der Morgen kann nicht mehr fern sein ...“ Doch begriff er sofort, daß es nur deshalb so hell war, weil der Mond aufgegangen war. Er erhob sich und sah zuerst nach dem Pferde. Muchortyj stand noch immer mit dem Hinterteil gegen den Wind und zitterte am ganzen Körper. Der mit Schnee bedeckte Sack war auf einer Seite umgeschlagen, der Umgang saß schief, und der beschneite Kopf des Pferdes mit dem flatternden Haarschopf und der Mähne war jetzt deutlicher sichtbar. Wasilij Andreitsch bog sich gegen die Rückwand und sah über sie hinweg. Nikita saß noch immer in der gleichen Stellung, wie er sich hingesezt hatte. Die Matte, die ihn bedeckte, und seine Beine waren dicht beschneit. „Wenn der Mensch mir nur nicht erfriert ... Seine Kleidung ist gar zu schlecht. Ich werde dann noch für ihn verantwortlich gemacht ... Es ist doch zu dummes Volk, wirklich zu ungebildet“, dachte Wasilij Andreitsch, wollte dem Pferd den Sack abnehmen und Nikita damit zudecken; aber es war doch zu kalt, um aufzustehen und sich zu bewegen; auch fürchtete er, das Pferd könne erfrieren. „Wozu habe ich ihn nur mitgenommen? An allem ist nur ihre Dummheit schuld!“ dachte Wasilij Andreitsch, sich an seine ungeliebte Frau erinnernd, und nahm seinen früheren Platz wieder ein, mit dem Kopf nach dem Vorderteil. „Mein Onkel hat auch mal eine ganze Nacht im Schnee gesessen,“ fiel ihm ein, „und es hat ihm nichts geschadet. Ja, aber den Sewastian hat man ausgegraben,“ kam ihm ein anderer Fall in den Sinn, „er war tot, erstarrt wie ein gefrorenes Stück Schlachtvieh ...“

„Das alles wäre nicht gewesen, wenn wir in Grischkino über Nacht geblieben wären.“ Und sorgfältig wickelte er sich wieder ein, so daß die Wärme des Pelzes nicht verloren ging und ihm Hals, Knie und Fußsohlen wärmte. Dann schloß er die Augen und versuchte zu schlafen. Wie sehr er sich aber auch abmühte, er blieb doch völlig wach und fühlte sich ganz munter und lebendig. Wieder dachte er an seine Gewinne, an die Summen, die ihm andre schuldeten, prahlte wieder vor sich selbst und freute sich über sich und seine Stellung ... Aber jetzt stahlen sich zu diesen Gedanken immer Furcht und Ärger darüber, daß er nicht in Grischkino über Nacht geblieben war. „Das wäre eine ganz andere Sache; ich könnte jetzt warm auf der Bank liegen.“ Einigemal warf er sich von einer Seite auf die andere und versuchte, seine Lage zu bessern und sich mehr gegen den Wind zu schützen. Aber immer war es ihm unbequem; wieder und wieder erhob er sich, legte sich anders hin, wickelte sich die Beine ein, schloß die Augen und lag wieder ruhig. Aber dann schmerzten ihn die krumm gebogenen, in hohen Filzstiefeln steckenden Füße, oder es zog an einer Stelle; immer und immer, wenn er kurze Zeit gelegen hatte, mußte er mit Ärger über sich selbst daran denken, daß er jetzt ruhig in der warmen Stube in Grischkino hätte schlafen können; und er erhob sich wieder, drehte sich, hüllte sich aufs neue ein und legte sich wieder hin.

Einmal kam es Wasilij Andreitsch so vor, als höre er in der Ferne Hähne krähen. Es überkam ihn wie Freude; er schlug den Kragen seines Pelzes zurück und horchte nach diesen Lauten hin. Doch wie sehr er auch sein Gehör anstrengte, nichts vernahm er als das Toben des Windes, der durch die Deichselstangen piff und an dem Tuch zerpte, und das Anschlagen der Schneemassen an die Bastwand des Schlittens.

Nikita saß noch immer, ohne sich zu rühren, so da, wie er sich am Abend hingesetzt hatte; er hatte sogar Wasilij Andreitsch nicht geantwortet, der ihm zweimal etwas zugerufen hatte. „Ihn kümmert es wenig, er schläft gewiß“, dachte Wasilij Andreitsch ärgerlich, der über die Rückwand des Schlittens hinweg nach dem dicht beschneiten Nikita hinsah.

So erhob sich Wasilij Andreitsch und legte sich nieder, vielleicht zwanzigmal. Es schien ihm, als wollte diese Nacht gar kein Ende nehmen. „Jetzt muß der Morgen schon nahe sein“, dachte er einmal,

als er sich erhob und um sich blickte. „Ich will mal nach der Uhr sehen ... Ich werde zwar dabei frieren, aber wenn ich sehe, daß es bald Morgen wird, wird mir immerhin besser zumute sein. Wir wollen dann langsam anspannen.“ Im Innern seiner Seele wußte Wasilij Andreitsch, daß es noch nicht Morgen sein konnte; aber seine Angst wurde immer größer, und er wollte zu gleicher Zeit die Wahrheit wissen und sich selbst täuschen. Vorsichtig öffnete er die Haken an seinem Pelz und tastete mit der Hand nach der Brust, mühte sich aber lange vergebens, ehe er die Weste fand. Mit großer, großer Mühe zog er seine silberne, mit emaillierten Blumen verzierte Uhr hervor und suchte die Zeit zu entziffern. Ohne Licht konnte er aber nichts sehen. Deshalb legte er sich wieder auf Bauch und Knie, in dieselbe Lage, in der es ihm vorher gelungen war, seine Zigarette anzuzünden, zog Streichhölzer heraus und versuchte, eins anzustreichen. Jetzt machte er sich behutsamer an die Sache. Zuerst wählte er tastend das Streichholz mit dem größten Kopf aus und bekam auch sofort Feuer. Er hielt das Zifferblatt unter die Flamme, sah hin und traute seinen Augen nicht ... Es waren erst zehn Minuten nach zwölf! Die ganze Nacht lag noch vor ihm.

„Och, ist die Nacht lang!“ dachte Wasilij Andreitsch und fühlte, wie es ihn kalt überlief. Nachdem er den Pelz wieder zugeknöpft und sich eingewickelt hatte, drückte er sich abermals in die Ecke des Schlittens, in der Absicht, geduldig auszuharren. Plötzlich vernahm er durch das einförmige Tosen des Windes hindurch deutlich einen neuen, lebendigen Ton. Dieser Ton wurde gleichmäßig stärker und immer stärker, bis er ganz deutlich war, dann wurde er mit derselben Gleichmäßigkeit schwächer. Es war kein Zweifel: es war ein Wolf. Und dieser Wolf heulte so nahe, daß der Wind den Ton deutlich herübertrug, wie er die Kinnladen drehte und seine Stimme änderte. Wasilij Andreitsch hatte seinen Kragen zurückgeschlagen und lauschte aufmerksam. Muchortyj horchte gleichfalls angestrengt, die Ohren bewegend, setzte, als der Wolf still war, einen Fuß vor den andern und schnaubte wie warnend. Jetzt konnte Wasilij Andreitsch nicht mehr an Schlaf denken und sich auch nicht beruhigen. Wie sehr er sich auch abmühte, an seine Geschäfte und Rechnungen, an seinen Ruhm, sein Ansehen und seinen Reichtum zu denken – trotzdem erfaßte ihn immer größere Angst, und seine Gedanken wurden nur von dem einen Gedanken beherrscht, weshalb

er in Grischkino nicht Nachtquartier genommen habe.

„Gott mit ihm, mit diesem Wald ... Auch ohne ihn habe ich, Gott sei Dank, genug Geschäfte ... Ach, wenn ich doch da übernachtet hätte ... Man sagt, Betrunkene erfrieren besonders leicht. ... Und ich habe getrunken ...“ dachte er.

Und als er sich über seine Empfindungen klar werden wollte, fühlte er, daß er zitterte, ohne zu wissen, ob vor Furcht oder vor Kälte. Er versuchte sich einzuhüllen und wie früher zu liegen, aber er vermochte es nicht mehr. Es war ihm unmöglich, länger auf seinem Platze zu bleiben, es trieb ihn, aufzustehen und etwas zu unternehmen, um die Angst, die in ihm aufstieg, gegen die er sich machtlos fühlte, zu übertäuben.

Wieder nahm er Streichhölzer und Zigaretten aus der Tasche, aber er besaß nur noch drei Streichhölzer, und die waren alle schlecht. Alle drei rieben sich ab, ohne zu brennen.

„Hol' dich der Teufel, verfluchtes Aas, weg mit dir!“ schimpfte er und wußte selbst nicht, auf wen. Die zerdrückte Zigarette schleuderte er zu Boden. Auch die Zündholzbüchse sollte denselben Weg gehen, aber er hielt noch rechtzeitig seine Hand zurück und schob sie in die Tasche. Länger hielt er es aber auf seinem Platze doch nicht mehr aus, denn immer größere Unruhe packte ihn. Er stieg aus dem Schlitten, stellte sich mit dem Rücken gegen den Wind und zog den Gürtel fest, tief unten, zusammen.

„Wozu soll ich hier liegen und auf den Tod warten? ... Ich setze mich aufs Pferd und vorwärts!“ fiel ihm plötzlich ein. „Nur mit einem Reiter wird es schon noch laufen können ... Ihm –“ dabei dachte er an Nikita – „ist es einerlei, ob er jetzt stirbt. Was ist das auch für ein Leben! Ihm kann um sein Leben nicht leid sein, aber ich habe ja Gott sei Dank was zum Leben ...“

Er band das Pferd los, warf ihm die Zügel über den Hals und wollte aufsteigen, aber Pelz und Stiefel waren so schwer, daß er ausglitt. Dann stellte er sich auf den Schlitten, um so aufs Pferd zu kommen. Aber der Schlitten schwankte unter seinem Gewicht, und er glitt wieder aus. Endlich, beim drittenmal, stellte er das Pferd dicht an den Schlitten, trat vorsichtig auf den Rand des Schlittens und kam so mit dem Bauch quer über das Pferd zu liegen. Einen Augenblick blieb er so, dann schob er sich ein-, zweimal nach vorn, bis es ihm gelang, ein Bein über den Rücken des Pferdes zu werfen. Er

setzte sich auf und stemmte seine Sohlen, in Ermangelung von Steigbügeln, gegen den Umgangsriemen. Der Stoß des schwankenden Schlittens hatte Nikita aufgeweckt, der sich ein wenig erhob. Wasilij Andreitsch schien es so, als sagte er etwas.

„Auf euch Narren soll man hören ... Soll ich etwa so mir nichts, dir nichts umkommen?“ schrie Wasilij Andreitsch, schob die flatternden Schöße seines Pelzes unter sich, wendete das Pferd und trieb es vom Schlitten fort, in der Richtung, wo, wie er meinte, der Wald und das Wächterhäuschen sein mußten.

7. I

Nikita saß noch immer, wie er sich hingesezt hatte, unbeweglich, zugedeckt mit der Matte, hinter der Rücklehne des Schlittens. Wie alle Menschen, die mit der Natur leben und die Not kennen, war auch er geduldig und konnte stunden-, ja tagelang warten, ohne von Unruhe oder Mißmut heimgesucht zu werden. Er hatte gehört, wie ihn vorher sein Herr gerufen hatte, aber er hatte nicht geantwortet, weil er keine Lust hatte, sich zu bewegen und zu antworten.

Obgleich ihm nach dem genossenen Tee und dem vielen Waten im Schnee noch warm war, wußte er doch, daß diese Wärme nicht lange vorhalten und er nicht imstande sein würde, sich wieder durch Bewegung zu erwärmen. Denn er fühlte sich sehr müde; er fühlte sich in dem Zustand eines Pferdes, das nicht weiterkann trotz aller Peitschenhiebe, so daß der Herr sieht, daß es erst gefüttert werden muß, ehe es wieder arbeiten kann. Auch war der eine Fuß in dem zerrissenen Stiefel ganz erstarrt, und die große Zehe war wie abgestorben. Überdies wurde sein ganzer Körper immer kälter und kälter. Der Gedanke, daß er in dieser Nacht sterben könnte, ja wahrscheinlich sterben würde, war ihm zwar gekommen, schien ihm aber weder traurig noch besonders schrecklich zu sein. Besonders traurig war er deshalb für ihn nicht, weil sein ganzes Leben kein beständiger Feiertag war, sondern im Gegenteil in fortwährender Arbeit verlief und ihn allmählich mürbe machte. Besonders schrecklich war es ihm deshalb nicht, an den Tod zu denken, weil er, abgesehen von den Herren wie Wasilij Andreitsch, denen er jetzt diente, sich von dem höchsten Herrn, der ihn in die Welt gesandt, abhängig wußte; und weil er wußte, daß er auch im Tode in der Hand dieses

Herrn sein werde, der ihm sicherlich kein Unrecht antun würde. „Es ist schade, das Bekannte und Gewohnte zu lassen ... Doch was ist da zu tun? Auch an das Neue muß man sich gewöhnen.“

„Und deine Sünden?“ kam ihm in den Sinn, und er erinnerte sich an seine Trunksucht, an das vertrunkene Geld, an die Kränkungen, die er seiner Frau zugefügt, an seine Schimpfreden, an seinen mangelhaften Kirchenbesuch, an die Mißachtung der Fasttage und alles das, was der Pope in der Beichte an ihm gerügt hatte. „Gewiß habe ich Sünden. Trage ich aber selbst die Schuld daran? Sichtlich hat mich Gott so erschaffen. Nun schön, ich habe Sünden ... Was kann ich dabei tun?“

So dachte er an das, was ihm in dieser Nacht zustoßen konnte und kehrte dann nicht zu diesen Gedanken zurück, überließ sich vielmehr anderen und Erinnerungen, die von selbst in ihm aufstiegen. Bald erinnerte er sich an Marfas Besuch, an die Sauferei der Knechte und seine Weigerung, daran teilzunehmen, an die jetzige Fahrt, die Stube bei Taras, an die Gespräche über Teilungen, dann an seinen Sohn, an Muchortyj, der sich jetzt unter der Decke wärmte, und an seinen Herrn, der sich umherwälzte, so daß der Schlitten knarrte. „Der gute Mann ist gewiß jetzt selbst nicht froh, daß er gefahren ist,“ dachte er, „von solch einem Leben will man nicht scheiden, das ist doch ganz etwas anderes als bei unsereinem.“ Alle diese Erinnerungen und Gedanken verwirrten und verketteten sich in seinem Kopfe und er schlief schließlich ein.

Als aber Wasilij Andreitsch sich aufs Pferd setzte und den Schlitten wanken machte und die Hinterwand, an die sich Nikita stützte, zurückwich und er im Rücken einen Stoß mit der Kufe erhielt, wurde er wach und war gegen seinen Willen genötigt, seine Lage zu verändern. Mit Mühe richtete er seine Beine gerade, schüttelte den Schnee von ihnen ab und erhob sich. Eine peinigende Kälte durchdrang seinen ganzen Körper. Als er begriffen hatte, um was es sich handelte, wollte er, Wasilij Andreitsch sollte ihm den Sack dalassen, den das Pferd nicht mehr nötig hatte, um sich selbst mit ihm zuzudecken. Das war es, was er ihm zurief.

Wasilij Andreitsch aber hielt sich nicht mehr auf und verschwand im Schneegestöber.

Allein geblieben überlegte Nikita noch einen Augenblick, was er jetzt anfangen solle. Eine menschliche Wohnung suchen zu gehen,

dazu fühlte er nicht mehr die Kraft in sich. Den alten Platz wieder einzunehmen, war unmöglich, da er vom Schnee schon verweht war. Im Schlitten aber, das wußte er, würde er sich nicht wärmen können, denn er hatte nichts, um sich zuzudecken, und sein Pelz und der Kaftan wärmten ihn jetzt gar nicht mehr. Es war ihm so kalt, als ob er im bloßen Hemd wäre. Ihm wurde unheimlich zumute. „Herr Gott, himmlischer Vater“, sprach er vor sich hin, und das Bewußtsein, daß er nicht allein sei, daß ihn jemand höre und ihn nicht verlassen werde, beruhigte ihn. Ein tiefer Seufzer entfuhr ihm; ohne die Matte vom Kopf zu nehmen, kroch er in den Schlitten und nahm den bisherigen Platz seines Herrn ein.

Aber auch im Schlitten konnte er sich nicht erwärmen. Zuerst zitterte er am ganzen Leibe, dann ging das Zittern vorüber, und er verlor allmählich das Bewußtsein. Er wußte nicht, ob er starb oder einschlief – aber er fühlte sich ebenso zu dem einen wie zu dem andern bereit.

8. I

Unterdessen trieb Wasilij Andreïtsch das Pferd mit Zügel und Füßen an und jagte nach jener Richtung, wo nach seiner Meinung der Wald und das Wärterhäuschen sein mußten. Der Schnee verklebte ihm die Augen, und der Wind, so schien es ihm, wollte ihn zurückhalten; aber er trieb unaufhörlich, nach vorn über gebeugt, das Pferd an. Dabei zog er fortwährend den Pelz zu und drückte die Schöße desselben zwischen seinen Körper und das mit Nägeln beschlagene Rückenpolster, das ihn beim Sitzen störte. Wenn auch mit Mühe, so ging das Pferd doch gehorsam im Paßgang dahin, wohin er es lenkte.

Etwa fünf Minuten ritt er so, wie ihm schien, immer geradeaus, ohne etwas anderes zu sehen als den Kopf seines Pferdes und die weiße Wüste, und ohne etwas anderes zu hören als das Pfeifen des Windes um die Ohren des Pferdes und um den Kragen seines Pelzes.

Plötzlich sah er etwas Schwarzes vor sich. Das Herz fing an, ihm freudig zu schlagen; er ritt auf das Schwarze los und glaubte schon, die Wände von Dorfhäusern vor sich zu erkennen. Aber das Schwarze war nicht unbeweglich, es rührte sich fortwährend und

war kein Dorf, sondern ein Grenzrain, der mit hohem Beifuß bewachsen war, der aus dem Schnee herausragte und durch den Wind fortwährend nach einer Seite gebogen wurde. Und ohne rechte Ursache ließ der Anblick des vom Wind unbarmherzig zerzausten Beifußes Wasilij Andreitsch zusammenfahren. Eiligst trieb er das Pferd an, ohne zu bemerken, daß er, an das Gewächs heranreitend, vollständig seine frühere Richtung verändert hatte und jetzt den Gaul nach einer andern Seite trieb, immer im Glauben, daß er nach der Seite reite, wo das Wärterhäuschen sein müßte. Das Pferd wandte sich immer nach rechts, aber er lenkte es fortwährend nach links.

Wieder sah er etwas Dunkles vor sich. Er freute sich, überzeugt, daß es nun sicher das Dorf sei. Doch wieder war es ein mit Beifuß bewachsener Grenzrain. Und wieder sah er, wie der Beifuß wild hin und her gezaust wurde, was Wasilij Andreitsch eine unerklärliche Angst einflößte. Und nicht genug, daß es der gleiche Beifuß war, es waren da auch Pferdespuren, die der Wind schon fast verweht hatte. Wasilij Andreitsch hielt an, beugte sich hinunter und sah scharf hin. Es war eine leicht vom Schnee verwehte Pferdespur, und sie konnte von keinem andern als von seinem eigenen Pferde herrühren. Er war augenscheinlich im Kreise geritten, und zwar in einem ganz kleinen Raum. „Wenn es so geht, bin ich verloren!“ dachte er und trieb das Pferd immer noch stärker an, um nicht ganz von der Furcht übermannt zu werden. Er starrte in das schneeweiße Dunkel, doch konnte er in ihm nichts sehen als nur hie und da leuchtende Punkte, die aber sofort verschwanden. Einmal glaubte er sogar, Hundegebell oder Wolfsgeheul zu hören, aber diese Laute waren so schwach und unbestimmt, daß er sich keine Rechenschaft geben konnte, ob er sie wirklich höre oder sich das nur einbilde. Er hielt an und lauschte gespannt.

Plötzlich ertönte neben seinen Ohren ein fürchterliches, betäubendes Schreien, und alles zitterte und bebte unter ihm. Wasilij Andreitsch griff nach dem Hals des Pferdes, aber auch dieser Hals zitterte, und das fürchterliche Schreien wurde nur noch entsetzlicher. Einige Sekunden lang konnte Wasilij Andreitsch nicht zu sich kommen und begreifen, was geschehen war. Es war aber weiter nichts geschehen, als daß Muchortyj, um sich selbst Mut zu machen oder um Hilfe herbeizurufen, laut und schallend gewiehert hatte. „Pfui, zum Teufel, hast du mich aber erschreckt, Verfluchter“, sagte

Wasilij Andreitsch vor sich hin. Aber auch nachdem er den wahren Grund seines Schreckens begriffen hatte, war er doch nicht imstande, diesen zu bannen.

„Ich muß besonnener und überlegter handeln“, dachte er, konnte sich aber doch nicht zusammennehmen und trieb das Pferd immer noch an, wobei er ganz außer acht ließ, daß er jetzt mit dem Winde und nicht mehr gegen ihn ritt. Sein Körper fror, schmerzte und zitterte, besonders im Schritt, wo er vom Pelze nicht bedeckt war und das Rückenpolster berührte. Arme und Beine bebten und der Atem ging stockend. Er sah, daß er in dieser entsetzlichen Schneewüste umkommen mußte, und daß es keine Rettung mehr gab.

Plötzlich sank das Pferd unter ihm ein, blieb dann in einem Schneehaufen stecken, schlug mit den Beinen aus und fiel auf die Seite. Wasilij Andreitsch sprang ab, schob den Umgang, auf den er den Fuß gestützt hatte, beiseite, und zog das Rückenpolster, an dem er sich beim Herunterspringen gehalten hatte, schief. Als Wasilij Andreitsch abgesprungen war, richtete sich das Pferd wieder auf, machte einen Ruck nach vorn, dann einen Sprung und noch einen und verschwand wiehernd, hinter sich den Umgang und den Sack schleppend, und ließ Wasilij Andreitsch allein in dem Schneehaufen zurück. Wasilij Andreitsch stürzte nach, aber der Schnee war so tief, seine Pelze so schwer, daß er nach kaum zwanzig Schritten, wobei er mit jedem Bein bis über die Knie einsank, ganz außer Atem geriet und stehenblieb. „Der Wald, die Hammel, die Pacht, der Laden, die Schenke, das Haus mit dem Blechdach, die Scheune, mein Erbe – was soll aus all dem werden? Was ist denn das? ... Das kann doch nicht sein“, durchfuhr es ihn. Und unwillkürlich mußte er wieder an den vom Wind zerzausten Beifuß denken, an dem er zweimal vorbeigeritten war, und ihn erfaßte solches Grauen, daß er an die Wirklichkeit dessen, was mit ihm vorging, gar nicht glaubte. „Ist das nur ein Traum?“ dachte er und wollte aufwachen, aber es war kein Traum, aus dem er erwachen konnte. Es war wirklich Schnee, der ihm ins Gesicht peitschte und ihn bedeckte und seine rechte Hand frieren machte, von der er den Handschuh verloren hatte; das war eine wirkliche Wüste, in der er jetzt ebenso allein war wie jener Beifuß, in der Erwartung des unausbleiblichen, baldigen, sinnlosen Todes.

„Himmlische Königin, heiliger Nikolaus, Lehrer der Enthaltbarkeit“ – erinnerte er sich an die gestrigen Gebete und an das Heiligenbild mit der schwarzen Malerei und der goldenen Einfassung und an die Kerzen, die er für dieses Heiligenbild verkaufte, die ihm aber immer gleich wieder zurückgebracht wurden und die er, weil sie nur wenig gebrannt hatten, wieder in seinen Kasten legte. Und er flehte jetzt zu demselben Wundertäter Nikolaus, er solle ihn erretten, und gelobte ihm zu Ehren einen Dankgottesdienst und Kerzen. Dabei verstand er aber ganz klar, ohne Zweifel, daß dieses Heiligenbild, die Einfassung, die Kerzen, die Geistlichen, die Gottesdienste wohl dort in der Kirche sehr wichtig und nötig seien, ihm aber hier nichts helfen könnten, daß zwischen diesen Kerzen, Gottesdiensten und seiner jetzigen unglücklichen Lage nicht der geringste Zusammenhang war und sein konnte. „Ich darf nicht verzagen“, dachte er. „Ich muß den Spuren des Pferdes nachgehen, sonst werden sie noch verweht“, fiel ihm ein. „Das Pferd bringt mich auf den rechten Weg, vielleicht hole ich es auch ein. Nur nicht übereilen, sonst komme ich wieder ab, und meine Lage wird noch schlechter.“ Aber ungeachtet seiner Absicht, langsam zu gehen, lief er, fiel fortwährend, stand auf und fiel wieder. Die Pferdespuren waren kaum noch bemerkbar an den Stellen, wo der Schnee nicht tief war. „Ich bin verloren ... Ich verliere auch diese Spur ...“ dachte Wasilij Andreitsch, aber in diesem Augenblick sah er nach vorn und bemerkte etwas Dunkles. Das war Muchortyj, aber nicht nur dieser, sondern auch der Schlitten und die Stangen mit dem Tuch. Der Gaul stand, mit schief hängendem Sack, Umgang und Rückenpolster, nicht auf der früheren Stelle, sondern näher zu den Stangen, und warf den Kopf hin und her, den ihm die Zügel, auf die er getreten war, nach unten zogen. Es erwies sich, daß Wasilij Andreitsch in jener Vertiefung steckengeblieben war, in der ihm schon früher mit Nikita dasselbe zugestoßen war, daß ihn das Pferd zu dem Schlitten zurückgebracht hatte und daß er nur fünfzig Schritt entfernt von der Stelle abgesprungen war, wo sich der Schlitten befand.

Nachdem sich Wasilij Andreitsch bis zum Schlitten geschleppt hatte, stützte er sich auf diesen, stand lange nach Atem ringend da und suchte sich zu beruhigen. Nikita war nicht mehr an derselben Stelle wie vorher, aber im Schlitten lag etwas, ganz mit Schnee bedeckt, und Wasilij Andreitsch erriet, daß es Nikita sein müsse. Wasilij Andreitschs Furcht war jetzt vollständig vergangen, und wenn er jetzt etwas fürchtete, so war es nur jener entsetzliche Angstzustand, den er auf dem Pferde und besonders vorhin, als er im Schneehaufen versunken war, durchgemacht hatte. Um keinen Preis durfte er jetzt zulassen, daß ihn jene Furcht wieder überkam, und damit das nicht geschah, durfte er nicht an sich selbst denken, sondern mußte an etwas andres denken und mußte etwas tun. Und deshalb war das erste, was er tat, daß er sich mit dem Rücken gegen den Wind stellte und den Pelz öffnete. Als er ein wenig Luft geschöpft hatte, schüttelte er den Schnee aus den Stiefeln und dem linken Handschuh; der rechte war rettungslos verloren und stak wohl schon irgendwo zwei Spannen tief unter dem Schnee. Dann umgürte er sich aufs neue fest und so tief, wie er es machte, wenn er aus seinem Laden trat, um das von den Bauern gebrachte Getreide von den Wagen zu kaufen, und bereitete sich auf seine Tätigkeit vor. Vor allem erschien es ihm notwendig, das Bein des Pferdes zu befreien, und er tat es. Nachdem er die Zügel herausgezogen, band er Muchortj wieder an die eiserne Krampe am Vorderteil des Schlittens an der alten Stelle, und trat hinter das Pferd, um Umgang, Rückenpolster und Sack in Ordnung zu bringen. In diesem Augenblick aber sah er, daß sich im Schlitten etwas bewegte, und Nikitas Kopf sich unter seiner Schneedecke hob. Es war zu sehen, daß Nikita sich nur mit großer Mühe erhob und hingesezt hatte. Darauf fuhr er so sonderbar mit der Hand vor seiner Nase hin und her, als ob er Fliegen verscheuchte, und sagte etwas, was Wasilij Andreitsch so vorkam, als riefte er ihn.

Wasilij Andreitsch ließ den Sack fahren, ohne ihn zurechtgelegt zu haben, und trat an den Schlitten.

„Was willst du?“ fragte er. „Was sagst du?“

„Ich ste-ster-be“, brachte Nikita mit Mühe stoßweise hervor. „Meinen Verdienst gib meinem Sohn ... oder meiner Frau ... einerlei.“

„Was ist dir denn? Bist du erfroren?“ fragte Wasilij Andreitsch.

„Ich fühle meinen Tod ... Verzeih um Christi willen ...“ sagte Nikita mit weinerlicher Stimme und fuhr fort, mit seinen Händen vor dem Gesicht herumzufuchteln, als verscheuchte er Fliegen.

Ungefähr eine halbe Minute stand Wasilij Andreitsch schweigsam und unbeweglich da, dann trat er plötzlich mit jener Entschiedenheit, mit der er mittels Handschlags einen vorteilhaften Kauf zu bestätigen pflegte, einen Schritt zurück, streifte die Ärmel seines Pelzes auf und machte sich daran, mit beiden Händen den Schnee aus dem Schlitten und von Nikita herabzuwerfen. Nachdem das gemacht war, gürtete sich Wasilij Andreitsch eiligst auf, öffnete den Pelz, gab Nikita einen Stoß und legte sich auf ihn, so daß er ihn nicht nur mit seinem Pelz, sondern mit seinem ganzen warmen, erhitzten Körper bedeckte. Mit den Händen stopfte Wasilij Andreitsch die Schöße seines Pelzes zwischen Nikitas Körper und den Rand des Schlittens, mit den Knien hielt er das untere Ende des Pelzes fest. Er lag auf dem Bauch, mit dem Kopf gegen die Bastwand des Vorderendes und hörte weder die Bewegungen des Pferdes noch das Pfeifen des Sturmes, sondern nur Nikitas Atem. Zuerst lag Nikita lange unbeweglich, dann seufzte er laut auf und machte einige Bewegungen.

„Nun, siehst du, und du sprichst vom Sterben. Liege still, wärme dich! So machen wir es ...“ fing Wasilij Andreitsch an.

Zu seinem großen Erstaunen aber konnte er nicht weitersprechen, denn Tränen traten ihm in die Augen, und sein Kinn begann zu zucken. Er stockte und schluckte die Tränen, die ihm in die Kehle stiegen, herunter. „Ich bin ja ganz eingeschüchtert und schlaff“, dachte er bei sich, aber diese Erschlaffung war ihm jetzt nicht nur nicht unangenehm, sondern gewährte ihm ein besonderes, nie gekanntes freudiges Gefühl.

„So machen wir es“, sagte er zu sich selbst und empfand dabei eine besonders feierliche Rührung. Ziemlich lange lag er schweigend da, trocknete seine Tränen an dem Pelz und preßte den rechten Schoß des Pelzes, den der Wind immer hervorzerzte, unter sein Knie.

Aber es verlangte ihn so sehr, jemandem etwas über seinen freudigen Gemütszustand mitzuteilen.

„Nikita!“ rief er.

„Mir ist wohl und warm“, vernahm er von unten.

„So ist es, Bester! Ich wäre umgekommen, und du wärst erfroren, und ich ...“

Wieder fingen seine Backenknochen an zu zittern, und seine Augen füllten sich mit Tränen, so daß er nicht weiterreden konnte.

„Nun, das tut nichts“, dachte er. „Ich weiß schon selbst, was ich weiß ...“

Und er schwieg. So lag er lange.

Ihm war warm von unten durch Nikita, und oben war ihm warm durch seinen Pelz. Nur die Hände, mit denen er die Schöße seines Pelzes an Nikitas Seiten festhielt, und die Füße, von denen der Wind andauernd den Pelz fortriß, fingen an zu erfrieren. Besonders fro die rechte Hand ohne Handschuh. Aber er dachte nicht an seine Füße und Hände; er dachte nur daran, wie er den unter ihm liegenden Menschen erwärmen könnte.

Ein paarmal sah er nach dem Pferde hin und bemerkte, daß dessen Rücken bloßgelegt war und daß der Sack mit dem Umgang auf den Schnee herunterhing. Er hätte aufstehen müssen, um das Pferd zu bedecken, aber er konnte sich nicht entschließen, Nikita auch nur einen Augenblick zu verlassen und den freudigen Gemütszustand, in dem er sich befand, zu unterbrechen. Seine Angst war vollständig verschwunden.

Mit derselben Großtuererei, mit welcher er von seinen Einkäufen und Verkäufen zu sprechen pflegte, sagte er sich jetzt bei dem Gedanken, daß er Nikita erwärme: „Keine Sorge! Der kommt mir nicht aus!“

So lag Wasilij Andreitsch eine Stunde und noch eine und noch eine dritte; aber er merkte nicht, wie die Zeit verging. Anfangs sah er im Geiste das Schneegestöber, die Deichselstangen, das Pferd unter dem Krummholz, die vor seinen Augen nachzitterten, und er gedachte Nikitas, der unter ihm lag. Dann tauchten in ihm Erinnerungen an das Fest, an seine Frau, an den Stanowoj, an den Kerzenkasten auf, und wieder dachte er an Nikita, der jetzt unter diesem Kasten lag. Dann glaubte er Bauern zu sehen, die kauften und verkauften, und weiße Wände und mit blechernen Dächern versehene Häuser, unter denen wieder Nikita lag. Und dann vermischte sich alles, eins mit dem andern, und wie die Farben des Regenbogens sich zu

einer weißen Farbe vereinen, so vereinten sich die verschiedenen Eindrücke zu einem Nichts, und er schlief ein. Lange schlief er traumlos, aber gegen Morgen träumte er wieder. Es war ihm, als stände er beim Kerzenkasten und als fordere Tichons Frau ein Fünfkopekenlicht zum Feiertag, und als wolle er es ihr geben. Aber seine Hände bewegen sich nicht und stecken geballt in den Taschen. Er will um den Kasten herumgehen, doch die Füße rühren sich nicht, und die neuen, geputzten Galoschen sind an die steinerne Diele gewachsen, so daß er sie nicht aufheben kann, und auch nicht imstande ist, seine Füße herauszuziehen. Und plötzlich ist der Kerzenkasten kein Kerzenkasten mehr, sondern ein Bett, und Wasilij Andreïtsch sieht sich mit dem Bauche auf dem Kerzenkasten, das heißt, zu Hause auf seinem Bett, liegen. Und so liegt er auf seinem Bett und kann nicht aufstehen und muß doch aufstehen, denn gleich wird ihn der Stanowoj Iwan Matweïtsch abholen, mit dem er gehen muß, entweder den Wald zu kaufen oder den Umgang auf Muchortyj zurechtzulegen. „Ist er noch nicht da?“ fragt er seine Frau. „Nein, er ist noch nicht da“, antwortet sie, und er hört, wie ein Wagen sich dem Hause nähert. Das muß er sein ... Nein, er fährt vorüber. „Mikolawna, du, Mikolawna, ist er immer noch nicht da?“ – „Nein!“ Und so liegt er auf dem Bett und kann sich nicht erheben und wartet, und das Warten ist so unheimlich und so schön. Plötzlich überkommt es ihn freudig, denn der Erwartete tritt ein, es ist aber gar nicht der Stanowoj Iwan Matweïtsch, sondern jemand anders, gerade der, den er erwartet. Er ist da und ruft ihn, und dieser Rufende ist derselbe, der ihn vorhin gerufen und ihm befohlen hat, sich auf Nikita zu legen. Und Wasilij Andreïtsch freut sich, daß dieser jemand gekommen ist, um ihn abzuholen. „Ich komme“, ruft er freudig. Und dieser Schrei erweckt ihn. Und er erwacht, aber er erwacht als ein ganz anderer, als der er eingeschlafen ist. Er will aufstehen und vermag es nicht; er will die Hand rühren, aber er kann es nicht; er will den Fuß bewegen, aber er ist nicht imstande dazu; er will seinen Kopf wenden, aber auch das kann er nicht. Und er ist ganz erstaunt darüber, aber es betrübt ihn keineswegs. Er begreift, daß das der Tod ist, aber auch das macht ihn nicht traurig. Und er erinnert sich, daß Nikita unter ihm liegt und warm geworden ist und lebt, und es kommt ihm so vor, als sei er Nikita und Nikita er, und als weile sein Leben nicht in ihm, sondern in Nikita. Er strengt sein Gehör an und vernimmt

Nikitas Atmen, ja sogar sein schwaches Schnarchen. „Nikita lebt, folglich lebe auch ich“, sagt er sich triumphierend. Und etwas ganz Neues, was er noch nie in seinem Leben gefühlt hat, überkommt ihn.

Er denkt an sein Geld, an seinen Laden, an sein Haus, an seine Käufe und Verkäufe, an Mironows Millionen; es fällt ihm schwer, zu begreifen, weshalb dieser Mann, der Wasilij Brechunow hieß, sich mit all dem beschäftigt hat, womit er sich eben beschäftigt hatte ... „Nun, er wußte eben nicht, worauf es ankommt“, dachte er über Wasilij Brechunow.

„Ich wußte es nicht, aber jetzt weiß ich es. Jetzt weiß ich es ohne jeden Irrtum. Jetzt weiß ich es.“ Und wieder hört er den Ruf dessen, der ihn schon vorhin gerufen hat. „Ich komme, ich komme!“ sagt mit freudiger Rührung sein ganzes Ich. Und er fühlt, daß er frei ist und daß ihn nichts mehr hält.

Und weiter hat Wasilij Andreïtsch auf dieser Welt nichts mehr gesehen oder gehört oder gefühlt.

Ringsum tobte noch immer ebenso der Schneesturm. Ebenso wirbelte der Schnee, bedeckte den Pelz des toten Wasilij Andreïtsch, den am ganzen Körper zitternden Muchortyj, den Schlitten, der kaum noch zu sehen war, und den wieder warm gewordenen Nikita, der tief unten im Schlitten, unter seinem jetzt toten Herrn lag.

10. I

Gegen Morgen erwachte Nikita. Ihn weckte die Kälte, die sich von neuem am Rücken bemerkbar machte. Er hatte geträumt, er komme mit einer Fuhre Mehl, die seinem Herrn gehörte, aus der Mühle, verfehle bei Liapino aber die Brücke, und die Fuhre blieb stecken. Und er sah im Traume, wie er unter die Fuhre kroch, um sie in die Höhe zu bringen, indem er sich mit dem Rücken dagegenstemmte. Aber es war sonderbar! Die Fuhre bewegte sich nicht und schien ihm am Rücken angewachsen zu sein, so daß er sie weder in die Höhe heben noch unter ihr hervorkriechen konnte. Das ganze Kreuz war ihm zerdrückt. Dabei war sie so kalt! ... Es war klar, er mußte hervorkriechen. „Genug“, rief er jemandem zu, der ihm die Fuhre auf den Rücken preßte. „Nimm die Säcke heraus.“ Aber die Fuhre wurde immer kälter und kälter und drückte ihn immer mehr, und plötzlich

vernahm er ein sonderbares Klopfen, wurde ganz wach und begriff alles. Die kalte Fuhre war der tote, erfrorene Herr, der auf ihm lag, und geklopft hatte Muchortyj, der mit den Hufen zweimal an den Schlitten geschlagen hatte.

„Andreitsch, heda, Andreitsch!“ rief Nikita vorsichtig seinen Herrn, den wahren Zusammenhang ahnend, und versuchte seinen Rücken in die Höhe zu bringen.

Aber Wasilij Andreitsch antwortete nicht; sein Bauch und seine Hände waren steif und kalt und schwer wie Bleigewichte.

„Er muß schon tot sein! Gott hab' ihn selig“, dachte Nikita.

Er wendete den Kopf hin und her, entfernte mit der Hand den Schnee von sich und öffnete die Augen. Es war schon hell. Noch immer pfeift der Wind um die Deichselstangen, noch immer fliegen die Schneeflocken umher, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr an die Bastwand des Schlittens anschlagen, sondern lautlos Schlitten und Pferd immer mehr und mehr verschütten, und daß keine Bewegungen und keine Atemzüge des Pferdes mehr zu hören sind. „Der Gaul ist wahrscheinlich auch erfroren“, dachte Nikita über Muchortyj. Und wirklich, jene Hufschläge gegen den Schlitten, die Nikita erweckt hatten, waren die letzten Anstrengungen des schon ganz erstarrten Muchortyj gewesen, sich auf den Beinen zu halten.

„O Herr, mein Vater, du rufst wohl auch mich“, spricht Nikita zu sich selbst. „Es ist dein heiliger Wille ... Aber mir ist bange. Nun, zweimal stirbt man nicht, aber einmal muß es sein ... Wenn es nur schneller ginge ...“ Er steckte seine Hand wieder unter, schloß die Augen und verlor das Bewußtsein in der sicheren Gewißheit, daß es jetzt ganz mit ihm zu Ende gehe.

Erst um die Mittagszeit des nächsten Tages gruben Bauern mit Schaufeln Wasilij Andreitsch und Nikita aus, dreißig Sashen von der Landstraße und eine halbe Werst vom Dorfe entfernt.

Der Schnee lag höher als der Schlitten, aber die Deichselstangen mit dem daran befestigten Tuch waren noch sichtbar gewesen. Muchortyj stand bis an den Bauch im Schnee. Von seinem Rücken waren der Umgang und der Sack heruntergeglitten, und so stand er da, ganz weiß, und hielt seinen toten Kopf gegen den erstarrten Hals gedrückt. Die Nüstern waren mit Eiszapfen bedeckt, die Augen waren bereift und wie mit gefrorenen Tränen überzogen. In der einen Nacht war das Pferd so abgemagert, daß von ihm nur Haut und

Knochen übriggeblieben waren. Wasilij Andreitsch war starr wie ein gefrorenes Stück Schlachtvieh. Die Füße gespreizt, so, wie er sie zuletzt gehalten hatte, nahm man ihn von Nikita herunter. Seine hervorstehenden Habichtsaugen waren ebenfalls überfrozen, und sein offener Mund unter dem kurz geschorenen Schnurrbart war voll Schnee. Nikita, obwohl ganz starr, lebte noch. Als man ihn aufweckte, war er überzeugt, daß er bereits gestorben sei, und daß das, was mit ihm vorging, nicht in dieser, sondern schon in jener Welt geschähe. Als er das Geschrei der Bauern hörte, die ihn ausgruben und Wasilij Andreitschs Leichnam von ihm herunterwälzten, war er zuerst erstaunt, daß die Bauern in jener Welt auch so schreien und ebensolchen Körper haben. Nachdem er endlich begriffen hatte, daß er sich noch hier, in dieser Welt, befinde, war er eher betrübt als erfreut darüber, besonders, als er fühlte, daß ihm die Zehen an beiden Füßen erfroren waren.

Zwei Monate lag Nikita im Krankenhaus. Drei Zehen wurden ihm abgenommen, die andern heilten, so daß er wieder arbeiten konnte. Zwanzig Jahre lang lebte er noch danach, und zwar zuerst als Knecht, später als Wächter. Erst in diesem Jahre starb er, und zwar, wie er gewünscht hatte, zu Hause unter den Heiligenbildern, mit einer brennenden Wachskerze in der Hand. Vor seinem Tode bat er seine Frau um Verzeihung, wie auch er ihr den Böttcher verzieh; er verabschiedete sich von seinem Sohne und seinen Enkeln und starb, aufrichtig froh darüber, daß er seinen Sohn und seine Schwiegertochter von der Last eines überflüssigen Essers befreite, und daß er selbst nun wirklich aus dem ihm zuwider gewordenen Leben in jenes andre Leben überging, das ihm mit jedem Jahre und jeder Stunde verständlicher und verheißungsvoller geworden war. Ob es ihm dort, wo er nach seinem Tode erwacht ist, besser oder schlechter geht, ob er sich in seinen Hoffnungen betrogen gesehen oder das gefunden hat, was er erwartete – das werden wir alle bald erfahren.

Die Zerstörung der Hölle und ihre Wiederaufrichtung

Eine Legende

1. I

Es war zu der Zeit, als Christus den Menschen seine Lehre verkündete.

Diese Lehre war so klar und so leicht zu befolgen, so sichtbarlich befreite sie den Menschen vom Bösen, daß man sie einfach annehmen mußte und daß nichts ihre Verbreitung aufhalten konnte.

Beelzebub, der Vater und Gebieter aller Teufel, war in großer Unruhe. Er erkannte ganz klar, daß seine Macht über die Menschen für immer enden müsse, wenn Christus seiner Predigt nicht entsagte. Er war in Unruhe, aber er verlor den Mut noch nicht und hetzte seine getreuen Pharisäer und Schriftgelehrten auf, Christus möglichst hart zu beschimpfen und zu martern. Den Jüngern Christi aber riet er zu fliehen und ihn zu verlassen. Er hoffte, die Verurteilung zu schimpflichem Tode, die Verhöhnung, der Abfall aller Jünger und schließlich die Leiden und der Kreuzestod würden Christus dazu bringen, seine Lehre zu widerrufen. Ein solcher Widerruf aber würde die Kraft der Lehre zerstören.

Die Entscheidung kam am Kreuze. Als Christus rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ da frohlockte Beelzebub. Er ergriff die für Christus schon vor bereiteten Eisen, legte sie sich an die Füße und paßte sie sorgsam ab, damit sie nicht zerbrächen, wenn man sie später Christus selbst anlegte.

Plötzlich aber ertönten am Kreuze die Worte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Gleich danach rief Christus: „Es ist vollbracht!“ und gab seinen Geist auf.

Beelzebub erkannte, daß alles für ihn verloren war. Er wollte die Eisen von seinen Füßen nehmen und fliehen, aber er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Die Eisen waren wie angeschweißt und hielten seine Füße gefangen. Er wollte sich auf seinen Flügeln erheben, konnte sie aber nicht ausbreiten. Beelzebub sah, wie Christus in leuchtendem Glanze vor den Pforten der Hölle stand, wie die Sün-

der – von Adam bis Judas – aus der Hölle heraustraten; er sah, wie alle Teufel die Flucht ergriffen, er sah, wie schließlich die Mauern der Hölle geräuschlos nach allen vier Himmelsrichtungen zusammensanken. Er konnte den Anblick nicht länger ertragen und versank mit gellendem Geschrei durch die berstende Erde in die Unterwelt.

2. |

Hundert, zweihundert, dreihundert Jahre waren vergangen.

Beelzebub maß die Zeit nicht. Um ihn herum herrschte schwarze Finsternis und Totenstille. Er lag unbeweglich und mühte sich, nicht mehr an Vergangenes zu denken; aber er dachte doch daran, und ohnmächtig haßte er den, der an seinem Untergang schuld war.

Doch plötzlich – er wußte nicht und hatte keinen Begriff, wieviel hundert Jahre seither verflossen waren – vernahm er über sich Lärm, der sich anhörte wie Fußestampfen, Ächzen, Heulen und Zähneklappern.

Beelzebub hob das Haupt und lauschte.

Daß die Hölle nach dem Siege Christi je wieder auferstehen könnte, daran konnte Beelzebub nicht glauben. Aber das Fußestampfen, Ächzen, Heulen und Zähneklappern wurde immer lauter und lauter.

Beelzebub hob den Rumpf, nahm seine haarigen Beine unter sich, deren Hufe stark gewachsen waren (die Eisen waren zu seinem Staunen von selbst abgefallen), schlug mit den sich wieder frei entfaltenden Flügeln und tat einen Pfiff – jenen rufenden Pfiff, mit dem er früher immer seine Diener und Helfer zu sich entboten hatte.

Er hatte kaum Atem holen können, da öffnete sich ihm zu Häupten ein Loch, rotes Feuer loderte und eine Schar von Teufeln stürzte, einander drängend, aus dem Loch in die Unterwelt, und alle setzten sich, wie Raben um ein Aas, um Beelzebub herum.

Es waren große Teufel und kleine Teufel, dicke und dünne, mit langen und mit kurzen Schwänzen, mit spitzen, mit geraden und mit gewundenen Hörnern.

Einer von den Teufeln, nackt, schwarzglänzend, mit einer Pelegrine um die Schultern, mit rundem, bartlosem Gesicht und ungeheurem herabhängendem Bauch, kauerte dicht vor Beelzebubs Gesicht.

Er ließ seine Feueraugen rollen, lächelte andauernd und wedelte mit seinem langen, dünnen Schwanz gleichmäßig nach beiden Seiten.

3. I

„Was bedeutet dieser Lärm?“ fragte Beelzebub und deutete nach oben. „Was geht da vor?“

„Immer dasselbe, was immer gewesen ist“, antwortete der glänzende Teufel.

„Habt ihr denn noch Sünder?“ fragte Beelzebub.

„Sehr viele“, antwortete der Glänzende.

„Aber wie ist es denn mit der Lehre dessen, den ich nicht nennen will?“ fragte Beelzebub.

Der Teufel mit der Pelerine grinste, so daß er seine spitzen Zähne zeigte, und ein verhaltenes Lachen ging durch die Versammlung der Teufel.

„Seine Lehre kann uns nicht stören. Die Menschen glauben nicht daran“, sagte der Teufel mit der Pelerine.

„Aber diese Lehre rettet sie doch ganz offenbar vor uns, und er hat durch seinen Tod für sie gezeugt“, sprach Beelzebub.

„Ich habe sie umgearbeitet“, sagte der Teufel mit der Pelerine und pochte flink mit seinem Schwanz auf die Erde.

„Wieso umgearbeitet?“

„Ich habe sie so umgearbeitet, daß die Menschen nicht mehr an seine Lehre, sondern an die meine glauben, die sie mit seinem Namen benennen.“

„Und wie hast du das gemacht?“ fragte Beelzebub.

„Das hat sich ganz von selbst gemacht. Ich habe nur nachgeholfen.“

„Erzähle das in Kürze“, befahl Beelzebub.

Der Teufel mit der Pelerine senkte das Haupt, schwieg, als denke er nach und fing dann ohne Hast an zu erzählen.

„Als das Schreckliche geschehen war, als die Hölle zusammenbrach und unser Vater und Gebieter uns verließ“, erzählte er, „da begab ich mich nach den Orten, wo diese Lehre, die uns beinahe zugrunde gerichtet hätte, gepredigt wurde. Ich wollte sehen, wie die Menschen leben, die ihr folgen. Und ich sah, daß die Menschen, die nach dieser Lehre lebten, restlos glücklich und unserem Einfluß un-

erreichbar waren. Sie zürnten einander nie, gaben sich nicht den Verführungskünsten des Weibes hin, heirateten entweder überhaupt nicht oder hatten, wenn sie heirateten, nur ein einziges Weib; sie besaßen kein Vermögen: alles galt als allen gemeinsam gehörig; sie verteidigten sich nicht gegen ihre Angreifer und vergaltens Böses mit Gutem. Und ihr Leben war so schön, daß sich andere Menschen immer mehr zu ihnen hingezogen fühlten. Als ich das sah, glaubte ich, alles sei verloren und wollte schon von dannen ziehen. Da aber trat ein Umstand ein, an sich unbedeutend, der mir aber der Beachtung wert schien, und ich blieb. Es war folgendes geschehen. Von diesen Leuten behaupteten die einen, alle Menschen müßten sich beschneiden lassen und man dürfe kein für Götzenopfer bestimmtes Fleisch essen, während die anderen meinten, das sei nicht nötig, man könne auf die Beschneidung verzichten und dürfe alles essen. Ich fing nun an, beiden Teilen einzureden, dieser Unterschied sei von höchster Wichtigkeit und keiner von beiden dürfe nachgeben, denn es handle sich hier um den Dienst Gottes. Sie glaubten mir auch, und der Streit wurde grimmiger. Beide Seiten zürnten aufeinander, und ich redete jetzt beiden ein, sie könnten die Wahrheit ihrer Lehre durch Wunder beweisen. Obwohl es nun doch offensichtlich ist, daß Wunder nie die Richtigkeit einer Lehre beweisen können, waren sie doch so sehr begierig recht zu behalten, daß sie mir glaubten. Und ich habe ihnen also Wunder besorgt. Das war gar nicht schwer. Sie glaubten alles, was ihrem Wunsche zu Hilfe kam, allein die Wahrheit zu besitzen.

Die einen behaupteten, feurige Zungen wären zu ihnen hernieder gekommen; andere sagten, sie hätten ihren längst toten Herrn wieder lebend gesehen, und vielerlei anderes. Sie erfanden Dinge, die nie gewesen waren, und logen im Namen dessen, der uns ‚Lügner‘ gescholten, nicht schlechter als wir, ohne es zu bemerken. Die einen sagten von den anderen: ‚Eure Wunder sind keine echten Wunder, nur unsere Wunder sind echt!‘ Und jene sagten wieder von diesen: ‚Nein, eure sind nicht echt, nur unsere sind echt!‘

Alles ging gut, aber ich fürchtete, sie würden den allzu offenbaren Trug bemerken. Da erfand ich denn die ‚Kirche‘. Als sie erst an die ‚Kirche‘ glaubten, war ich beruhigt; da begriff ich, daß wir gerettet waren, daß die Hölle wieder aufgerichtet war!“

4. I

„Was bedeutet das – ‚Kirche‘?“ fragte Beelzebub in strengem Ton, denn er wollte nicht glauben, daß seine Diener klüger seien als er.

„Was ‚Kirche‘ bedeutet ... Also, wenn Menschen lügen und fühlen, daß man ihnen nicht glaubt, dann rufen sie gern Gott zum Zeugen an und sprechen: ‚Bei Gott, ich spreche die Wahrheit!‘ Das ist eigentlich schon ‚Kirche‘, nur mit der Besonderheit, daß die Menschen, wenn sie sich einmal als ‚Kirche‘ betrachten, der Meinung sind, sie könnten sich nun nicht mehr irren; daher können sie auch die Dummheit, die sie reden, nie widerrufen. Eine ‚Kirche‘ entsteht nun so: die Menschen reden sich und anderen ein, ihr Lehrer, Gott, habe sich, um eine falsche Auslegung des von ihm der Menschheit offenbarten Gesetzes zu verhindern, besondere Menschen auserwählt, und diese allein – oder diejenigen, denen sie ihre Macht übertragen haben – seien imstande, seine Lehre richtig auszulegen. So meinen also die Menschen, die sich ‚Kirche‘ nennen, sie besäßen die Wahrheit, nicht weil das, was sie predigen, die Wahrheit ist, sondern weil sie sich für die einzigen rechtmäßigen Nachfolger der Jünger der Jünger der Jünger – der Jünger des Herrn selbst, also Gottes, halten. Allerdings blieb dieselbe Mißlichkeit wie bei den Wundern, daß nämlich immer alle Menschen von sich selbst behaupten konnten, sie gehörten der einzig wahren ‚Kirche‘ an (was auch immer so war); aber man hatte den einen Vorteil: wenn die Menschen einmal von sich gesagt hatten, sie seien eine ‚Kirche‘ und auf dieser Behauptung ihre Lehre aufgebaut hatten, dann konnten sie das Gesagte nicht mehr ableugnen, wie albern es auch war und was andere Menschen darüber auch sagten.“

„Aber weshalb hat denn die Kirche die Lehre so zu unserem Nutzen umgedeutet?“ fragte Beelzebub.

„Das hat man deshalb getan,“ fuhr der Teufel mit der Pelerine fort, „weil die Menschen, die sich zu den alleinigen Auslegern des Gesetzes Gottes aufgeworfen und das anderen eingeredet hatten, dadurch zu obersten Leitern des Geschicks der Menschen geworden waren und so die höchste Gewalt über sie erlangt hatten. Als sie diese Macht hatten, wurden sie natürlich hochmütig, verfielen in Verderbtheit und erregten so Entrüstung und Feindschaft der Menschen gegen sich. Da sie nun zum Kampf gegen ihre Feinde keine anderen Waffen hatten außer der Gewalt, so verfolgten, töteten und

verbrannten sie alle diejenigen, die ihre Macht nicht anerkannten. So waren sie durch ihre eigne Lage einfach in die Notwendigkeit versetzt, die Lehre in dem Sinne umzudeuten, daß sie ihr böses Leben und die gegen ihre Feinde verübten Grausamkeiten rechtfertigte. So taten sie denn auch.“

5. I

„Aber die Lehre war doch so einfach und klar,“ sagte Beelzebub, der noch immer nicht recht glauben wollte, daß seine Diener etwas zustande gebracht hatten, worauf er selbst nicht verfallen war, „daß sie ganz unmöglich umgedeutet werden konnte. ‚Tue den anderen, was du willst, daß man dir tun soll.‘ Wie kann man das umdeuten?“

„Sie benutzten dazu auf meinen Rat hin sehr verschiedene Mittel“, sagte der Teufel mit der Pelerine. „Die Menschen haben ein Märchen von einem guten Zauberer, der einen Menschen vor einem bösen Zauberer retten wollte und ihn in ein Hirsekorn verwandelte. Aber der böse Zauberer verwandelte sich selbst in einen Hahn und wollte das Körnchen schon aufpicken – da schüttete der gute Zauberer einen ganzen Scheffel Körner darüber. Der böse Zauberer konnte nicht alle Körner auffressen und konnte das eine, das er suchte, nicht finden. Genau so taten sie auf meinen Rat mit der Lehre dessen, der gelehrt hat, das ganze Gesetz bestehe darin, daß man dem anderen das tut, was man will, daß einem selbst geschieht. Sie erkannten neunundvierzig Bücher als heilige Auslegung des Gesetzes Gottes an, und in diesen Büchern erkannten sie jedes Wort als Äußerung Gottes, des Heiligen Geistes, an. Sie schütteten über die klare, verständliche Wahrheit einen solchen Haufen angeblich heiliger Wahrheiten, daß es unmöglich wurde, sie alle anzunehmen und ebenso unmöglich, diejenige herauszufinden, die allein den Menschen not tut. Das ist ihr erstes Mittel. Das zweite Mittel, das sie mehr als tausend Jahre mit Erfolg benutzten, besteht darin, daß sie einfach alle diejenigen töten oder verbrennen, die die Wahrheit entdecken wollen. Heute kommt dieses Mittel außer Gebrauch, aber ganz verzichten sie doch noch nicht darauf, und wenn sie auch die Menschen, welche die Wahrheit entdecken wollen, nicht mehr verbrennen, so bekämpfen sie sie doch mit Verleumdungen und vergiften ihr Leben derart, daß nur ganz wenige den Versuch wagen, ih-

nen die Maske herabzureißen. Das ist das zweite Mittel. Das dritte Mittel besteht darin, daß sie – weil sie sich für eine ‚Kirche‘ und daher für unfehlbar erklären – wenn es ihnen notwendig erscheint, gerade das Gegenteil lehren von dem, was in der Heiligen Schrift steht, und es ihren Anhängern überlassen, sich aus diesen Widersprüchen herauszufinden, wie sie wollen und können. So heißt es zum Beispiel in der Heiligen Schrift: ‚Euer einziger Vater und Herr ist Christus, und nennet niemand sonst Vater auf Erden, denn ihr habt nur einen einzigen Vater, der im Himmel ist, und nennet euch nicht Herren, denn ihr habt nur einen einzigen Herrn, Christus.‘ Sie aber sagen: ‚Wir allein sind Väter, und wir allein sind Herren über die Menschen.‘ Oder es heißt: ‚Wenn du beten willst, bete allein, im Verborgenen, und Gott wird dich hören.‘ Sie aber lehren, alle müßten gemeinsam in Tempeln beten, mit Gesängen und Musikbegleitung. Oder es heißt in der Heiligen Schrift: ‚Ihr sollt überhaupt nicht schwören‘, sie aber lehren, man müsse der Obrigkeit widerspruchsvollen Gehorsam ‚schwören‘. Oder es heißt: ‚Du sollst nicht töten‘; sie aber lehren, man könne und müsse töten – im Kriege und nach Gerichtsbeschluß. Oder es heißt: ‚Meine Lehre ist der Geist und das Leben, nähret euch davon wie von Brot‘, sie aber lehren, wenn man kleine Stückchen Brot in Wein wirft und über diesen Stückchen gewisse Worte hersagt, dann werde das Brot zum Leib und der Wein zum Blut, und es sei für das Seelenheil sehr nützlich, von diesem Brot zu essen und von diesem Wein zu trinken. Die Menschen glauben das und essen eifrigst von dieser Brühe; hinterher, wenn sie doch zu uns kommen, wundern sie sich, daß ihnen diese Brühe nichts geholfen hat“, schloß der Teufel mit der Pelerine, rollte die Augen und riß den Mund grinsend bis zu den Ohren auf.

„Das ist sehr gut“, sagte Beelzebub und lächelte. Und alle Teufel brachen in lautes Gelächter aus.

6. I

„Habt ihr denn wirklich immer noch so wie früher Wüstlinge, Räuber und Mörder?“ fragte Beelzebub jetzt ganz heiter.

Die Teufel, die auch lustig geworden waren, sprachen alle auf einmal, und jeder wollte sich vor seinem Fürsten zur Geltung bringen.

„Es ist nicht so wie früher, es ist noch viel besser als früher“, rief einer.

„Für Wüstlinge reichen unsere alten Abteilungen nicht mehr aus“, kreischte ein anderer.

„Die Räuber von heute sind viel schlimmer als die von früher“, schrie ein dritter.

„Wir können gar nicht genug Feuerung für die Mörder schaffen“, brüllte ein vierter.

„Redet nicht alle auf einmal! Es soll nur antworten, wer gefragt ist. Wer hat die Hurerei unter sich? Tritt vor und erzähle, wie du es mit den Anhängern dessen machst, der verboten hat, ein anderes Weib zu nehmen, der gesagt hat, man dürfe ein Weib nicht mit lüsternen Begierden ansehen! Wer hat die Hurerei unter sich?“

„Ich“, versetzte ein weibisch aussehender brauner Teufel mit gedunsenem Gesicht und geiferndem, fortwährend kauendem Munde. Er kroch auf dem Hintern zu Beelzebub heran.

Dieser Teufel also kroch aus der Reihe der anderen nach vorn, kauerte sich nieder, neigte den Kopf zur Seite, steckte den betrodelten Schwanz zwischen die Beine und sprach, mit ihm wedelnd, in singendem Tonfall also:

„Wir machen das sowohl nach dem alten Verfahren, das du, unser Vater und Gebieter, anwandtest, als du noch im Paradiese weiltest, wie auch nach der neuen kirchlichen Art, die das ganze Menschengeschlecht unserer Macht untertan gemacht hat. Nach der neuen kirchlichen Art gehen wir so zu Werke. Wir reden den Menschen ein, die wahre Ehe bestehe nicht darin, worin sie wirklich besteht, das heißt, in der Vereinigung des Mannes mit dem Weibe, sondern darin, daß man sich mit den schönsten Gewändern schmückt, sich in ein großes, eigens zu diesem Zwecke errichtetes Gebäude begibt, besondere, für diese Zeremonie angefertigte Mützen aufsetzt und unter den Klängen verschiedener Gesänge dreimal um ein Tischchen herumgeht. Wir reden den Menschen ein, nur das allein sei die wahre Ehe. Und die Menschen, die sich davon haben überzeugen lassen, glauben nun natürlich, jede Vereinigung eines Mannes und eines Weibes ohne Erfüllung dieser Bedingungen sei einfach nur ein zu nichts verpflichtendes Vergnügen, oder die Befriedigung eines hygienischen Bedürfnisses, und deshalb überlassen sie sich ohne jede Hemmung diesem Vergnügen.“

Der weibische Teufel neigte seinen gedunsenen Kopf auf die andere Seite und schwieg, als wolle er die Wirkung seiner Worte auf Beelzebub abwarten.

Beelzebub nickte zustimmend mit dem Kopfe, und der weibische Teufel fuhr fort:

„Mit diesem Mittel erzielen wir die denkbar besten Ergebnisse. Dabei verzichten wir aber durchaus nicht auf das alte, schon im Paradiese angewandte Mittel, nämlich verbotene Frucht und Neugier“, sagte er, offenbar in der Absicht, Beelzebub zu schmeicheln. „Die Männer bilden sich ein, sie könnten eine anständige kirchliche Ehe eingehen, auch noch nachdem sie vorher schon mit vielen Frauen verkehrt haben, und benutzen nacheinander Hunderte von Frauen und gewöhnen sich dabei so an die Liederlichkeit, daß sie auch nach der kirchlichen Trauung noch dasselbe tun. Sind ihnen aber die Verpflichtungen, die die kirchliche Ehe auferlegt, aus irgendeinem Grunde lästig, so richten sie es so ein, daß sie zum zweitenmal den Gang um das Tischchen tun, während der erste dann nicht mehr gilt.“

Der weibische Teufel schwieg, wischte sich mit dem Ende seines Schwanzes den Speichel ab, der ihm den Mund füllte, neigte den Kopf nach der andern Seite und glotzte Beelzebub schweigend an.

7. I

„Das ist einfach und gut“, sagte Beelzebub. „Das hat meine Billigung. Wer hat die Räuber unter sich?“

„Ich“, antwortete ein großer Teufel mit nach oben gezwirbeltem Schnurrbart, riesigen, schief sitzenden Tatzen und großen gewundenen Hörnern, und trat hervor. Dieser Teufel kroch wie die anderen nach vorn, strich sich nach militärischer Art den Schnurrbart zu recht und harrete der Fragen.

„Derjenige, der die Hölle zerstört hat“, sagte Beelzebub, „lehrte die Menschen zu leben wie die Vögel unter dem Himmel, und befahl ihnen, dem, der da bittet, zu geben, dem, der das Hemd haben will, auch den Rock zu reichen, und erklärte, um selig zu werden, müsse man seine Habe hingeben. Wie verleitet ihr nun Menschen, die diese Worte vernommen haben, zu Räubereien?“

„Wir machen das“, sagte der Teufel mit dem Schnurrbart und

warf majestätisch den Kopf zurück, „ebenso, wie es unser Vater und Gebieter bei der Wahl Sauls zum König tat. Genau so, wie damals gesagt wurde, so reden auch wir den Menschen ein: anstatt dem gegenseitigen Ausrauben ein Ende zu machen, sei es für sie vorteilhafter, nur einem einzigen Menschen zu gestatten, sie auszurauben, einem einzigen Menschen, dem sie unbeschränkte Gewalt über sich einräumen müßten. Neu ist bei unserem Verfahren nur das eine, daß wir, um diesem einzigen Menschen sein Recht zum Räubern zu bestätigen, ihn in einen Tempel führen, ihm eine besondere Mütze aufsetzen, ihn auf einem hohen Sessel Platz nehmen lassen, ihm einen kleinen Stab und eine Kugel in die Hand geben, ihn mit Öl salben und die Person dieses gesalbten Mannes im Namen Gottes und seines Sohnes für geheiligt erklären. So daß also ein von dieser als heilig geltenden Person ausgeübter Raub in keiner Weise mehr beschränkt werden kann. Und die geheiligten Personen, ihre Helfer und Helfershelfer, sie alle rauben unaufhörlich in Ruhe und Sicherheit das Volk aus. Dabei werden gewöhnlich Gesetze und Bestimmungen erlassen, die es gestatten, daß eine müßiggängerische Minderheit auch ungesalbt die arbeitende Menschheit stets ungestraft ausrauben kann. So geht die Ausraubung in letzter Zeit in manchen Staaten auch ohne ‚Gesalbte‘ genau so vor sich wie da, wo es solche gibt. Wie unser Vater und Gebieter sieht, ist unser Verfahren im Grunde ein ganz altes Verfahren. Neu ist daran nur das, daß wir es allgemeiner, versteckter, in Zeit und Raum verbreiteter und dauerhafter gestaltet haben. Allgemeiner haben wir das Verfahren auf die Weise gemacht, daß die Menschen früher aus freien Stücken dem gehorchten, den sie gewählt hatten; wir haben es jetzt dahin gebracht, daß sie, ganz unabhängig von ihrem Willen, nicht denen gehorchen, die sie wählen, sondern einem andern, wie es gerade trifft. Wir haben das Verfahren versteckter dadurch gemacht, daß die Ausgeraubten, dank der Erfindung der Steuern – besonders der indirekten Steuern – die sie Beraubenden gar nicht mehr sehen. Dauerhafter haben wir dieses Verfahren dadurch gemacht, daß die hauptsächlichen Räuber als geheiligte Personen gelten und die Menschen nicht wagen, sich ihnen zu widersetzen. Verbreiteter im Raume ist das Verfahren jetzt, weil die sogenannten christlichen Völker sich nicht damit begnügen, ihre eigenen Volksgenossen auszurauben, sondern unter verschiedenartigen, höchst seltsamen Vor-

wänden, namentlich unter dem Vorwande der Verbreitung des Christentums, auch alle fremden Völker ausrauben, bei denen irgend etwas zu rauben ist. In der Zeit ist das neue Verfahren jetzt verbreiteter als früher, dank der Einrichtung der öffentlichen und staatlichen Anleihen; es werden also heute nicht nur die jetzt lebenden, sondern auch die kommenden Generationen ausgeraubt. Der oberste Räuber muß eben nur dafür sorgen, daß er mit Öl gesalbt wird, dann kann er ruhig jeden beliebigen Menschen ausrauben, so viel er will. So habe ich, um Erfahrungen zu sammeln, einmal in Rußland hintereinander eine Reihe abscheulicher Weiber regieren lassen, die dumm, ungebildet und liederlich waren, und die nach ihren eigenen Gesetzen überhaupt keine Rechte auf den Thron hatten. Die letzte von ihnen war nicht nur ein liederliches Frauenzimmer, sondern geradezu eine Verbrecherin, die ihren Mann, den gesetzlichen Thronfolger, ermordet hatte. Und nur weil sie eben gesalbt war, rissen ihr die Menschen nicht die Nase auf und peitschten sie nicht mit der Knute – wie sonst allen Gattenmörderinnen geschah – sondern dreißig Jahre lang unterwarfen sie sich ihr knechtisch und gestatteten ihr und ihren zahllosen Liebhabern, den Menschen nicht nur das Vermögen, sondern auch die Freiheit zu rauben. Infolgedessen bilden heutzutage die offensichtlichen Räubereien, das heißt das gewaltsame Fortreißen des Geldbeutels, des Pferdes, der Kleidung, kaum ein Millionstel aller der gesetzlichen Räubereien, die beständig von Menschen ausgeübt werden, die eben die Möglichkeit besitzen, das zu tun. In unserer Zeit sind unbestrafte, heimliche Räubereien, und überhaupt die Bereitschaft zu rauben, unter den Menschen so eingebürgert, daß das wichtigste Lebensziel fast aller Menschen eben der Raub ist, gemildert nur durch den gegenseitigen Kampf der Räuber untereinander.“

8. I

„Nun, das ist schön“, sagte Beelzebub. „Aber nun die Morde? Wer hat die Morde unter sich?“

„Ich“, antwortete, aus der Menge heraustretend, ein Teufel von blutroter Farbe, mit großen, aus dem Munde ragenden Hauern, spitzen Hörnern und einem nach oben gerichteten, dicken, unbeweglichen Schwänze.

„Wie machst du Mörder aus den Anhängern dessen, der gesagt hat: ‚Vergilt nicht Böses mit Bösem, liebe deine Feinde‘? Wie machst du Mörder aus diesen Menschen?“

„Wir machen das zunächst nach dem alten Verfahren,“ antwortete der rote Teufel mit brüllender, ohrenbetäubender Stimme, „indem wir in den Menschen Eigennutz, Haß, Rachsucht, Stolz wecken, – und wir reden nach alter Weise den Lehrern der Menschen ein, das beste Mittel, den Menschen das Töten abzugewöhnen, bestehe darin, daß die Lehrer selbst öffentlich diejenigen töten, die getötet haben. Dieses Verfahren liefert uns zwar nicht die Mörder, bereitet sie aber für uns vor.“

Die größte Zahl wurde uns und wird uns noch durch die neue Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche, von der christlichen Ehe und der christlichen Gleichheit geliefert. Die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche lieferte uns in früherer Zeit die größte Zahl von Mördern. Die Menschen, die sich Mitglieder der unfehlbaren Kirche nannten, meinten, es sei ein Verbrechen, falschen Auslegern der Lehre zu gestatten, die Menschen vom richtigen Wege abzubringen, und es sei ein gottgefälliges Werk, solche Menschen zu töten. Sie metzelten die Bewohner ganzer Ortschaften nieder und mordeten oder verbrannten Hunderttausende von Menschen. Das Lächerliche dabei ist, daß diejenigen, welche Menschen zu Tode brachten und verbrannten, die anfangen die wahre Lehre zu begreifen – diese für uns so besonders gefährlichen Leute für unsere Diener, das heißt für Teufelsdiener, hielten. Sie selbst aber, die andere hinrichteten oder auf Scheiterhaufen verbrannten, und die also unsere gehorsamen Diener waren, hielten sich selbst für heilige Vollzieher des Willens Gottes.

So war das in alter Zeit. Jetzt aber liefert uns die Lehre von der christlichen Ehe und von der Gleichheit eine sehr große Anzahl von Mördern. Die Lehre von der Ehe liefert uns zunächst die Gatten- und die Kindesmorde. Ehemänner und Ehefrauen töten einander, wenn gewisse Forderungen des Gesetzes und der Gewohnheit der kirchlichen Ehe ihnen lästig erscheinen. Mütter töten ihre Kinder meist dann, wenn die Verbindungen, denen diese Kinder entsprossen sind, nicht als Ehen anerkannt werden. Solche Morde finden beständig und regelmäßig statt. Die durch die christliche Lehre von der Gleichheit hervorgerufenen Morde geschehen periodisch; aber

wenn sie geschehen, so geschehen sie in sehr großer Anzahl. Nach dieser Lehre wird den Menschen eingeredet, sie wären vor dem Gesetze alle gleich. Die ausgeraubten Menschen aber fühlen, daß das nicht wahr ist. Sie sehen, daß diese Gleichheit vor dem Gesetz darin besteht, daß es den Räubern leicht gemacht wird, weiterzurauben, daß es ihnen aber erschwert wird, dasselbe zu tun. Deshalb empören sie sich und fallen über ihre Bedrücker her. Dann fängt ein gegenseitiges Morden an, das uns manchmal Zehntausende von Mördern auf einen Schlag liefert.“

9. |

„Aber die Morde im Kriege? Wie bringt ihr dazu die Anhänger dessen, der da lehrte, daß man seine Feinde lieben solle, und der alle Menschen Kinder des einen Vaters nannte?“

Der rote Teufel grinste, stieß einen Strahl von Feuer und Rauch aus dem Munde und klopfte sich lustig mit seinem dicken Schwanz auf den Rücken.

„Wir machen das so: wir reden jedem Volke ein, eben dieses Volk sei das allerbeste auf der Welt – ‚Deutschland über alles‘, Frankreich, England, Rußland ‚über alles‘ – ausgerechnet dieses Volk müsse über alle anderen herrschen. Und weil wir allen Völkern genau dasselbe einreden, und weil sie sich alle beständig von ihren Nachbarn bedroht fühlen, bereiten sie sich andauernd zur Verteidigung vor und erboßen sich immer mehr gegeneinander. Und je mehr sich eine Seite zur Verteidigung vorbereitet und sich dabei gegen die Nachbarn erbot, desto mehr bereiten sich auch alle übrigen Völker darauf vor, und desto größer wird der gegenseitige Haß. So sind augenblicklich alle Menschen, die die Lehre dessen angenommen haben, der uns Mörder nannte, beständig und in erster Reihe mit der Vorbereitung zum Morden und mit Mordtaten selbst beschäftigt.“

10. |

„Das ist sehr sinnreich erdacht“, sagte Beelzebub nach, langem Schweigen. „Doch wie kommt es, daß die von dem Trug nicht berührten gelehrten Menschen nicht sehen, daß die Kirche die Lehre verfälscht hat; weshalb stellen sie sie nicht wieder her?“

„Das können sie nicht tun“, sagte in selbstüberzeugtem Tone ein jetzt hervorkriechender mattschwarzer Teufel in einem Mantel, mit einer flachen schrägen Stirn, muskellosen Gliedern und großen abstehenden Ohren.

„Warum?“ fragte Beelzebub streng, ärgerlich über den selbstüberzeugten Ton des Teufels im Mantel.

Ohne sich über Beelzebubs barschen Ton aufzuregen, hockte sich der Teufel mit dem Mantel ruhig und ohne Hast nicht hin, wie die anderen, sondern er kreuzte nach orientalischer Sitte die fleischlosen Beine unter sich und begann sehr fließend mit leiser, gemäßigter Stimme zu sprechen.

„Sie können das nicht tun, weil ich ihre Aufmerksamkeit beständig von dem ablenke, was sie wissen können und wissen müssen, und sie auf das lenke, was sie nicht zu wissen brauchen und was sie nie wissen werden.“

„Aber wie hast du denn das gemacht?“

„Ich habe es je nach der Zeit verschieden gemacht und mache das noch so“, antwortete der Teufel mit dem Mantel. „In alter Zeit redete ich den Menschen ein, das Wichtigste für sie sei, alle Einzelheiten über die gegenseitigen Beziehungen der Personen der Dreieinigkeit zu wissen: den Ursprung Christi, seine Natur, das Wesen Gottes, und so weiter. Und sie disputierten viel und lange, bewiesen, stritten und erbosten sich. Und solche Erwägungen beschäftigten sie so, daß sie überhaupt nicht mehr daran dachten, wie sie leben müßten, und sich nicht mehr darum kümmerten, was der Herr ihnen über das Leben gesagt hatte.

Als sie sich schon so in diese Fragen verrannt hatten, daß sie selbst nicht mehr verstanden, wovon sie sprachen, da redete ich ihnen ein, das Wichtigste für sie sei, zu erforschen und zu erklären, was ein Mann namens Aristoteles geschrieben hat, der vor tausend Jahren in Griechenland lebte. Anderen redete ich ein, das Wichtigste für sie sei, den Stein zu finden, mit dessen Hilfe man Gold machen könne, ferner das Elixier, das alle Krankheiten heile und die Menschen unsterblich mache. Und die klügsten und gelehrtesten unter ihnen verwandten alle ihre geistigen Kräfte darauf.

Denen aber, die sich nicht dafür interessierten, redete ich ein, das Wichtigste sei, zu wissen, ob sich die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde drehe. Und als sie herausgebracht hatten, daß

die Erde sich dreht und nicht die Sonne, als sie berechnet hatten, wieviel Millionen Werst die Sonne von der Erde entfernt ist, da freuten sie sich sehr, und seitdem studieren sie noch viel eifriger, bis zum heutigen Tage, die Entfernungen aller Sterne, – obwohl sie wissen, daß sie damit nie zu Ende kommen können, daß schon die Anzahl der Sterne unendlich ist, und daß sie das auch gar nicht zu wissen brauchen. Außerdem redete ich ihnen noch ein, es wäre für sie sehr notwendig, den Ursprung aller wilden Tiere, aller Würmer, aller Pflanzen, aller unendlich kleinen Lebewesen zu wissen. Und obwohl sie das alles genau so wenig zu wissen brauchen, und obwohl es vollkommen klar ist, daß man das auch gar nicht wissen kann, weil es ebenso unendlich viel Tiere gibt wie Sterne – wenden sie doch an diese und ähnliche Untersuchungen der Erscheinungen der materiellen Welt alle ihre geistigen Kräfte und sind höchst erstaunt, daß, je mehr Dinge sie erfahren, die sie gar nicht zu wissen brauchen, desto mehr übrigbleibt, was sie nicht wissen. Und obwohl es offensichtlich ist, daß im Verhältnis zu ihren Forschungen das Gebiet dessen, was ihnen zu lernen bleibt, immer größer und größer wird, die Gegenstände ihrer Forschungen immer komplizierter und komplizierter werden und die von ihnen erworbenen Kenntnisse für das Leben immer unanwendbarer und unanwendbarer, so stört sie das alles nicht im geringsten. Und vollständig von der Wichtigkeit ihrer Beschäftigungen überzeugt, fahren sie fort zu forschen, zu predigen, ihre größtenteils gänzlich unnützen Forschungen und Betrachtungen zu schreiben, zu drucken und aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, die, selbst wenn sie gelegentlich etwas nütze sind, so doch nur als Unterhaltung für eine Minderheit von Reichen oder zur Verschlechterung der Lage der Mehrheit der Armen dienen können.

Damit sie aber nie ahnen, daß das einzige, was für sie nötig ist, die in der Lehre Christi angegebene Festlegung der Lebensgesetze ist, so rede ich ihnen ein, sie könnten die Gesetze des geistigen Lebens gar nicht kennen – jede Religionslehre, die Lehre Christi einbegriffen, sei nur Irrtum und Aberglaube – und erfahren, wie sie leben müßten, könnten sie einzig aus einer von mir für sie erfundenen Wissenschaft, der sogenannten Soziologie, die sich nur damit beschäftigt, zu studieren, wie die Menschen früher verschiedenartig schlecht gelebt haben. Anstatt sich also zu bemühen, selbst nach der

Lehre Christi besser zu leben, meinen sie, sie brauchten nur das Leben der Menschen von früher zu studieren, und sie könnten aus diesem Studium zu allgemeinen Gesetzen des Lebens gelangen und brauchten sich, um gut zu leben, in ihrer Lebensweise nur nach diesen, von ihnen selbst erfundenen Gesetzen zu richten.

Um sie in dem Irrtum noch mehr zu bestärken, rede ich ihnen etwas der Kirchenlehre Ähnliches ein, nämlich – es gäbe eine gewisse Kontinuität des Wissens, die man Wissenschaft nennt, und die Behauptungen dieser Wissenschaften seien ebenso unfehlbar wie die der Kirche.

Sobald aber die als Männer der Wissenschaft geltenden Menschen sich von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt haben, erklären sie naturgemäß nicht nur nutzlose, sondern auch geradezu alberne Torheiten, die sie als einmal ausgesprochen nicht mehr widerrufen können, für unumstößliche Wahrheiten.

Deshalb behaupte ich: solange ich ihnen Achtung und abergläubische Ehrfurcht vor der Wissenschaft, die ich für sie erfunden habe, einrede, werden sie jene Lehre, die uns beinah zugrunde gerichtet hat, nie begreifen.“

11. |

„Das ist sehr gut! Ich danke dir“, sagte Beelzebub, und sein Gesicht strahlte. „Ihr verdient Belohnungen, und ich werde euch angemessen belohnen.“

„Uns hast du aber vergessen“, schrien mit mannigfachen Stimmen die andern verschiedenfarbigen, großen, kleinen, krummbeinigen, dicken, dünnen Teufel durcheinander.

„Was tut ihr denn?“ fragte Beelzebub.

„Ich bin der Teufel des technischen Fortschritts.“

„Ich bin der Teufel der Arbeitsteilung.“

„Ich bin der Teufel der Verkehrswege.“

„Ich bin der Teufel der Buchdruckerkunst.“

„Ich bin der Teufel der Kunst!“

„Ich bin der Teufel der Heilkunst!“

„Ich bin der Teufel der Kultur!“

„Ich bin der Teufel der Erziehung!“

„Ich bin der Teufel der Sittenverbesserung!“

„Ich bin der Teufel der Betäubung!“

„Ich bin der Teufel der Wohltätigkeit!“

„Ich bin der Teufel des Sozialismus!“

„Ich bin der Teufel des Feminismus!“

So schrien und riefen sie alle durcheinander und drängten nach vorn, vor Beelzebubs Angesicht.

„Sprecht einzeln und faßt euch kurz!“ schrie Beelzebub. „Du da!“ wandte er sich an den Teufel des technischen Fortschritts. „Was tust du?“

„Ich rede den Menschen ein, sie würden sich um so wohler fühlen, je mehr Dinge sie herstellten und je schneller sie sie herstellten. Und die Menschen opfern ihr Leben, um immer mehr herzustellen, obwohl das, was sie herstellen, von den Leuten, welche sie zu der Herstellung zwingen, gar nicht gebraucht wird, während diejenigen, welche die Dinge herstellen, sie nie bekommen.“

„Gut! Nun und du?“ wandte sich Beelzebub an den Teufel der Arbeitsteilung.

„Ich rede den Menschen ein, weil man die Dinge mit Maschinen schneller herstellen kann als durch Menschenhand, müsse man die Menschen in Maschinen verwandeln. Und sie tun das, und die in Maschinen verwandelten Menschen hassen diejenigen, die ihnen das angetan haben.“

„Auch das ist gut. Du da!“ rief Beelzebub den Teufel der Verkehrswege auf.

„Ich rede den Menschen ein, es gehöre zu ihrem Heile, daß sie möglichst viel von Ort zu Ort führen. Und anstatt, je nach ihren Wohnungen, ihr Leben zu verbessern, verbringen die Menschen es jetzt größtenteils auf Reisen von Ort zu Ort. Sie sind sogar stolz darauf, daß sie jetzt in einer Stunde fünfzig Werst und mehr zurücklegen können.“

Beelzebub belobte auch diesen.

Dann trat der Teufel der Buchdruckerkunst vor. Seine Aufgabe bestand, wie er erklärte, darin, alle Gemeinheiten und Dummheiten, die in der ganzen Welt gemacht und geschrieben werden, einer möglichst großen Anzahl von Menschen kundzutun.

Der Teufel der Kunst erklärte, unter dem Vorwand der Tröstung und der Erweckung erhabener Gefühle in den Menschen, leiste er ihren Lastern Vorschub, indem er sie in reizvoller Form darstelle.

Der Teufel der Heilkunst erklärte, seine Aufgabe bestehe darin, den Menschen einzureden, das Wichtigste für sie sei die Sorge um ihren Körper. Weil aber die Sorge für den Körper nie ein Ende finde, so vergäßen die Menschen, die sich mit Hilfe der Heilkunst um ihren Körper besorgen, nicht nur das Leben aller anderen Menschen, sondern auch ihr eigenes.

Der Teufel der Kultur erklärte, er rede den Menschen ein, der Genuß aller Dinge, welche die Teufel des technischen Fortschritts, der Arbeitsteilung, der Verkehrswege, der Buchdruckerkunst, der Kunst, der Heilkunst unter sich hätten, sei eine Art Tugend, und ein Mensch, dem das alles zur Verfügung stehe, könne mit sich völlig zufrieden sein und brauche sich nicht mühen, noch besser zu werden.

Der Teufel der Erziehung erläuterte, er rede den Menschen ein, sie könnten die Kinder ein gutes Leben lehren, auch wenn sie selbst schlecht lebten und nicht einmal wüßten, worin ein gutes Leben bestehe.

Der Teufel der Sittenverbesserung erläuterte, er lehre die Menschen, sie könnten lasterhafte Menschen bessern, auch wenn sie selbst lasterhaft seien.

Der Teufel der Betäubung sagte, er lehre die Menschen, anstatt sich von den durch ein schlechtes Leben verursachten Leiden dadurch zu befreien, daß sie besser lebten, sei es besser für sie, sich durch Betäubung mit Wein, Opium, Tabak und Morphium zu vergessen.

Der Teufel der Wohltätigkeit sagte, er rede den Menschen ein, sie seien tugendhaft und brauchten keine Vervollkommnung mehr, obwohl sie pudweise stehlen und den Bestohlenen grammweise zurückgeben – und er mache sie dadurch unzugänglich für das Gute.

Der Teufel des Sozialismus rühmte sich, er wecke im Namen des erhabensten Gesetzes der Lebensorganisation den Klassenhaß.

Der Teufel des Feminismus rühmte sich, er wecke – zu noch größerer Vervollkommnung der Lebensorganisation – neben dem Klassenhaß noch den gegenseitigen Haß der Geschlechter.

„Ich bin der Komfort! Ich bin die Mode!“ schrien und quiekten andere Teufel und krochen auf Beelzebub zu.

„Bildet ihr euch etwa ein, ich sei so alt und dumm, daß ich nicht begreife, daß alles uns zum Nutzen gereichen muß, was uns schäd-

lich sein konnte, sowie die Lehre vom Leben einmal lügenhaft wird?“ schrie Beelzebub und brach in lautes Gelächter aus. „Genug, ich danke euch allen!“ Dann schlug er mit den Flügeln und sprang auf die Füße. Alle Teufel umringten Beelzebub. An einem Ende der eine Kette bildenden Teufel stand der Teufel mit der Pelerine, der Erfinder der Kirche, am andern Ende der Teufel im Mantel, der Erfinder der Wissenschaft. Diese beiden Teufel reichten sich die Tatzen, und der Kreis schloß sich.

Und alle Teufel lachten, kreischten, zischten, brüllten und begannen dann, mit den Schwänzen wedelnd und schlagend, um Beelzebub zu kreisen und zu tanzen. Beelzebub aber entfaltete seine Flügel, schlug mit ihnen und tanzte in der Mitte, die Beine hoch in die Luft werfend. Oben aber hörte man Geschrei, Weinen, Heulen und Zähneklappern.

1902

König Assarhaddon von Assyrien

Ein Märchen

König Assarhaddon von Assyrien hatte das Reich des Königs Lailieh erobert, hatte alle Städte zerstört und verbrannt, die Einwohner alle in sein eigenes Land getrieben, die Krieger erschlagen und König Lailieh selbst in einen Käfig gesperrt.

Als König Assarhaddon des Nachts in seinem Bette lag, überlegte er, wie er Lailieh vom Leben zum Tode bringen sollte. Plötzlich hörte er ein Rascheln dicht neben sich. Er schlug die Augen auf und erblickte einen Greis mit langem, grauem Bart und gütigen Augen.

„Du willst Lailieh töten lassen?“ fragte der Greis.

„Ja“, antwortete der König. „Ich habe mir nur die rechte Todesart für ihn noch nicht ausgedacht.“

„Aber Lailieh bist du doch selbst“, sprach der Greis.

„Das ist nicht wahr“, entgegnete der König. „Ich bin ich, und Lailieh ist Lailieh.“

„Du und Lailieh, das ist ein und dasselbe“, sagte der Greis. „Es scheint dir nur so, als seiest du nicht Lailieh und Lailieh nicht du.“

„Wieso soll es mir nur so scheinen?“ fragte der König. „Ich liege hier auf meiner weichen Lagerstatt, mich umgeben gehorsame Sklaven und Sklavinnen, und morgen werde ich genau so wie heute mit meinen Freunden schmausen. Lailieh aber sitzt wie ein Vogel im Käfig, und morgen wird er mit weitheraushängender Zunge auf dem Pfahl stecken und so lange zucken, bis er verreckt, und seinen Leib werden die Hunde zerreißen.“

„Du kannst sein Leben nicht vernichten“, sprach der Greis.

„Und wie ist es mit den vierzehntausend Kriegern, die ich getötet, aus deren Leichen ich einen Hügel geschichtet habe?“ fragte der König. „Ich lebe, sie aber sind nicht mehr. Also kann ich wohl Leben vernichten.“

„Woher weißt du, daß sie nicht mehr sind?“

„Weil ich sie nicht sehe. Vor allen Dingen aber, sie haben Qualen gelitten, ich aber nicht. Ihnen ist es schlecht gegangen, mir geht es gut.“

„Auch das alles scheint dir nur so. Dir selbst hast du Qualen zugefügt, aber nicht ihnen.“

„Das verstehe ich nicht“, sprach da der König.

„Möchtest du es verstehen?“

„Ja, das möchte ich.“

„So tritt hierher“, sagte der Greis und zeigte dem König ein Becken voll Wasser.

Der König erhob sich und trat an das Becken heran.

„Entkleide dich und steige in das Becken.“

Assarhaddon tat, wie ihm der Greis befahl.

„Jetzt, sowie ich dieses Wasser über dich ausgieße,“ sagte der Greis und schöpfte Wasser in einen Krug, „tauche bis über den Kopf unter.“

Der Greis neigte seinen Krug über dem Haupt des Königs, und der König tauchte unter.

Kaum war Assarhaddon untergetaucht, da fühlte er sich schon nicht mehr als König Assarhaddon, sondern als ein anderer Mensch. Und sich so als dieser andere Mensch fühlend, sieht er sich auf einem prächtigen Bett neben einer schönen Frau liegen. Er hat diese Frau nie gesehen, aber er weiß sofort, daß sie seine Gattin ist. Die Frau richtet sich auf und spricht zu ihm: „Lailieh, mein teurer Gemahl, du warst müde von den Mühen des gestrigen Tages und hast deshalb länger geschlafen als gewöhnlich. Aber ich habe deinen Schlummer geachtet und habe dich nicht geweckt. Jetzt aber erwarten dich im großen Saale deine Fürsten. Kleide dich an und gehe zu ihnen.“

Assarhaddon begreift nach diesen Worten, daß er Lailieh ist, und wundert sich gar nicht darüber; er wundert sich vielmehr, daß er das bisher nicht gewußt hat. Er erhebt sich, kleidet sich an und geht in den großen Saal, wo ihn die Fürsten erwarten. Die Fürsten grüßen ihren König Lailieh durch einen Fußfall, dann erheben sie sich und setzen sich seinem Befehl gemäß vor ihm nieder. Der älteste Fürst hebt an davon zu reden, daß man unmöglich noch länger die Beleidigungen durch den bösen König Assarhaddon dulden dürfe, man müsse ihn mit Krieg überziehen. Doch Lailieh ist nicht einverstanden damit. Er befiehlt Gesandte an Assarhaddon zu senden, um ihm im Guten zuzureden. Dann entläßt er die Fürsten. Darauf ernennt er

angesehene Männer zu Gesandten und erläutert ihnen genau, was sie dem König Assarhaddon vermelden sollen.

Damit fertig, reitet Assarhaddon – der sich als Lailieh fühlt – ins Gebirge, zur Jagd auf wilde Esel. Die Jagd ist glücklich: er selbst erlegt zwei Esel. Wieder heimgekehrt, schmaust er mit seinen Freunden und schaut den Tänzen seiner Sklavinnen zu.

Am nächsten Tage tritt er, wie gewöhnlich, in den Hof seines Palastes hinaus, wo ihn Bittsteller, Angeklagte und Rechtheischende erwarten, und entscheidet die ihm vorgelegten Angelegenheiten. Damit fertig, widmet er sich wieder seinem liebsten Zeitvertreib: er reitet auf die Jagd. Und heute gelingt es ihm, eigenhändig eine alte Löwin zu erlegen und ihre beiden Jungen zu fangen.

Nach der Jagd tafelt er wieder mit seinen Freunden, belustigt sich an Musik und Tanz und verbringt dann die Nacht mit seiner Lieblingsfrau.

So lebt er Tage und Wochen und wartet auf die Rückkehr der Gesandten, die er an König Assarhaddon – der er selbst früher war – geschickt hatte.

Die Gesandten kehren erst nach einem Monat zurück; sie kehren zurück ohne Nasen und Ohren, die man ihnen abgeschnitten hat.

König Assarhaddon läßt dem König Lailieh sagen: was seinen Gesandten geschehen sei, würde auch ihm selbst geschehen, wenn er nicht sofort den auferlegten Tribut an Silber, Gold und Zypressenholz schicke und selbst zur Huldigung erscheine.

Lailieh – der früher Assarhaddon gewesen war – versammelt wieder seine Fürsten und beratschlagt mit ihnen, was zu tun sei. Einstimmig erklären alle, man dürfe nicht warten, bis Assarhaddon angreife, sondern müsse sofort den Krieg gegen ihn eröffnen. Der König pflichtet dem bei, stellt sich an die Spitze des Heeres und zieht ins Feld. Der Feldzug dauert sieben Tage. An jedem Tage reitet der König sein Heer ab und feuert den Mut seiner Krieger an. Am achten Tage trifft sein Heer in einem breiten Tal, am Ufer eines Flusses, auf das Heer Assarhaddons. Lailiehs Krieger kämpfen tapfer, aber Lailieh – der früher Assarhaddon gewesen war – sieht die Feinde wie Ameisen von den Bergen herabkommen, die Täler überschwemmen und sein Heer überwinden. Auf seinem Streitwagen stürmt er in die Mitte des Schlachtfeldes, sticht und haut die Feinde nieder. Doch Lailiehs Krieger zählen nach Hunderten, die Assarhaddons

aber nach Tausenden. Lailieh fühlt, daß er verwundet ist, daß man ihn gefangen nimmt.

Neun Tage marschiert er gefesselt mit andern Gefangenen inmitten von Assarhaddons Kriegern. Am zehnten Tage bringt man ihn nach Ninive und sperrt ihn in einen Käfig.

Lailieh leidet nicht so sehr unter Hunger und an seinen Wunden, als vor Scham und ohnmächtiger Wut. Er fühlt sich unfähig, dem Feinde all das Böse heimzuzahlen, das er dulden muß. Das einzige, was er jetzt tun kann, ist, seinen Feinden nicht die Freude zu bereiten, ihn leiden zu sehen. Und er nimmt sich fest vor, mannhaft und ohne Murren alles zu ertragen, was mit ihm geschehen wird.

Zwanzig Tage sitzt er schon im Käfig und wartet auf seinen bitteren Tod. Er sieht, wie man seine Verwandten und Freunde zur Hinrichtung vorbeiführt, er hört das Stöhnen der Gefolterten, denen man teils Hände und Füße abhaut, teils bei lebendigem Leibe die Haut abzieht, und er zeigt keine Unruhe, kein Mitleid, keine Furcht. Er sieht, wie die Eunuchen seine Lieblingsfrau gefesselt vorbeiführen. Er weiß, daß man sie Assarhaddon als Sklavin zuführt. Und auch das erträgt er ohne Klage.

Aber jetzt öffnen zwei Henker den Käfig, schnüren ihm mit einem Riemen die Hände auf den Rücken und führen ihn auf den blutüberströmten Richtplatz. Lailieh erblickt einen spitzen, blutigen Pfahl, von dem man eben den Leib eines auf ihm verendeten Freundes von Lailieh gerissen hat, und er ahnt, daß man diesen Pfahl für seine Hinrichtung frei gemacht hat.

Man zieht ihm sein Gewand aus. Lailieh entsetzt sich über die Magerkeit seines ehemals so starken, schönen Körpers. Zwei Henker packen seinen Körper an den dürren Lenden, heben ihn hoch und wollen ihn auf den Pfahl aufspießen.

„Gleich ist der Tod da, die Vernichtung“, denkt Lailieh und er vergißt seinen Entschluß, mannhaft bis zum Ende Ruhe zu bewahren. Er bittet schluchzend um Gnade. Aber niemand hört auf ihn.

„Aber das kann doch nicht sein“, denkt er. „Ich schlafe gewiß. Das muß ein Traum sein.“ Und er macht eine Anstrengung, um zu erwachen. „Ich bin doch gar nicht Lailieh, sondern Assarhaddon“, denkt er.

„Du bist Lailieh, du bist auch Assarhaddon“, hört er eine Stimme sagen und fühlt, daß die Marter ihren Anfang nimmt.

Er schreit laut auf und hebt in demselben Augenblick den Kopf aus dem Becken empor. Der Greis steht da, über ihn gebeugt, und gießt gerade das letzte Wasser aus seinem Krüge über seinen Scheitel.

„Oh, wie entsetzlich hat man mich gequält und wie lange!“ spricht Assarhaddon.

„Wie lange?“ sagt der Greis. „Du hast ja nur den Kopf untergetaucht und ihn sofort wieder hochgehoben! Sieh doch, aus diesem Krüge ist ja noch nicht alles Wasser ausgeflossen. Hast du jetzt begriffen?“

Assarhaddon erwidert nichts und schaut nur entsetzt den Greis an.

„Hast du jetzt begriffen?“ fährt der Greis fort. „Läilieh bist du, und die Krieger, die du dem Tode überantwortet hast – das bist du auch. Und nicht nur die Krieger, sondern auch die Tiere, die du auf der Jagd getötet und bei deinen Schmausereien verschlungen hast – auch das warst immer du. Du hast dir eingebildet, das Leben sei nur in dir; aber ich habe den trügerischen Schleier von deinen Augen gezogen, und du hast nun gesehen, daß du nur dir selbst Übel zufügst, wenn du es ändern antust. Das Leben ist ein und dasselbe in allem was lebt, und du selbst stellst nur einen Teil dieses einen Lebens dar. Und nur in diesem einen Teil des Lebens, in dir selbst, kannst du das Leben schlechter oder besser machen, größer oder kleiner. Besser machen kannst du das Leben in dir nur dadurch, daß du die Schranken vernichtest, die dein Leben von den anderen Wesen trennen, und daß du andere Wesen für dich selbst hältst und sie liebst. Das Leben in anderen Wesen zu vernichten aber steht nicht in deiner Macht. Das Leben der von dir Erschlagenen entschwand deinen Augen, aber es ist nicht vernichtet. Du dachtest dein Leben zu verlängern und das Leben anderer zu vernichten; aber du kannst das nicht tun. Für das Leben gibt es weder Raum noch Zeit. Das Leben ist ein Augenblick und das Leben ist tausend Jahre, und dein Leben und das Leben aller sichtbaren und unsichtbaren Wesen in der Welt ist ein und dasselbe. Vernichten und umgestalten kann man das Leben nicht, weil es nur das eine einzige Leben gibt. Alles übrige scheint uns nur so.“

So sprach der Greis und entschwand ...

*

Am nächsten Morgen befahl König Assarhaddon, Lailieh und alle anderen Gefangenen freizulassen und den Hinrichtungen Einhalt zu tun.

Am dritten Tage rief er seinen Sohn Aschurbanipal und trat ihm sein Reich ab. Er selbst aber zog sich zunächst in die Wüste zurück, um das zu überdenken, was er erfahren hatte. Später wanderte er als Pilger durch Städte und Dörfer und predigte den Menschen, daß es nur ein Leben gibt, und daß die Menschen nur sich selbst Übel zufügen, wenn sie anderen Wesen Übel antun wollen.

1903

Arbeit, Tod und Krankheit

Eine Legende

Die Indianer Südamerikas erzählen die folgende Legende.

Gott hatte die Menschen zuerst so geschaffen, daß sie nicht zu arbeiten brauchten, sie bedurften keiner Wohnstätten, keiner Kleidung, keiner Nahrung. Sie lebten alle an die hundert Jahre lang und kannten keine Krankheiten.

Als einige Zeit vergangen war, schaute Gott einmal nach, wie die Menschen lebten. Da sah er, daß sie sich ihres Lebens nicht freuten, sondern daß jeder nur um sich besorgt war, daß sie in Streit lagen miteinander und ihr Leben so gestaltet hatten, daß sie sich dessen nicht nur nicht freuten, sondern es vielmehr verfluchten.

Da sprach Gott: „Das kommt davon, daß sie so getrennt leben, jeder für sich.“ Und damit dem nicht mehr so sei, fügte Gott es jetzt so, daß die Menschen nicht mehr ohne Arbeit leben konnten. Um nicht Hunger und Kälte zu leiden, mußten sie sich Wohnstätten bauen, die Erde umgraben, Früchte und Korn ziehen und einsammeln.

„Die Arbeit wird sie einen“, dachte Gott. „Man kann doch nicht ganz allein Balken behauen und schleppen, und Häuser aufbauen, man kann auch nicht allein Werkzeuge fertigen, säen und ernten, spinnen und weben und Kleidung nähen. Sie müssen jetzt doch be-greifen – je freundschaftlicher sie bei der Arbeit zusammenhalten, desto mehr werden sie erarbeiten, desto besser wird es ihnen gehen. Das wird sie einen.“

Es verging eine Zeit – da kam Gott wieder, um nachzuschauen, wie die Menschen lebten.

Aber die Menschen lebten jetzt noch schlechter als zuvor. Sie arbeiteten zwar gemeinschaftlich – es ging eben nicht anders – aber doch nicht alle zusammen, sondern sie hatten sich in viele kleine Haufen gespalten, und jeder Haufen mühte sich, den nächsten an der Arbeit zu hindern; alle störten einander, verloren Zeit und Kraft bei diesem Kampf, und allen ging es schlecht.

Da sah Gott, daß es auch so nicht gut war, und er beschloß, es

jetzt so einzurichten, daß die Menschen ihre Todesstunde nicht mehr kannten und jeden Augenblick sterben konnten. Und er verkündete ihnen das.

„Wenn sie wissen, daß jeder von ihnen in jedem Augenblick sterben kann,“ dachte Gott, „dann werden sie nicht mehr wegen der Sorge um dieses Leben, das doch jeden Augenblick zu Ende gehen kann, einander hassen; sie werden sich nicht mehr gegenseitig die ihnen zugemessenen Lebensstunden verbittern.“

Aber es war immer noch nicht gut! Als Gott wiederkehrte, um nachzuschauen, wie die Menschen jetzt lebten, da sah er, daß das menschliche Leben nicht besser geworden war.

Die Menschen, die stärker waren als andere, benutzten den Umstand, daß die Menschen in jedem Augenblick sterben konnten, unterwarfen sich die Schwächeren, töteten einige und bedrohten die anderen mit dem Tode. So gestaltete sich das Leben jetzt derart, daß die einen, die starken und deren Erben, überhaupt nicht arbeiteten und an ihrem eigenen Müßiggang litten. Die Schwachen aber mußten über ihre Kräfte arbeiten und litten an der mangelnden Möglichkeit, sich auszuruhen. Beide Seiten aber fürchteten und haßten einander. Und das Leben der Menschen wurde immer unglücklicher.

Als Gott das sah, beschloß er, um Besserung zu erzielen, ein letztes Mittel anzuwenden. Er schickte den Menschen Krankheiten aller Arten. Gott dachte: „Wenn die Menschen Krankheiten unterworfen sind, werden sie doch begreifen, daß die Gesunden Erbarmen mit den Kranken haben und ihnen helfen müssen, damit, falls sie selbst einmal krank werden, die Gesunden auch ihnen helfen.“

Und wieder überließ Gott die Menschen sich selbst. Aber als er wiederkehrte, um nachzuschauen, wie sie jetzt lebten, seit sie Krankheiten unterworfen waren, da war das Leben der Menschen noch viel schlechter geworden.

Gerade diese Krankheiten, die nach Gottes Absicht die Menschen einen sollten, hatten sie nur noch mehr entzweit. Diejenigen, die andere durch Gewalt zwangen, für sie zu arbeiten, zwangen sie jetzt ebenso durch Gewalt, sie in Krankheitsfällen zu pflegen, und kümmerten sich selbst deshalb überhaupt nicht um die Kranken. Diejenigen aber, die mit Gewalt gezwungen wurden, für andere zu arbeiten und Kranke zu pflegen, waren so erschöpft von ihrer Arbeit, daß sie nicht einmal dazu kamen, ihre eigenen Kranken zu pfe-

gen, und sie ließen sie ohne jede Hilfe. Damit aber der Anblick der Kranken das Behagen der Reichen nicht störe, errichteten sie für die Kranken besondere Häuser, in denen die Kranken nun litten und starben, ohne daß teilnehmende Menschen sich ihrer erbarmt hätten, den Händen von Mietlingen überantwortet, welche die Kranken nicht nur ohne Mitleid, sondern sogar mit Ekel im Innern pflegten. Außerdem erklärten die Menschen den größten Teil aller Krankheiten für ansteckend, und aus Furcht sich anzustecken, kamen sie den Kranken nicht nur nicht nahe, sondern hielten sich sogar von denen fern, die mit den Kranken in Berührung standen.

Da sprach Gott: „Wenn ich auch durch dieses Mittel die Menschen nicht dazu bringen kann, zu begreifen, worin ihr Glück liegt, dann mögen sie selbst durch ihre Leiden dahin gelangen.“ Und Gott ließ die Menschen allein.

Allein geblieben, lebten die Menschen lange Zeit, ohne zu verstehen, daß sie glücklich sein konnten und auch sollten. Und erst in allerletzter Zeit begreifen allmählich einige wenige von ihnen, daß die Arbeit nicht ein Schreckmittel für die einen und ein Zwangszuchthaus für die andern sein soll, sondern daß sie eine gemeinschaftliche, freudige Angelegenheit sein muß, die alle Menschen vereint. Sie begreifen allmählich, daß angesichts des jedem Menschen stündlich drohenden Todes die einzig vernünftige Aufgabe aller Menschen darin besteht, in Eintracht und Liebe die jedem einzelnen zugemessenen Jahre, Monate, Stunden und Minuten zu erleben. Sie begreifen jetzt, daß auch Krankheiten nicht nur kein Grund zu Trennung sein dürfen, sondern im Gegenteil ein Anlaß zu liebevoller Annäherung untereinander sein sollen.

Drei Fragen

Ein Märchen

Ein Zar dachte einmal, wenn er immer die rechte Zeit wüßte, wann jede Sache anzufangen sei – wenn er auch immer wüßte, mit welchen Menschen er sich einlassen und mit welchen er sich nicht einlassen dürfe – und, hauptsächlich, wenn er immer wüßte, welche von verschiedenen Sachen gerade die allerwichtigste sei – daß ihm dann nichts mehr mißlingen könne. So dachte der Zar und ließ in seinen ganzem Reiche verkünden, daß er denjenigen reich belohnen wolle, der ihn belehrte, wie man für jede Sache immer die richtige Zeit wissen könne – wie man wissen könne, welche Menschen man heranziehen müsse – und wie man, ohne zu irren, wissen könne, welche Sache von allen Sachen gerade die wichtigste sei.

Da kamen gelehrte Männer zu dem Zaren und antworteten sehr verschieden auf seine Fragen.

Auf seine erste Frage antworteten die einen, – um die richtige Zeit für jede Sache zu wissen, müsse man zuvor einen genauen Plan, nach Tagen, Monaten, Jahren anlegen, und sich streng an das einmal Angesetzte halten. Nur auf diese Weise, meinten sie, könne jede Sache zur richtigen Zeit gemacht werden. Andere wieder sagten, man könne nicht im voraus bestimmen, welche Sache zu welcher Zeit zu machen sei, man dürfe sich eben nie durch unwichtige Nichtigkeiten ablenken lassen, müsse immer aufmerksam beobachten, was vorgehe, und dann immer das tun, was gerade nötig sei. Die dritten sagten, der Zar könne noch so aufmerksam beobachten, was vorgehe, ein einzelner Mensch könne eben unmöglich immer richtig entscheiden, zu welcher Zeit etwas gerade geschehen müsse; der Zar müsse vielmehr einen Rat von weisen Männern um sich haben, um mit diesem Rat zu entscheiden, was zu welcher Zeit zu geschehen habe. Die vierten sagten, es gäbe Dinge, die nicht soviel Aufschub duldeten, um erst noch Ratgeber zu befragen, wo vielmehr sofort entschieden werden müsse, ob es an der Zeit sei anzufangen oder nicht. Um das aber zu wissen, müsse man im voraus wissen, was einmal geschehen würde. Das aber könnten nur die Wahrsager

wissen. Deshalb müsse man also, um die richtige Zeit für jede Sache zu wissen, die Wahrsager danach befragen.

Genau so verschieden beantworteten sie auch die zweite Frage. Die einen sagten, für einen Zaren seien die wichtigsten Menschen seine Statthalter und Minister; andere meinten, die wichtigsten Leute für einen Zaren seien die Priester; die dritten behaupteten, die wichtigsten Leute seien die Ärzte; die vierten erklärten, am wichtigsten für einen Zaren seien die Krieger.

Auf die dritte Frage: welche Sache die wichtigste sei, antworteten die einen, die wichtigste Sache auf der Welt seien die Wissenschaften, andere meinten, die wichtigste Sache sei die Kriegskunst, die dritten dagegen sagten, am wichtigsten von allem sei die Verehrung der Götter.

Alle Antworten waren verschieden. Daher gab der Zar schließlich niemand recht und belohnte niemand. Um nun zuverlässigere Antworten auf seine Fragen zu bekommen, beschloß er einen Einsiedler zu befragen, von dessen Weisheit viel Rühmens gemacht wurde.

Der Einsiedler lebte im Walde, den er nie verließ, und er empfing nur ganz einfache Leute. So legte der Zar ein einfaches Gewand an, stieg, noch bevor er mit seinen Waffenträgern die Klause des Einsiedlers erreicht hatte, vom Pferde und begab sich allein zu ihm.

Als der Zar sich näherte, grub der Einsiedler vor seiner Klause gerade Beete um. Er erblickte den Zaren, begrüßte ihn, machte sich sofort wieder an seine Arbeit und grub weiter. Der Einsiedler war mager und schwach, und er seufzte schwer, wenn er seinen Spaten in die Erde stieß und kleine Erdschollen umwarf.

Der Zar trat näher zu ihm heran und sprach:

„Ich bin zu dir gekommen, weiser Einsiedler, um dich zu bitten, mir Antwort auf drei Fragen zu geben: welche Zeit muß man immer kennen und nie versäumen, um es hinterher nicht zu bereuen – welche Menschen sind die wichtigsten, mit welchen Menschen muß ich mich also mehr, mit welchen weniger abgeben – und welche Sachen sind die wichtigsten, welche Sache muß man also vor allen andern tun?“

Der Einsiedler hörte den Zaren an, antwortete aber nichts, sondern spuckte sich nur in die Hand und grub weiter.

„Du bist ja ganz abgemattet“, sagte der Zar. „Gib mir den Spaten und laß mich für dich arbeiten.“

„Ich danke dir“, sagte der Einsiedler, gab ihm den Spaten und setzte sich auf die Erde.

Der Zar grub zwei Beete um, dann hielt er inne und wiederholte seine Frage. Der Einsiedler antwortete nichts, sondern stand auf und streckte die Hand nach dem Spaten aus.

„Jetzt ruhe du aus, laß mich wieder ...“ sprach er.

Aber der Zar gab ihm den Spaten nicht und grub selbst weiter. So verging eine Stunde und noch eine. Die Sonne neigte sich schon hinter den Bäumen dem Untergange zu. Der Zar stieß den Spaten in die Erde und sprach:

„Ich bin zu dir gekommen, weiser Mann, um eine Antwort auf meine Fragen zu erhalten. Wenn du mir nicht antworten kannst, so sage so. Dann geh ich wieder nach Hause.“

„Da kommt ja jemand gelaufen“, sagte der Einsiedler. „Laß sehen, wer das ist.“

Der Zar sah sich um und sah wirklich einen bärtigen Mann eiligst aus dem Walde kommen. Der Mann hielt sich mit den Händen den Bauch, und unter seinen Händen lief Blut hervor. Bei dem Zaren angelangt, fiel der bärtige Mann zu Boden, verdrehte die Augen, rührte sich nicht mehr und stöhnte nur schwach.

Mit dem Einsiedler zusammen öffnete der Zar das Gewand des Mannes. Er hatte eine große Wunde im Bauch. Der Zar wusch sie, so gut er das verstand, und verband sie mit einem Tuch und einem Handtuch des Einsiedlers. Aber das Blut hörte nicht auf zu fließen, und der Zar nahm mehrere Male den von warmem Blut durchfeuchteten Verband wieder ab und wusch und verband die Wunde aufs neue.

Als das Blut nicht mehr floß, kam der Verwundete wieder zu sich und bat um einen Trunk. Der Zar holte frisches Wasser und gab es dem Verwundeten zu trinken.

Die Sonne war unterdessen ganz untergegangen, und es wurde recht frisch. Mit Hilfe des Einsiedlers schaffte der Zar den Verwundeten in die Klause und legte ihn aufs Bett. Als der Verwundete auf dem Bette lag, schloß er die Augen und wurde still. Der Zar aber war vom Gehen und von der Arbeit so müde geworden, daß er sich auf der Schwelle niederlegte und so fest einschlief, daß er die ganze

kurze Sommernacht durchschlief, und als er am Morgen erwachte, lange nicht verstehen konnte, wo er sich befand und wer dieser seltsame bärtige Mensch war, der auf dem Bette lag und ihn so scharf mit glänzenden Augen betrachtete.

„Verzeih mir“, sagte der bärtige Mensch mit schwacher Stimme, als er sah, daß der Zar wach war und ihn forschend anschaute.

„Ich kenne dich nicht und habe dir nichts zu verzeihen“, sagte der Zar.

„Du kennst mich nicht, aber ich kenne dich. Ich bin ein Feind von dir, ich habe dir Rache geschworen, weil du meinen Bruder töten ließest und mir mein Vermögen nahmst. Ich wußte, daß du allein zu dem Einsiedler gegangen warst und beschloß dich auf dem Rückwege zu töten. Aber ein ganzer Tag verging und du kamst immer noch nicht. Da verließ ich meinen Hinterhalt, um festzustellen wo du seiest und stieß auf deine Waffenträger. Sie erkannten mich und verwundeten mich. Ich aber entkam ihnen. Aber ich wäre an Verblutung gestorben, wenn du nicht meine Wunde verbunden hättest. Ich wollte dich töten, aber du hast mein Leben gerettet. Sollte ich am Leben bleiben und so du willst, will ich dir jetzt dienen als dein getreuester Knecht, und dasselbe werde ich auch meinen Söhnen anbefehlen. Verzeih mir!“

Der Zar freute sich sehr, daß es ihm so leicht gelungen war, sich mit seinem Feinde zu versöhnen, und er verzieh ihm nicht nur, sondern versprach sogar, ihm sein Vermögen wiederzugeben, und versprach außerdem, ihm Diener und einen Arzt zu schicken.

Der Zar verabschiedete sich von dem Verwundeten und trat hinaus vor die Tür, mit den Augen den Einsiedler suchend. Bevor er ihn verließ wollte er noch ein letztes Mal um Antwort auf seine Fragen bitten. Der Einsiedler war draußen vor der Hütte, er lag auf den Knien bei den gestern umgegrabenen Beeten und säte Gemüsepflanzen.

Der Zar trat zu ihm und sprach:

„Zum letztenmal, weiser Mann, bitte ich dich, mir auf meine Fragen zu antworten.“

„Du hast ja deine Antwort bereits erhalten“, sagte der Einsiedler, ließ seinen Körper auf seine mageren Waden sinken und schaute den vor ihm stehenden Zaren von unten her an.

„Wieso sind sie beantwortet?“ fragte der Zar.

„Aber gewiß doch!“ sagte der Einsiedler. „Wenn du gestern nicht Erbarmen mit meiner Kraftlosigkeit gehabt, mir nicht diese Beete umgegraben hättest, sondern allein heimgegangen wärest, dann hätte dich dieser Bursche im Walde überfallen und du hättest es wohl bereut, nicht bei mir geblieben zu sein. Die richtige Zeit war es also, als du die Beete umgrubst, und ich war der wichtigste Mensch – und die allerwichtigste Sache war, mir Gutes zu erweisen. Aber dann, als jener Mensch gelaufen kam, war die richtige Zeit, als du ihm beistandest; denn wenn du nicht seine Wunde verbunden hättest, so wäre er gestorben, ohne sich mit dir versöhnt zu haben. Also war er der wichtigste Mensch, und das, was du für ihn tatest, war die allerwichtigste Sache. So denke also immer daran, daß es nur eine allerwichtigste Zeit gibt, nämlich: sofort! – das ist die wichtigste Zeit, weil wir nur sofort noch über uns verfügen können – der wichtigste Mensch aber ist immer der, den man gerade getroffen hat, weil niemand wissen kann, ob er überhaupt noch mit einem andern Menschen zu tun haben wird – und die allerwichtigste Sache ist: Gutes zu tun, weil nur dafür der Mensch in das Leben gesandt ist.“

1905

Kornej Wasiljew

1. |

Kornej Wasiljew war vierundfünfzig Jahre alt, als er zum letztenmal in sein Dorf kam. In seinen dichten krausen Haaren war noch kein graues Fädchen, und nur in dem schwarzen Bart an den Kinnbacken schimmerte es leicht grau. Sein Gesicht war glatt, rötlich, der Nacken breit und kräftig, und über seinen ganzen starken Körper hatte sich bei dem satten Stadtleben eine Fettschicht abgelagert.

Er hatte vor zwanzig Jahren seiner Militärpflicht genügt und hatte Geld in den Händen, als er entlassen wurde. Zuerst hatte er einen Laden aufgemacht; er gab ihn aber später wieder auf und handelte dann mit Vieh. Er fuhr immer nach Tscherkasy nach „Ware“, das heißt, nach Vieh, und trieb es dann nach Moskau. In dem Dorfe Gai, in seinem steinernen, blechgedeckten Hause lebte seine alte Mutter, seine Frau mit zwei Kindern – einem Mädchen und einem Jungen – ferner ein verwaister Neffe, ein stummer fünfzehnjähriger Bursche, und ein Knecht. Kornej war zum zweitenmal verheiratet. Seine erste Frau war eine schwache, kranke Person gewesen und war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Er hatte dann als schon nicht mehr ganz junger Witwer ein gesundes, schönes Mädchen geheiratet, die Tochter einer armen Witwe aus dem Nachbardorfe. Die Kinder waren von der zweiten Frau.

Kornej hatte seine letzte „Ware“ in Moskau so gut verkauft, daß er jetzt etwa dreitausend Rubel besaß. Von einem Landsmann hatte er gehört, daß nicht weit von seinem Dorfe bei einem ruinierten Gutsbesitzer vorteilhaft ein Wald zu kaufen sei, und er hatte beschlossen, sich auch mit Holzhandel zu befassen. Er verstand dieses Geschäft, denn er hatte noch vor seiner Militärzeit einmal eine Stelle bei einem Holzhändler im Walde gehabt.

Auf der Eisenbahnstation, von der der Weg nach Gai abzweigte, fand Kornej einen Landsmann: den einäugigen Kusma aus Gai. Kusma fuhr zu jedem Zuge mit seinen zwei schlechten, zottigen Pferdchen zur Bahn, um vielleicht Fahrgäste zu bekommen. Kusma war arm und haßte deshalb alle Reichen, ganz besonders war ihm aber Kornej zuwider, den er Korniuschka nannte.

Kornej trat in warmer Jacke und Pelzmantel, sein Kofferchen in der Hand, auf die Vortreppe der Station, drückte den Bauch heraus, blieb stehen, fauchte und sah sich um. Es war ein stiller, trüber Morgen mit leichtem Frost.

„Nun, hast du noch keinen Fahrgast, Onkel Kusma?“ fragte er.
„Willst du mich fahren, was?“

„Gern! Gib ein Rubelchen, dann fahre ich dich.“

„Nu, sieben Zehner sind wohl auch genug?“

„Einen Bauch hast du dir angefressen und willst einen armen Schlucker um dreißig Kopeken prellen!“

„Nun, also schön! Los! Meinethalben“, sagte Kornej. Dann hob er seinen Koffer und sein Bündel in den kleinen Schlitten und machte sich auf dem Sitz so recht breit.

Kusma blieb auf dem Bock sitzen.

„Also gut! Fahr zu!“

Sie kamen glücklich aus den Schneelöchern vor der Station heraus und auf die glatte Landstraße.

„Nun, wie geht's denn – bei euch, nicht bei uns, nein bei euch – im Dorfe?“ fragte Kornej.

„Wenig Gutes gibt's.“

„Wieso denn? Lebt meine Alte noch?“

„Deine Alte lebt schon noch. Neulich war sie in der Kirche. Ja wohl, deine Alte lebt noch. Auch deine junge Hausfrau lebt noch. Die hat ja auch nichts auszustehen. Einen neuen Knecht hat sie genommen.“

Dabei lachte Kusma eigentümlich – wenigstens kam es Kornej so vor.

„Wieso einen neuen Knecht? Was ist denn mit Piotra los?“

„Piotr ist krank. Sie hat Jewstignej Belyj aus Kamenka genommen“, sagte Kusma. „Aus ihrem Heimatdorfe also.“

„So, so“, sagte Kornej.

Schon damals, als Kornej noch um Marfa freite, hatten die Weiber so allerhand über diesen Jewstignej gemunkelt.

„Ja, ja, Kornej Wasiljewitsch“, sagte Kusma. „Die Weiber erlauben sich heutzutage so allerhand.“

„Das stimmt schon“, entgegnete Kornej. „Aber dein Grauer ist mächtig alt geworden“, fügte er hinzu, um diesem Gespräch ein Ende zu machen.

„Ich bin ja auch nicht mehr jung. Er paßt eben zu mir ...“ antwortete Kusma auf Kornejs Worte und zog seinem zottigen, krummbeinigen Wallach eins über.

Auf halbem Wege war eine Herberge. Kornej ließ halten und trat ins Haus. Kusma lenkte seinen Gaul an eine leere Krippe heran, ordnete das Geschirr und sah nicht nach Kornej hin, in der Hoffnung, daß dieser ihn zu einem Gläschen einladen werde.

„Komm herein, Onkel Kusma, was“, sagte Kornej, auf die Vortreppe tretend. „Wir wollen ein Gläschen trinken.“

„Nun, warum nicht“, antwortete Kusma und tat so, als hätte er es gar nicht eilig.

Kornej ließ eine Flasche bringen und schenkte Kusma ein. Auf Kusma, der seit frühem Morgen noch nichts gegessen hatte, wirkte der Branntwein sofort. Und in diesem leichten Rausch rückte er näher an Kusma heran und erzählte ihm flüsternd, was man im Dorfe alles redete. Man redete aber darüber, daß Marfa, Kornejs Frau, ihren früheren Geliebten als Knecht angenommen habe, und es wieder mit ihm halte.

„Was geht's mich schließlich an? Aber du tust mir leid“, sagte der leicht trunkene Kusma. „Aber es ist nicht schön. Die Leute lachen schon darüber. Sie muß sich wohl gar nicht vor der Sünde fürchten. ‚Warte nur, du‘, habe ich zu ihr gesagt. ‚Warte die Zeit ab, mal kommt dein Mann heim.‘ Ja, ja, Bruder Kornej Wasiljewitsch!“

Kornej hörte schweigend an, was Kusma schwatzte, und seine dichten Brauen senkten sich immer tiefer und tiefer über die glänzenden, kohlschwarzen Augen.

„Wie ist es, mußt du noch tränken?“ fragte er nur, als die Flasche leer war. „Wenn nicht, dann wollen wir weiterfahren.“

Er bezahlte beim Wirt und ging auf die Straße hinaus.

In der Dämmerung langte er zu Hause an. Als erster Mensch trat ihm gerade jener Jewstignej Belyj entgegen, an den er den ganzen Weg über hatte denken müssen. Kornej tauschte einen Gruß mit ihm. Er blickte in das hagere, weiße Gesicht des sehr geschäftigen Jewstignej und schüttelte nur bedenklich den Kopf. „Er hat sicher gelogen, der alte Köter!“ sagte er zu sich, an Kusmas Erzählung denkend. „Aber wer kennt die Weiber. Nun, ich werde es schon herausbringen.“

Kusma stand neben seinem Pferde und zwinkerte mit seinem einen Auge nach Jewstignej hinüber.

„Du bist also jetzt hier bei uns?“ fragte Kornej.

„Nun ja, irgendwo muß man doch arbeiten“, antwortete Jewstignej.

„Ist die Stube geheizt?“

„Aber natürlich. Matwewna ist doch da“, erwiderte Jewstignej.

Kornej ging die Vortreppe hinan. Als Marfa Stimmen hörte, trat sie in den Flur hinaus. Beim Anblick ihres Mannes wurde sie feuerrot und begrüßte ihn eilig und ganz besonders freundlich:

„Ich und die Mutter, wir haben schon beinah aufgehört zu warten“, sagte sie und trat hinter Kornej in die Stube.

„Nun, also wie geht's euch so ohne mich?“

„Wir leben immer noch so wie früher“, sagte sie, nahm die zweijährige Tochter, die sie am Rock zupfte und um Milch bettelte, auf den Arm und ging mit großen festen Schritten in den Flur hinaus.

Kornejs Mutter, die ebenso schwarze Augen hatte wie der Sohn, trat, schwere Filzstiefel an den Füßen, in die Stube.

„Hab' Dank, daß du gekommen bist, uns mal zu besuchen“, sagte sie und schüttelte ihren immer wackelnden Kopf.

Kornej erzählte der Mutter, weshalb er gekommen sei. Dann fiel ihm Kusma wieder ein, und er ging hinaus, um ihm Geld zu geben. Kaum hatte er die Tür nach dem Flur geöffnet, da sah er, gerade vor sich, an der Hoftür Marfa und Jewstignej nahe beieinanderstehen. Sie sagte etwas zu ihm. Als Jewstignej Kornej bemerkte, huschte er auf den Hof hinaus. Marfa trat zum Samowar und rückte das summende Rohr auf ihm zurecht.

Kornej ging stumm an ihrem gebückten Rücken vorbei, holte sein Bündel und rief Kusma zum Tee in die große Stube. Noch vor dem Tee überreichte Kornej seinen Hausgenossen die aus Moskau mitgebrachten Geschenke: die Mutter bekam ein wollenes Tuch, Fedka ein Bilderbuch, der stumme Neffe eine Weste, und die Frau Kattun zu einem Kleide.

Beim Tee saß Kusma finster schweigend da, nur hin und wieder lachte er gezwungen, wenn er den Stummen ansah, der alle durch seine Freude belustigte. Er konnte sich gar nicht genug über seine Weste freuen. Er legte sie zusammen, nahm sie wieder auseinander, zog sie an und küßte seine Hand, sah Kornej dabei an und lächelte.

Nach dem Tee und Abendessen ging Kornej sofort in die andere Stube, wo er mit Marfa und seiner kleinen Tochter schlief. Marfa war noch in der großen Stube und räumte das Geschirr ab. Kornej saß allein am Tisch, hatte den Ellbogen aufgestützt und wartete. Die Wut gegen seine Frau packte ihn immer schlimmer und schlimmer. Er nahm das Rechenbrett von der Wand, zog sein Notizbuch aus der Tasche und fing an zu rechnen, um sich dadurch etwas abzulenken. Er rechnete vor sich hin, sah aber immer wieder nach der Tür und horchte auf die Stimmen im großen Zimmer.

Ein paarmal schon hatte er die Tür aufgehen und jemand in den Flur hinausgehen hören, aber sie kam immer noch nicht. Endlich vernahm er ihre Schritte, die Tür ging mit einem Ruck auf, und sie trat ein, rotbäckig und schön, mit einem roten Kopftuch, das kleine Mädchen auf dem Arm.

„Du bist gewiß müde von deiner Reise?“ sagte sie lächelnd, als bemerkte sie sein finsternes Gesicht gar nicht.

Kornej warf ihr einen Blick zu, antwortete nichts und rechnete weiter, obwohl er eigentlich nichts mehr zu rechnen hatte.

„Es ist auch nicht mehr früh“, sagte sie, setzte das Kind nieder und ging hinter den Verschlag.

Er hörte, wie sie das Bett zurecht machte und das Kind schlafen legte.

„Die Leute lachen schon darüber!“ Er mußte an Kusmas Worte denken. „Warte nur“, dachte er, mühsam Atem holend, stand langsam auf, steckte seinen Bleistift in die Westentasche, hing das Rechenbrett an den Nagel und trat zu der Tür des Verschlages. Sie stand da, das Gesicht den Heiligenbildern zugewendet und betete. Er blieb stehen und wartete. Sie bekreuzte sich lange, verneigte sich und flüsterte ihre Gebete. Es kam ihm so vor, als habe sie schon längst alle Gebete hergesagt und wiederhole sie absichtlich ein paarmal. Aber jetzt machte sie eine Verneigung bis zur Erde, richtete sich wieder auf, flüsterte noch ein paar Gebetsworte vor sich hin und wandte ihm dann ihr Gesicht zu.

„Agaschka schläft schon“, sagte sie, auf die Kleine deutend und setzte sich lächelnd auf das knarrende Bett.

„Ist der Jewstignej eigentlich schon lange hier?“ fragte Kornej und trat durch die Tür.

Mit einer ruhigen Bewegung warf sie sich eine dicke Flechte über

die Schulter auf die Brust und löste sie mit flinken Fingern. Sie sah ihm gerade ins Gesicht und ihre Augen lachten.

„Jewstignej? Weiß ich ... zwei oder drei Wochen.“

„Du tust es mit ihm?“ fragte Kornej.

Sie ließ die Flechte aus den Händen, nahm ihre harten, dichten Haare aber sofort wieder auf und flocht weiter.

„Was sich die Leute alles ausdenken! Ich und Jewstignej ...“ sagte sie und sprach das Wort Jewstignej besonders volltönend aus.

„Was die Leute sich so ausdenken! Wer hat dir denn das erzählt?“

„Sprich! Ist es wahr oder nicht?“ sagte Kornej und ballte in den Taschen seine mächtigen Fäuste.

„Rede doch kein dummes Zeug! Soll ich dir die Stiefel ausziehen?“

„Hörst du nicht, daß ich dich was frage?“ sagte er wieder.

„Das ist auch gerade der Rechte! Was soll ich denn an dem Jewstignej finden?“ sagte sie. „Wer in aller Welt kann dir das nur vorgeredet haben?“

„Was hattest du vorhin im Flur mit ihm zu sprechen?“

„Was ich mit ihm zu sprechen hatte? Ich habe ihm gesagt, er soll einen neuen Reifen an die Tonne machen.“

„Ich verlange jetzt, daß du mir die Wahrheit sagst. Ich schlage dich tot, du gemeines Aas!“

Er packte sie am Zopfe.

Sie riß ihm den Zopf aus den Händen; ihr Gesicht verzog sich dabei vor Schmerz. „Nur dazu bist du gut ... zum Prügeln. Was habe ich Gutes von dir gesehen? Bei solch einem Leben könnte man wirklich wer weiß was tun ...“

„Was könntest du tun?“ fragte er und drang auf sie ein.

„Warum hast du mir den halben Zopf ausgerissen? Da sieh! Strähnenweise geht es aus! Was willst du denn eigentlich von mir? Wirklich, wenn ...“

Sie sprach nicht zu Ende. Er packte sie am Arm, zerrte sie vom Bett hoch und schlug sie auf den Kopf, auf die Hüften, auf die Brust. Je mehr er schlug, desto grimmiger wurde seine Wut. Sie schrie, versuchte sich zu wehren, wollte fliehen, aber er ließ sie nicht los. Die Kleine wurde wach und stürzte zur Mutter.

„Mamka!“ brüllte sie.

Kornej packte die Kleine am Arm, riß sie von der Mutter los und

schleuderte sie wie eine junge Katze in den Winkel. Die Kleine kreischte laut auf, dann blieb sie ein paar Sekunden still.

„Du Mörder! Du hast das Kind umgebracht“, schrie Marfa und wollte aufstehen und zu der Kleinen gehen.

Aber er hatte sie schon wieder gepackt und gab ihr einen Schlag gegen die Brust, daß sie lang hinfiel und auch nicht mehr schrie. Nur das Kind schrie jetzt verzweifelt, ohne Atem zu holen.

Dann kam die Alte, ohne Kopftuch, mit zerzausten grauen Haaren, mit dem Kopfe wackelnd, schwankend in die Kammer, sah weder Kornej noch Marfa an, trat zu der verzweifelt brüllenden Enkelin und hob sie auf.

Kornej stand da, schwer atmend, und schaute sich um, als wäre er eben aus dem Schlafe erwacht und verstünde nicht, wo er war und was mit ihm vorging.

Marfa hob den Kopf und wischte stöhnend ihr blutiges Gesicht mit dem Hemdzipfel ab.

„Du Bösewicht, du Widerwärtiger“, schrie sie. „Ja, ich tue es mit Jewstignej und hab's schon früher getan. Schlag mich doch tot! Und Agaschka ist gar nicht deine Tochter! Von ihm habe ich sie“, stieß sie rasch heraus und deckte ihr Gesicht mit dem Ellbogen, einen Schlag erwartend.

Aber Kornej schien nichts zu verstehen, er schnaufte nur und sah sich um.

„Sieh, was du mit dem Kind gemacht hast: den Arm hast du ihr ausgerissen“, sagte die Alte und zeigte ihm den ausgerenkten, schlapp niederhängenden Arm des unaufhörlich schreienden Kindes. Kornej drehte sich um und ging schweigend hinaus in den Flur und auf die Vortreppe.

Draußen war immer noch trübes Frostwetter. Reifflocken fielen ihm auf die glühenden Backen und die Stirn. Er setzte sich auf eine Stufe und aß Händevoll Schnee, den er vom Geländer nahm. Drinnen hörte er Marfa stöhnen und die Kleine jämmerlich weinen. Dann ging die Tür zum Flur auf, und er hörte, wie seine Mutter mit der Kleinen aus der Stube kam und durch den Flur in das große Zimmer ging. Da stand er auf und ging in die Stube. Eine niedriggeschraubte Lampe leuchtete schwach auf dem Tische. Hinter dem Verschlag hörte er Marfas Gestöhn, das stärker wurde, als er eintrat. Er kleidete sich schweigend an, holte seinen Koffer unter der Bank

hervor, packte seine Sachen ein und band ihn mit einem Strick zu. „Warum hast du mich umgebracht? Wofür das? Was habe ich dir getan?“ fragte Marfa mit kläglicher Stimme. Kornej antwortete nicht, nahm seinen Koffer auf und trug ihn zur Tür. „Du Verbrecher! Du Räuber! Warte nur! Es gibt schon noch Richter für dich“, rief sie wütend, mit ganz veränderter Stimme.

Kornej antwortete nicht, stieß die Tür mit dem Fuß auf und schlug sie so laut hinter sich zu, daß die Wände zitterten.

Dann trat Kornej in das große Zimmer, weckte den Stummen und befahl ihm, das Pferd anzuspannen. Der Stumme erwachte nicht gleich richtig, blickte den Onkel fragend, verwundert an und kratzte sich mit beiden Händen den Kopf. Als er endlich verstanden hatte, was man von ihm verlangte, sprang er auf, zog seine Filzstiefel und die zerrissene Pelzjacke an, nahm die Laterne und ging auf den Hof.

Es war schon ganz hell, als Kornej mit dem Stummen in einem kleinen Schlitten zum Tore hinaus fuhr und dann wieder denselben Weg nahm, den er am Abend zuvor mit Kusma gekommen war.

Fünf Minuten vor Abgang des Zuges kam er auf der Station an. Der Stumme sah, wie er seine Fahrkarte löste, wie er seinen Koffer nahm, einstieg, ihm noch zunickte und wie der Zug dann den Blicken entschwand.

Marfa hatte Schlagwunden im Gesicht und grobe Verletzungen am Schädel, außerdem waren ihr zwei Rippen gebrochen. Aber die kräftige, gesunde junge Frau erholte sich in einem halben Jahr soweit, daß keine Spuren von den Schlägen blieben. Das kleine Mädchen aber blieb für ihr ganzes Leben ein halber Krüppel ... Ihr Arm war an zwei Stellen gebrochen und er blieb lahm.

Von Kornej aber hörte kein Mensch mehr etwas, seit er fortgegangen war. Man wußte nicht, ob er noch lebte oder ob er schon tot war.

2. I

Siebzehn Jahre waren vergangen. Es war schon spät im Herbst. Die Sonne stand bereits tief und in der vierten Nachmittagsstunde dämmerte es schon. Die Herde von Andrejewka kehrte ins Dorf heim. Der Hirt hatte seine Zeit abgedient und war noch vor den Fasten

gegangen, so daß die Weiber und Kinder der Reihe nach das Vieh austrieben.

Die Herde war gerade von einem Haferstoppfeld auf die schmutzige, durch fette Erde führende, überall mit Hufspuren bedeckte, von Wagengleisen durchwühlte dunkle Landstraße getreten und näherte sich unter unaufhörlichem Gebrüll und Geblök dem Dorfe. Vor der Herde schritt auf der Straße ein hochgewachsener alter Mann daher, mit grauem Bart und krausen grauen Haaren – nur seine dichten Brauen waren noch schwarz – in einem von der Nässe dunkelgefärbten, geflickten Rock, mit einer großen Mütze auf dem Kopf und einem Ledersack auf dem gebogenen Rücken. Nur mühsam arbeitete er sich in seinen nassen, ausgetretenen, derben kleinrussischen Stiefeln durch den Schmutz und stützte sich bei jedem zweiten Schritt auf seinen eichenen Krückstock. Als ihn die Herde einholte, machte er, auf seinen Krückstock gelehnt, halt. Die Herde wurde von einer jungen Frau in hochgeschürztem Rock und Männerstiefeln eingetrieben, die sich bis über den Kopf in eine Matte gehüllt hatte; sie lief mit flinken Schritten bald auf diese, bald auf jene Seite der Straße und jagte die zurückbleibenden Schafe und Schweine vorwärts. Als sie bei dem alten Mann vorbei kam, machte sie halt und betrachtete ihn.

„Guten Tag, Großvater“, sagte sie mit helltönender, sanfter junger Stimme.

„Guten Tag, liebe Frau“, antwortete der Alte.

„Suchst du ein Nachtlager, was?“

„Aber gewiß doch. Ich bin todmüde“, krächzte der Alte heiser.

„Weißt du, Großvater, geh nicht erst zum Polizisten“, sagte die junge Frau freundlich. „Komm einfach zu uns – gleich das dritte Haus. Meine Schwiegermutter nimmt Wanderer auf.“

„Das dritte Haus? Das ist also Sinowejews Haus?“ fragte der Alte und bewegte bedeutsam die Brauen.

„Kennst du es etwa?“

„Ich war schon mal da.“

„Was reißt du das Maul auf, Fediuschka? Das Lahme ist ganz hinten geblieben“, schrie jetzt die junge Frau und deutete auf ein der Herde nachhumpelndes dreibeiniges Schaf. Dann schwenkte sie in der rechten Hand ihre Rute und nahm mit einer sonderbaren Bewegung des lahmen linken Arms die Matte auf dem Kopfe von unten

her zusammen und eilte zu dem zurückgebliebenen lahmen schwarzen Schaf.

Der alte Mann war Kornej, die junge Frau aber war dieselbe Agaschka, der er vor siebzehn Jahren den Arm ausgerenkt hatte. Sie hatte nach Andrejewka, vier Werst von Gai, in eine reiche Familie geheiratet.

*

Kornej Wasiljew war aus einem starken, reichen, stolzen Manne das geworden, was er jetzt darstellte: ein alter Bettler, der nichts besaß außer der vertragenen Kleidung auf seinem Leibe, seinem Militärpaß und zwei Hemden im Sack zum Wechseln. Diese ganze Veränderung war so allmählich gekommen, daß er nicht hätte sagen können, wann sie angefangen hatte und wann sie fertig gewesen war. Das einzige, was er wußte, wovon er fest überzeugt war, war, daß alle Schuld an seinem Unglück nur sein böses Weib trug. Es war ihm immer seltsam und schmerzlich, daran zu denken, was er früher einmal gewesen war, und wenn er daran dachte, erinnerte er sich voller Haß der Frau, die er für die Ursache all des Bösen hielt, das ihm in diesen siebzehn Jahren widerfahren war.

In jener Nacht, als er seine Frau mißhandelt hatte, war er zu dem Gutsbesitzer gefahren, der den Wald verkaufen wollte. Er bekam ihn aber nicht: der Wald war schon verkauft. Er kehrte dann nach Moskau zurück und ergab sich dort dem Trunk. Er hatte zwar früher auch schon getrunken, aber diesmal soff er zwei Wochen lang, ohne aufzuhören. Als er dann wieder bei sich war, reiste er nach dem Süden, um Vieh einzukaufen. Er machte einen schlechten Kauf und hatte Verluste. Dann fuhr er zum zweitenmal hin. Auch der zweite Kauf war unvorteilhaft. Und ein Jahr später waren ihm von seinen dreitausend Rubeln nur noch fünfundzwanzig geblieben, und er mußte sich eine Anstellung suchen. Er hatte zwar auch früher schon getrunken, jetzt aber ergab er sich dem Trunk immer häufiger und häufiger.

Zuerst war er ein Jahr lang bei einem Viehhändler angestellt. Aber einmal fing er unterwegs an zu trinken; da jagte ihn der Händler fort. Dann bekam er durch Bekannte eine Stelle als Branntweinverkäufer, aber auch hier hielt er es nicht lange aus. Er ließ sich

Unregelmäßigkeiten in seinen Abrechnungen zuschulden kommen, und man kündigte ihm. Nach Hause zu fahren schämte er sich; auch hielt ihn sein Grimm ab. „Sie werden schon ohne mich durchkommen. Wer weiß, vielleicht ist der Junge auch nicht von mir!“ dachte er.

Es ging ihm immer schlechter und schlechter. Ohne Branntwein konnte er nicht mehr leben. Er suchte schon nicht mehr eine Stellung als Geschäftsgehilfe, sondern einfach als Viehtreiber. Schließlich nahm man ihn aber auch zu dieser Tätigkeit nicht mehr.

Je schlechter es ihm ging, desto bitterer klagte er „sie“ an, und desto größer wurde seine Wut gegen sie.

Zuletzt hatte sich Kornej als Viehtreiber bei einem unbekanntem Händler vermietet. Das Vieh wurde krank. Kornej war nicht schuld daran, aber der Händler wurde zornig und kündigte seinem Geschäftsgehilfen und Kornej. Er konnte jetzt keine Anstellung mehr finden, und so entschloß er sich, pilgern zu gehen. Er machte sich Stiefel, einen guten Reisesack, nahm Tee und Zucker und acht Rubel bares Geld mit und pilgerte nach Kijew. In Kijew gefiel es ihm nicht, und er wanderte weiter nach dem Kaukasus, nach dem „Neuen Athos“. Aber noch bevor er dort angelangt war, befiel ihn das Fieber. Er wurde plötzlich sehr schwach. An Geld besaß er nur noch einen Rubel und siebzig Kopeken, Bekannte hatte er überhaupt nicht, und so entschloß er sich nach Hause zu seinem Sohne zu wandern. „Vielleicht ist sie jetzt tot, das böse Weib?“ dachte er. „Wenn sie aber noch lebt, dann will ich ihr wenigstens vor meinem Tode noch alles sagen, damit sie weiß, das Aas, was sie aus mir gemacht hat“, dachte er und wanderte der Heimat zu.

Das Fieber schüttelte ihn jeden zweiten Tag. Er wurde immer schwächer und schwächer, so daß er schon nicht mehr als zehn bis fünfzehn Werst am Tage machen konnte. Er hatte noch zweihundert Werst vor sich bis nach Hause, als sein Geld ausging, und nun mußte er unterwegs um Almosen betteln und sich sein Nachtquartier vom Dorfpolizisten anweisen lassen. „Freue dich, wie weit du mich gebracht hast“, sprach er zu sich, an seine Frau denkend, und nach alter Gewohnheit ballten sich seine alten schwachen Hände zu Fäusten. Aber es war niemand da, den er hätte schlagen können, und er hatte auch keine Kraft mehr in den Fäusten.

Zwei Wochen brauchte er für die letzten zweihundert Werst.

Ganz siech und schwach kam er schließlich bis zu jener Stelle, vier Werst von seinem Heimdorf, wo er, ohne sie zu erkennen und ohne von ihr erkannt zu werden, gerade Agaschka traf, die als seine Tochter galt, es aber nicht war – der er den Arm ausgerenkt hatte.

3.1

Er tat, wie Agafja ihn geheißen hatte. Als er Sinowejews Gehöft erreicht hatte, bat er dort um ein Nachtlager. Man ließ ihn ein.

Er trat in die Hütte, bekreuzte sich, wie er es immer tat, vor den Heiligenbildern und begrüßte die Wirtsleute.

„Du bist wohl recht erfroren, Großvater? Komm nur rasch auf den Ofen“, sagte die runzlige, lustige alte Hausfrau, die gerade den Tisch abräumte.

Agafjas Mann, ein noch junger Bauer, saß auf der Bank am Tisch und machte die Lampe zurecht.

„Bist du aber naß, Großvater“, sagte er. „Aber was soll man da machen! Trockne dich nur!“

Kornej legte sein Obergewand ab, zog die Stiefel aus, hing die Fußlappen vor dem Ofen auf und kletterte auf den Ofen.

Dann kam auch Agafja mit einem Krug in die Stube. Sie hatte die Herde bereits eingetrieben und ihr Vieh besorgt.

„Ist nicht ein alter Pilger gekommen?“ fragte sie. „Ich habe ihm gesagt, er solle zu uns gehen.“

„Da ist er ja“, sagte der Bauer und deutete auf den Ofen, wo Kornej saß und sich die haarigen, knöchigen Beine rieb.

Zum Tee luden die Wirtsleute auch Kornej ein. Er kletterte herunter und setzte sich ans Ende der Bank. Man reichte ihm eine Tasse und ein Stück Zucker.

Das Gespräch drehte sich um das Wetter und die Ernte.

„Es ist schwer diesmal mit dem Korn. Bei den Gutsbesitzern keimt es schon in den Schobern auf dem Felde. Jedesmal, wenn man anfängt einzufahren, kommt wieder Regen. Die Bauern haben das ihre schon drin. Aber bei den Herren fault es nun um nichts und wieder nichts. Und Mäuse sind in den Garben – schrecklich!“

Kornej erzählte, er habe unterwegs ein ganzes Feld voller Schobern gesehen.

Die junge Frau goß ihm schon die fünfte Tasse von dem gelben, dünnen Tee ein und reichte sie ihm herüber.

„Nimm nur! Trink, Großvater, wohl bekomm'!“ sagte sie, als er dankend ablehnen wollte.

„Was ist eigentlich mit deinem Arm?“ fragte er sie, nahm behutsam die volle Tasse entgegen und bewegte die Augenbrauen.

„Der ist ihr schon in früher Kindheit gebrochen worden. Der eigene Vater hat unsere Agaschka totschiagen wollen“, berichtete die redselige alte Schwiegermutter.

„Wieso denn das?“ fragte Kornej. Als er dann der jungen Frau ins Gesicht blickte, fiel ihm plötzlich Jewstignej Belyj ein und dessen blaue Augen, und die Hand mit der Tasse bebte so, daß er die Hälfte von seinem Tee verschüttete, bevor er ihn bis zum Tisch gebracht hatte.

„Ja, bei uns in Gai war mal so ein Mensch, der war eben ihr Vater. Kornej Wasiljewitsch hieß er. Und so reich war der! Überheben tat er sich sehr gegen seine Frau. Und schrecklich verhaun hat er sie und dem Kind Schaden zugefügt für das ganze Leben!“

Kornej schwieg und schaute unter seinen sich beständig bewegendenden schwarzen Augenbrauen hervor bald den Bauern, bald Agaschka an.

„Wofür aber nur?“ fragte er und biß von seinem Zucker ab.

„Wer will die Menschen kennen? Über uns Frauensleute tratscht ein jeder, und wir müssen es auskosten!“ sagte die Alte. „Wegen eines Knechtes hat es da bei ihnen etwas gegeben. Ein feiner Kerl war der Knecht, aus unserm Dorf. Er ist dann auch bei ihnen im Hause gestorben.“

„Gestorben?“ fragte Kornej zurück und räusperte sich.

„Ja, er ist schon längst gestorben. Von denen also haben wir uns unsere Schwiegertochter geholt. Die haben gut gelebt! Die ersten Leute im Dorfe waren sie, solange der Bauer noch am Leben war.“

„Und was ist mit ihm?“ fragte Kornej.

„Er muß doch wohl auch gestorben sein. Seit der Geschichte ist er verschwunden. So fünfzehn Jahre mag es schon her sein.“

„Wohl noch mehr. Meine Mamuschka hat mir immer erzählt, sie hätte mich damals gerade erst entwöhnt.“

„Nun, und trägst du ihm keinen Groll nach, daß er dir den Arm ...“ fing Kornej an, brach aber plötzlich in Schluchzen aus.

„Es war doch kein Fremder! Es war doch mein Vater ... Nun, wie ist's, trinkst du noch ein Täßchen, gegen die Kälte? Soll ich eingießen, wie?“

Kornej antwortete nicht, er schluchzte laut.

„Was ist dir denn?“

„Nichts, laß nur. Christus behüte dich.“

Und Kornej faßte mit bebenden Händen den Pfosten, hielt sich am Schlafboden, und kletterte mit seinen langen, mageren Beinen auf den Ofen.

„Sieh mal an“, sagte die Alte zu ihrem Sohne und zwinkerte nach dem Alten hin.

4. I

Am nächsten Morgen stand Kornej früher auf als alle anderen. Er kletterte vom Ofen herab, machte die ausgetrockneten Fußlappen wieder geschmeidig, zog mit Mühe die hartgewordenen Stiefel an und warf seinen Sack über.

„Aber, Großvater, du mußt doch erst frühstücken“, sagte die Alte.

„Behüt' euch Gott. Ich möchte gehen.“

„Dann nimm doch wenigstens von unserm Fladen von gestern etwas mit. Ich tue es dir in den Sack.“

Kornej dankte und verabschiedete sich.

„Besuch' uns auf dem Rückweg, wenn wir noch leben ...“

Draußen herrschte ein schwerer Herbstnebel, der alles verhüllte. Aber Kornej kannte den Weg sehr gut, er kannte jedes Auf und Ab und jeden Busch und alle Weiden rechts und links der Straße, wenn auch in den siebzehn Jahren manche geschlagen waren, an Stelle alter jetzt junge wuchsen und anderswo aus jungen alte geworden waren.

Das Dorf Gal sah noch genau so aus. Nur am Rande des Dorfes standen neue Häuser, die vordem nicht dagewesen waren.

Aus den Holzhäusern waren Steinhäuser geworden. Sein eigenes Steinhaus war noch genau so wie früher, nur älter war es geworden. Das Dach war schon lange nicht mehr gestrichen, an einer Ecke fehlten ein paar Ziegelsteine, und die Vortreppe war schief.

Als er sich seinem früheren Hause näherte, kam aus dem knar-

renden Tor gerade eine Stute mit einem Füllen, ein alter scheckiger Wallach und ein Dreijähriger. Der alte Schecke sah ganz genau so aus, wie die Stute, die Kornej ein Jahr vor seinem Weggang vom Jahrmart mitgebracht hatte.

„Das muß wohl der sein, den sie damals im Bauch gehabt hat. Er hat dasselbe hängende Hinterteil, dieselbe breite Brust und genau so zottige Beine“, dachte er.

Ein schwarzäugiger Bengel in neuen Bastschuhen trieb die Pferde zur Tränke. „Das ist doch sicher mein Enkel, Fedkas Sohn; er hat dieselben schwarzen Augen wie Fedka“, dachte Kornej.

Der Junge sah den fremden Alten an und lief dem durch den Schmutz patschenden Füllen nach. Hinter dem Jungen kam ein Hund gerannt, der genau so schwarz war, wie der alte Woltschok.

„Sollte das Woltschok sein?“ dachte Kornej. Dann fiel ihm ein, daß der ja jetzt zwanzig Jahre alt sein würde.

Er trat zur Vortreppe und stieg mit Mühe die Stufen hinan, auf denen er damals gegessen und den vom Geländer gescharrten Schnee geschluckt hatte. Er öffnete die Tür zum Flur.

„Man kommt nicht so herein ohne Erlaubnis!“ schrie ihn aus der Stube eine weibliche Stimme an. Er erkannte diese Stimme. Und jetzt steckte sie selbst den Kopf zur Tür hinaus, eine eingetrocknete, seh-nige, runzlige alte Frau! Kornej hatte immer noch erwartet, die junge, schöne Marfa wiederzusehen, die ihn einstmals so sehr gekränkt hatte. Er haßte sie und hatte vor, ihr bittere Vorwürfe zu machen. Nun stand statt ihrer plötzlich so eine alte Frau vor ihm! „Betteln tut man vor dem Fenster!“ sagte sie mit scharfer, knarrender Stimme.

„Ich will gar nicht betteln“, sagte Kornej.

„Was willst du denn da? Was ist los?“

Plötzlich hielt sie inne. Er sah ihr am Gesicht an, daß sie ihn erkannt hatte.

„So viel solches Gelichter treibt sich herum. Geh weiter, geh, in Gottes Namen!“

Kornej lehnte den Rücken an die Wand, stützte sich auf seinen Krückstock, schaute sie scharf an und fühlte mit Staunen, daß nicht mehr der alte Haß gegen sie in seiner Seele war, den er so lange Jahre in sich gehegt hatte, daß vielmehr eine gewisse rührselige Schwäche ihn ergriff.

„Marfa, wir müssen alle einmal sterben!“

„Geh weiter, geh, in Gottes Namen!“ sagte sie rasch und zornig.

„Sonst sagst du nichts?“

„Ich habe dir nichts zu sagen“, erwiderte sie. „Geh in Gottes Namen. So viel solche Teufel und Hungerleider treiben sich herum!“

Mit flinken Schritten kehrte sie in die Stube zurück und warf die Tür laut zu.

„Was soll denn das Geschimpfe?“ ließ sich eine männliche Stimme vernehmen, und ein schwärzlicher Bauer, mit einem Beil im Gürtel, trat aus der Tür. Er sah genau so aus, wie Kornej vor vierzig Jahren einmal gewesen war, nur war er kleiner und magerer, aber er hatte dieselben schwarzen, funkelnden Augen.

Das war also Fedka, dem er vor siebzehn Jahren das Bilderbuch mitgebracht hatte! Er machte jetzt seiner Mutter Vorwürfe, daß sie kein Mitleid mit dem Bettler hatte. Ihm folgte, gleichfalls ein Beil im Gürtel, der taube Neffe. Er war jetzt ein erwachsener, runzlicher, sehninger Mensch mit spärlichem Bart, langem Hals und festem, sehr durchdringendem Blick. Die beiden Männer hatten eben gefrühstückt und wollten gerade in den Wald hinaus.

„Sofort, Groß Väterchen“, sagte Feodor. Er deutete dem Stummen erst auf den Alten, dann auf die Stube, und zeigte mit der Hand, wie man Brot schneidet.

Feodor trat auf die Straße hinaus, der Stumme ging zurück in die Stube. Kornej stand da, das Haupt gesenkt, lehnte sich an die Wand und stützte sich auf seinen Stock. Er fühlte sich jetzt sehr schwach und erwehrte sich nur mit Mühe des Schluchzens. Dann kehrte der Stumme mit einem großen Stück gutriechenden frischen Schwarzbrottes aus der Stube zurück und reicht es Kornej. Als Kornej sich bekreuzt und das Brot hingenommen hatte, wandte sich der Stumme zur Stubentür um, fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht und tat, als spucke er aus. Er wollte damit seine Mißbilligung gegen die Tante ausdrücken. Plötzlich erstarrte er, riß den Mund weit auf und blickte Kornej scharf an, als erkenne er ihn. Kornej konnte jetzt die Tränen nicht mehr zurückhalten; er wischte sich Augen und Nase und seinen grauen Bart mit dem Zipfel seines Kaftans, wandte sich ab von dem Stummen und ging auf die Vortreppe hinaus. Er empfand jetzt ein seltsames gerührtes, verzücktes Gefühl der Demut, der Erniedrigung vor den Menschen, vor seinem Sohne, vor

allen Menschen überhaupt, und dieses Gefühl riß freudig und zugleich schmerzlich an seiner Seele.

Marfa schaute aus dem Fenster und seufzte erst dann beruhigt auf, als sie den Alten um die Ecke des Hauses verschwinden sah.

Als Marfa sich überzeugt hatte, daß der Alte wirklich fort war, setzte sie sich an den Webstuhl und wollte weben. Sie tat wohl zehn Schläge mit dem Weberkamm, aber die Hände wollten nicht ... Sie hielt inne, versank in Sinnen und stellte sich Kornej noch einmal vor, wie sie ihn eben gesehen hatte. Sie wußte, daß er es war, er, der sie beinahe totgeschlagen hatte, der sie früher geliebt hatte – und sie erschrak über das, was sie eben getan hatte. Wie hätte sie ihn aber behandeln sollen? Er hatte doch nicht gesagt, daß er Kornej sei, daß er nun heimgekehrt sei.

Und sie ergriff wieder ihr Weberschiffchen und arbeitete weiter bis zum Abend.

5. I

Kornej langte nach mühsamer Wanderung am Abend in Andrejewka an und bat wieder bei Sinowjew um ein Nachtlager.

„Was ist, Großvater, bist du nicht weitergegangen?“

„Ich bin nicht weiter gekommen, ich fühle mich so schwach. Ich denke, ich werde wohl wieder zurückgehen. Laßt ihr mich bei euch übernachten?“

„Machst ja kein Loch beim Liegen! Komm nur herein, trockne dich.“

Diese ganze Nacht über wurde Kornej vom Fieber geschüttelt. Gegen Morgen erst schlief er ein. Als er erwachte, waren alle Hausgenossen schon an ihre Arbeit gegangen, und nur Agafja war in der Stube.

Er lag auf dem Schlafboden, auf einem trockenen Kaftan, den ihm die Alte untergelegt hatte.

Agafja zog gerade Brot aus dem Ofen.

„Gute Frau,“ rief er mit schwacher Stimme, „komm doch mal her.“

„Gleich, Großvater“, antwortete sie, die Brote herausziehend. „Möchtest du trinken? Einen Schluck Kwas?“

Er antwortete nicht.

Als sie das letzte Brot aus dem Ofen hatte, trat sie mit einer Schöpfkelle voll Kwas zu ihm. Er wandte sich nicht um und trank nicht; er blieb, das Gesicht nach oben, liegen und sprach auch so mit ihr, ohne sich umzuwenden.

„Gascha,“ sagte er mit leiser Stimme, „mein Stündlein ist da! Ich will jetzt sterben. Und so – verzeih du mir, um Christi willen!“

„Gott verzeiht. Du hast mir ja nichts Böses getan!“

Er schwieg.

„Noch eins. Geh doch, gute Frau, zu deiner Mutter und sage ihr ... der Pilger, also, sage bitte ... der Pilger von gestern, sage ...“

Er brach in Schluchzen aus.

„Warst du etwa bei uns?“

„Ja. Sage, der Pilger ... der Pilger, sage bitte ...“ Wieder unterbrach er sich, um zu schluchzen, endlich raffte er alle Kraft zusammen und sprach zu Ende. „Abschied wollte er von ihr nehmen ...“ sagte er und suchte etwas auf seiner Brust.

„Ich will es gern sagen, Großvater, ich will es ihnen sagen! Was suchst du denn noch?“ fragte Agafja.

Der Alte antwortete nicht, runzelte vor Anstrengung die Stirn, holte mit seiner mageren, haarigen Hand ein Papier aus dem Busen und gab es ihr.

„Das gib, wenn jemand fragt. Das ist mein Militärpaß. Gott sei Dank, jetzt bin ich alle Sünden los.“ Sein Gesicht bekam einen verzückten Ausdruck. Er zog die Brauen hoch, richtete die Augen nach der Decke und wurde still.

„Eine ... Kerze ...“ murmelte er, ohne die Lippen zu bewegen.

Agafja verstand ihn. Sie holte von den Heiligenbildern eine schon heruntergebrannte Wachskerze, zündete sie an und reichte sie ihm. Er hielt sie mit dem Daumen.

Agafja ging fort, um den Paß in die Truhe zu legen. Als sie wieder zu ihm trat, war ihm die Kerze aus der Hand gefallen, seine starren Augen sahen schon nichts mehr, und die Brust atmete nicht. Agafja bekreuzte sich, blies die Kerze aus, nahm ein sauberes Handtuch und bedeckte sein Gesicht ...

*

Diese ganze Nacht konnte Marfa keinen Schlaf finden. Sie mußte dauernd an Kornej denken. Am Morgen zog sie ihren Mantel an,

nahm ein Tuch und ging aus, um zu erkunden, wo der Pilger von gestern geblieben sei. Bald brachte sie heraus, daß der Alte in Andrejewka war. Marfa zog einen Stecken aus dem Flechtzaun und ging nach Andrejewka. Je weiter sie kam, desto mehr wuchs ihre Angst. „Ich will mich aussöhnen mit ihm, dann nehmen wir ihn zu uns ins Haus und machen die Sünde wieder gut. Mag er wenigstens zu Hause sterben, bei seinem Sohne“, dachte sie.

Als Marfa sich dem Gehöft ihrer Tochter näherte, sah sie eine große Menge Menschen vor dem Hause. Einige standen im Flur, andere vor den Fenstern. Alle wußten bereits, daß der allbekannte, reiche Kornej Wasiljew, von dem vor vierzig Jahren alles in der Umgegend sprach, als armer Pilger im Hause seiner Tochter gestorben war. Auch das Haus war voll von Leuten. Die Weiber flüsterten, seufzten und stöhnten.

Als Marfa in die Stube kam und die Leute beiseitetraten, um ihr Platz zu machen, sah sie unter den Heiligenbildern den saubergewaschenen, angekleideten, mit einem Leinentuch bedeckten Leichnam. Neben ihm stand der des Lesens kundige Filipp Kononytsch, der in singendem Tonfall, den Mesner nachmachend, die slawischen Worte aus dem Psalter las.

Es war jetzt zu spät, um zu verzeihen oder um Verzeihung zu bitten. Und aus dem strengen, schönen alten Gesicht von Kornej war nicht zu entnehmen, ob er jetzt verzieh oder ob er noch zürnte.

Die Beeren

Es waren heiße, windstille Junitage. Das Laub im Walde war saftig, dicht und grün, nur hie und da fielen gelbe Blätter von Birken und Linden. Die Hagebuttensträucher waren besät mit duftigen Blüten, auf den Waldwiesen stand dichter honigsüßer Klee, dunkelschimmernd wogte dicht der Roggen, mit schon halbvollen Ähren. Unten am Fluß schrie der Wachtelkönig, im Hafer und Roggen knarrten und schlugen die Wachteln, in den Wäldern ließ sich die Nachtigall nur vereinzelt kurz hören und verstummte wieder. Es herrschte trockene, glühende Hitze. Auf den Wegen lag unbeweglich fingerhohler, trockener Staub und erhob sich als dichte Wolke, mal nach rechts mal nach links ziehend, wenn hin und wieder ein leises Lüftchen aufkam.

Die Bauern machen ihre Bauarbeiten fertig und fahren Mist. Das Vieh leidet Hunger auf dem verdorrten Brachfeld in Erwartung der Grumternte. Kühe und Kälber brüllen mit hochgekrümmten Schwänzen und entlaufen den Hirten von der Raufe. Kinder hüten Pferde auf Straßen und Abhängen. Weiber schleppen aus dem Walde Säcke voll Gras heran, große und kleine Mädchen kriechen um die Wette im abgeholzten Walde im Gebüsch herum und suchen Beeren, um sie an die Sommergäste zu verkaufen.

Die Fremden, die in buntverzierten Sommerhäuschen mit krauser Architektur wohnen, spazieren entweder in leichten, sauberen, teuren Kleidern auf den mit Sand bestreuten Pfaden oder sitzen im Schatten der Bäume oder in Lauben an gestrichenen Tischen, stöhnen über die Hitze und trinken Tee oder kühlende Getränke.

Vor der prächtigen von Nikolaj Semionowitsch bewohnten Datsche mit Turm, Veranda, Balkons, Galerien – alles ist so schön frisch, neu und sauber! – steht eine als Troika bespannte Kalesche, die für fünfzehn Rubel „hin und her“, wie der Kutscher sagte, einen Herrn aus Petersburg gebracht hat.

Dieser Herr war ein bekannter liberaler Politiker, der stets an allen Komitees, Kommissionen und Eingaben beteiligt war, und ebenso an all den immer höchst schlaue zurechtgemachten, angeblich getreu-untertänigen, in Wahrheit aber äußerst liberalen Adressen.

Er ist aus der Stadt gekommen (wo er sich, als enorm beschäftigter Mensch, nur einen einzigen Tag aufhalten kann), um seinen Freund und Jugendgespielen, der beinahe sein Gesinnungsgenosse ist, zu besuchen.

Ihre Meinungen gehen nur ganz wenig auseinander hinsichtlich der praktischen Anwendung des konstitutionellen Prinzips. Der Petersburger Herr – sehr europäisch gesinnt, sogar ein ganz klein wenig zum Sozialismus neigend – bezieht aus den von ihm bekleideten Ämtern ein sehr hohes Gehalt. Nikolaj Semionowitsch dagegen ist eine echt russische Natur, streng rechtgläubig mit einem Anhauch von Slawophilie; er besitzt viele tausend Desiatinen Land.

Sie hatten im Garten gespeist – fünf Gänge; vor Hitze aber hatten sie fast nichts gegessen, so daß alle Mühen des mit vierzig Rubel monatlich besoldeten Kochs und seiner Gehilfen, die sich alle zu Ehren des Gastes ganz besonders angestrengt hatten, eigentlich vergeblich gewesen waren. Die Herrschaften hatten nur die eisgekühlte Botwinja mit frischem Weißlachs gegessen und verschiedenerlei schöngeschnittenes, mit Zuckerstückchen und Biskuits verziertes Eis genommen.

An der Mittagstafel hatten teilgenommen der Gast, ein liberaler Arzt, der Hauslehrer der Kinder – ein Student und wilder Sozialrevolutionär, den Nikolaj Semionowitsch aber im Zügel zu halten wußte – Marie, Nikolaj Semionowitschs Gattin, und drei Kinder, von denen das kleinste erst zur Nachspeise erschien.

Bei Tisch herrschte eine etwas gespannte Stimmung, weil Marie, eine ohnehin sehr nervöse Dame, sich sorgte wegen einer Magenverstimmung ihres Goga – so wurde, weil bei feinen Leuten die Kinder Beinamen haben müssen, der jüngste Junge, Nikolaj, genannt – und weil sofort bei Beginn des politischen Gesprächs zwischen den Besuchern und Nikolaj Semionowitsch der aufgeregte Student zeigen wollte, daß er sich vor niemand scheute, seine Meinung offen auszusprechen, und sich in das Gespräch einmischte, so daß der Gast verstummte und Nikolaj Semionowitsch den Revolutionär beruhigen mußte.

Man hatte um sieben Uhr gespeist. Nach Tisch saßen die Gäste auf der Veranda, tranken zur Abkühlung kaltes Narsanwasser mit Eis und Weißwein, und plauderten.

Meinungsverschiedenheiten kamen vor allem zutage bei der

Frage, wie die Wahlen sein sollten: zwei- oder einstufig – und es hatte gerade ein heftiger Streit angefangen, als zum Tee in das durch Fliegennetze geschützte Speisezimmer gerufen wurde. Beim Tee führte man ein ganz allgemeines Gespräch, dem Marie aber nur wenig Interesse entgegenbrachte, weil die Gedanken an Gogas Magenverstimmung sie völlig in Anspruch nahmen. Man sprach von Malerei, und Marie suchte zu beweisen, daß in der Malerei der Dekadenten *un je n' sais quoi* sei, das man nicht in Abrede stellen könne. Sie dachte in diesem Augenblick überhaupt nicht an die Malerei der Dekadenten, aber sie redete eben das, was sie schon viele Male geredet hatte. Den Gast interessierte das alles schon gar nicht; aber er hatte doch häufig gehört, was man gegen die Dekadenten so redete, und was er davon jetzt vorbrachte, klang so ernstgemeint, daß niemand auf den Gedanken gekommen wäre, daß ihm die Malerei der Dekadenten ebenso gleichgültig sei, wie die der Nichtdekadenten. Nikolaj Semionowitsch sah seiner Frau an, daß sie über etwas verstimmt war und daß es vielleicht heute noch Unannehmlichkeiten geben würde, außerdem langweilten ihn ihre Redereien sehr, die er schon hundertmal gehört zu haben meinte.

Die kostbaren Bronzelampen und die Laterne draußen wurden angezündet. Die Kinder wurden schlafen gelegt, nachdem Goga noch verschiedenen medizinischen Kunstgriffen unterworfen worden war.

Die Besucher, Nikolaj Semionowitsch und der Doktor begaben sich auf die Veranda. Der Diener brachte Kerzen mit Lichtschirmen und noch mehr Narsan, und so gegen zwölf Uhr nachts kam erst ein richtiges, angeregtes Gespräch in Gang über die Maßregeln, welche die Regierung in dem gegenwärtigen für Rußland so wichtigen Augenblick ergreifen müsse. Die Herren rauchten und redeten unaufhörlich.

Draußen vor dem Tor klangen die Schellen der Pferde, die nicht gefüttert worden waren, und der alte Kutscher saß in der Kalesche und gähnte oder schnarchte. Er war jetzt schon zwanzig Jahre auf einer Stelle und schickte seinen gesamten Lohn, mit Ausnahme von drei oder fünf Rubeln, die er zu vertrinken pflegte, nach Hause an seinen Bruder. Als bei einzelnen Datschen die Hähne zu krähen anfangen, besonders laut und hell einer auf dem Hof der Nachbardatsche, bekam der Kutscher plötzlich die Sorge, man könnte ihn

vielleicht vergessen haben. Er kletterte also aus der Kalesche und ging ins Haus. Er sah nun, daß sein Fahrgast ruhig dasaß, etwas aß und dazwischen immerzu redete. Er wurde ängstlich und ging den Diener suchen. Der Diener saß in seinem Livreejackett im Vorzimmer und schlief. Der Kutscher machte ihn wach. Der Diener, ein ehemaliger Leibeigener, der von seinem Lohn (die Stelle war gut: fünfzehn Rubel Lohn und manchmal bis zu hundert Rubel Trinkgeld von Gästen) seine große Familie ernährte, fünf Mädels und zwei Jungen, sprang auf, strich den Rock glatt, schüttelte sich und ging dann zum Herrn, um ihm zu melden, der Kutscher werde ungeduldig und möchte gern nach Hause fahren.

Als der Diener eintrat, war der Streit gerade auf seinem Höhepunkt angelangt. Der Doktor war auch dazugesetreten und nahm teil.

„Ich kann nicht zugeben, daß das russische Volk“, sagte der Gast, „ganz andere Wege der Entwicklung gehen muß! Vor allen Dingen brauchen wir Freiheit, politische Freiheit, jene Freiheit ... wie soll ich Ihnen das näher erläutern ... also wie ja alle wissen, die größte Freiheit ... unter Wahrung der größten Rechte der anderen ...“

Der Gast empfand, daß er sich verhaspelt hatte und Unsinn redete, aber im Eifer des Gesprächs war er sich nicht mehr ganz klar darüber, was er eigentlich hätte sagen müssen.

„So ist es“, antwortete Nikolaj Semionowitsch, ohne auf den Gast zu hören, und lediglich darauf bedacht, seine eigenen Gedanken auszusprechen, die ihm selbst sehr gefielen. „Das ist schon so, aber es ist auf einem anderen Wege zu erreichen, nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch allgemeine Zustimmung. Sehen Sie sich nur die Entscheidungen der Bauerngemeinde, unseres ‚Mir‘, an!“

„Ach, immer dieser ‚Mir‘!“

„Man kann nicht leugnen“, sagte der Doktor, „daß die slawischen Völker ihre ganz besonderen Anschauungen haben. Nehmen Sie zum Beispiel das Vetorecht in Polen. Ich will ja nicht gerade behaupten, das wäre besser ...“

„Erlauben Sie, lassen Sie mich meinen Gedanken zu Ende führen“, begann Nikolaj Semionowitsch. „Das russische Volk hat seine ganz besonderen Eigenschaften. Diese Eigenschaften ...“

Gerade da erschien mit verschlafenem Gesicht Iwan in seiner Livree und unterbrach ihn: „Der Kutscher ist ungeduldig ...“

„Sagen Sie ihm,“ (der Petersburger Herr nannte seine Diener stets „Sie“ und war stolz darauf) „daß ich bald fahre und für das Warten bezahlen werde!“

„Zu Befehl!“

Der Diener ging. Und Nikolaj Semjonowitsch konnte nun seinen Gedanken zu Ende führen. Aber sowohl der Besucher wie der Doktor hatten das alles schon zwanzigmal gehört (oder es kam ihnen wenigstens so vor), und beide, besonders der Gast, versuchten ihn durch Beispiele aus der Geschichte zu widerlegen. Der Gast wußte in der Geschichte sehr gut Bescheid.

Der Doktor war auf der Seite des Gastes, bewunderte seine Bildung und hatte sich sehr über die Gelegenheit gefreut, ihn kennenzulernen.

Das Gespräch zog sich so in die Länge, daß es hinter dem Walde, auf der andern Seite der Landstraße, bereits hell wurde und die Nachtigallen schon erwachten. Aber die Herren rauchten und redeten, redeten und rauchten immer noch.

Vielleicht hätte das Gespräch auch noch länger gedauert, aber jetzt trat das Stubenmädchen in die Tür.

Dieses Stubenmädchen war eine Waise, die, um leben zu können, in Stellung hatte gehen müssen. Zuerst war sie in einer Kaufmannsfamilie, wo der Geschäftsgehilfe sie verführte. Sie bekam ein Kind. Ihr Kind starb und sie nahm eine neue Stellung an, bei einem Beamten, wo sie der Sohn, ein Gymnasiast, nicht in Ruhe ließ. Dann wurde sie zweites Hausmädchen bei Nikolaj Semionowitsch und fand, sie habe es sehr glücklich getroffen, denn hier stellten ihr die Herren nicht mit ihrer Geilheit nach, und sie erhielt pünktlich ihren Lohn. Sie kam jetzt, um zu melden, die gnädige Frau ließen den Herrn Doktor und Nikolaj Semionowitsch bitten.

„Nu,“ dachte Nikolaj Semionowitsch, „gewiß ist da schon wieder was mit Goga los.“

„Was gibt's denn?“ fragte er.

„Nikolaj Nikolajewitsch sind nicht ganz wohl“, sagte das Mädchen. („Nikolaj Nikolajewitsch sind ...“ damit war Goga gemeint, der sich überfressen hatte und an Durchfall litt.)

„Es ist aber wirklich Zeit für mich“, sagte der Besucher. „Sehen Sie nur, wie hell es schon ist, wie lange wir gegessen haben!“ sagte

er lächelnd, als lobte er sich und die andern dafür, daß sie alle so lange und so viel geredet hatten. Dann verabschiedete er sich.

Iwan mußte auf seinen müden Beinen lange herumrennen, bevor er Hut und Schirm des Gastes fand, die dieser selbst an den ausgefallensten Stellen hatte liegen lassen. Iwan hoffte auf ein Trinkgeld, aber der Gast, der sonst immer freigebig war und dem es auf den Rubel nicht angekommen wäre, war noch so eifrig bei dem Gespräch, daß er das Trinkgeld ganz vergaß und erst unterwegs daran dachte, daß er dem Diener nichts gegeben hatte. „Nu, jetzt ist nichts mehr zu machen!“

Der Kutscher kletterte auf den Bock, nahm die Leine, setzte sich seitwärts hin und fuhr los. Die Schellen klangen; der Petersburger Herr ließ sich von den weichen Federn wiegen, fuhr dahin und dachte an die Beschränktheit und Voreingenommenheit seines Freundes.

Genau dasselbe dachte Nikolaj Semionowitsch, der nicht sofort zu seiner Frau ging. „Schrecklich ist diese Petersburger Enge des Blickes! Die Leute können sich doch nie davon losmachen!“ dachte er.

Er überhastete sich nicht, zu seiner Frau zu kommen, weil er von der Unterhaltung nichts Angenehmes erwartete. Es handelte sich nämlich um Beeren. Bauernjungen hatten gestern Beeren angeboten. Nikolaj Semionowitsch hatte ihnen, ohne lange zu handeln, zwei Teller voll nicht ganz reifer Beeren abgekauft. Dann waren die Kinder gelaufen gekommen, hatten sie ihm abgebettelt und sie gleich vorn Teller aufgegessen. Marie war noch nicht sichtbar gewesen; als sie dann aber erschien und erfuhr, Goga hätte Beeren bekommen, war sie furchtbar böse geworden, weil er so schon einen verdorbenen Magen hatte. Sie machte ihrem Manne Vorwürfe. Er verteidigte sich. So kam es zu einem sehr unerfreulichen Gespräch, fast zu einem Zank. Gegen Abend hatte Goga sehr schlechten Stuhlgang. Nikolaj Semionowitsch hatte gedacht, damit würde die Sache zu Ende sein. Nun war aber der Doktor geholt worden, das hieß also, die Sache hatte eine böse Wendung genommen.

Als er bei seiner Frau eintrat, stand sie in einem bunten, seidenen Morgenrock, der ihr sonst sehr gefiel, an den sie aber jetzt nicht dachte, neben dem Doktor über den Nachttopf gebeugt da und leuchtete ihm mit einer tropfenden Kerze.

Der Doktor schaute durch seinen Kneifer aufmerksam hinein

und rührte mit einem Stäbchen in dem übelriechenden Inhalt herum.

„Ja, ja“, sagte er bedeutsam. „Das kommt alles von den verdammten Beeren.“

„Wieso denn ausgerechnet von den Beeren?“ fragte Nikolaj Semionowitsch schüchtern.

„Wieso von den Beeren ... Du hast ihn doch damit gefüttert! Und jetzt kann ich die Nächte nicht schlafen und das arme Kind muß sterben.“

„Na, der Junge wird ja nicht gleich sterben“, sagte der Doktor lächelnd. „Eine kleine Dosis Wismut, und ein bißchen Vorsicht! Wir wollen es ihm gleich eingeben.“

„Er ist eingeschlafen“, sagte sie.

„Nu, dann wollen wir ihn lieber nicht stören. Ich komme morgen mit heran.“

„Ach ja, bitte sehr ...“

Der Doktor ging. Nikolaj Semionowitsch blieb allein und konnte seine Frau lange nicht beruhigen. Als er endlich einschlief, war es schon ganz hell.

*

Im Nachbardorf kamen gerade um diese Zeit die Bauern und die Kinder von der Nachtweide zurück. Einige kamen auf ihrem einzigen Pferde geritten, andere hatten noch Pferde an der Leine, und hinterher liefen die Ein- und Zweijährigen.

Taraska Resunow, ein zwölfjähriger Junge, in Pelzjacke und Mütze, saß barfuß auf einer scheckigen Stute und hatte einen Wallach an der Leine; ein Füllen, ebenso scheckig wie die Mutter, lief nebenher. Er überholte alle andern und sprengte bergan zum Dorfe hinauf. Ein schwarzer Hund rannte lustig vor den Pferden her und sah sich immer wieder nach ihnen um. Der scheckige wohlgenährte Einjährige schlug hinten mit seinen weißen, unten schwarzen Beinen bald nach dieser, bald nach jener Seite aus. Beim Hause angelangt, band Taraska die Pferde am Tor fest und trat in den Flur.

„Heda, ihr, schlaft ihr immer noch?“ schrie er seine Schwestern und den Bruder an, die im Flur auf einer Matte schliefen.

Die Mutter, die neben ihnen schlief, war schon aufgestanden, um die Kuh zu melken.

Olguschka sprang auf und strich mit beiden Händen ihre ganz zerzausten, hellblonden Haare glatt. Fedka hingegen, der auch hier schlief, blieb noch liegen, die Nase tief im Pelz und rieb sich nur mit seiner rauhen Ferse das unter dem Kaftan hervorguckende schlanke Kinderbein.

Die Kinder hatten gestern beschlossen, heute in die Beeren zu gehen, und Taraska hatte versprochen, seine Schwestern und den Jungen zu wecken, wenn er von der Nachtweide zurückkäme.

So tat er also auch. Auf der Nachtweide hatte er unter einem Busch gesessen und war vor Müdigkeit beinahe umgefallen. Jetzt aber war er wieder ganz munter und beschloß, sich gar nicht erst schlafen zu legen, sondern mit den Mädels in die Beeren zu gehen. Die Mutter gab ihm einen Topf Milch. Ein Stück Brot hatte er sich selbst schon abgeschnitten. Er setzte sich an den Tisch auf die hohe Bank und fing an zu essen.

Als er dann, nur in Hemd und Hose, mit raschen Schritten die Straße entlang ging, wobei seine bloßen Füße deutliche Spuren im Staub hinterließen, in dem bereits einige ebensolche Spuren nackter Füße – teils größere, teils kleinere – mit deutlich abgezeichneten Zehen zu sehen waren, da schimmerten die Mädchen schon weit in der Ferne als rote und weiße Fleckchen auf dem dunklen Grün des Waldes. (Sie hatten sich schon am Abend ein Töpfchen und einen Krug hingestellt, hatten nicht erst gefrühstückt, auch kein Brot mitgenommen, sich nur zweimal in der vorderen Ecke verneigt und waren auf die Straße hinausgelaufen.) Taraska holte sie hinter dem großen Walde ein, als sie eben von der Landstraße abgebogen waren.

Auf dem Grase, im Buschwerk, sogar auf den unteren Ästen der Bäume lag Tau. Die nackten Füßchen der Mädchen waren sofort naß. Erst waren sie kalt, dann aber glühend heiß, als sie bald durch das weiche Gras, bald über die Unebenheiten des trockenen Bodens trippelten. Die vielen Beeren wuchsen da, wo der Wald geschlagen war. Die Mädels gingen zuerst nach der vorjährigen Lichtung. Junges Unterholz fing hier erst an zu wachsen, und zwischen dem saftigen jungen Buschwerk kamen immer wieder Stellen mit niedrigem Grase, in dem die rötlich-weißen, hier und da auch schon dunkelroten Beeren reiften und sich versteckten.

Die Mädels bückten sich tief und pflückten mit ihren von der

Sonne verbrannten kleinen Händchen eine Beere nach der anderen. Sie taten die schlechten in den Mund, die guten in den Krug.

„Olguschka, komm hierher! Hier sind mächtig viel.“

„Nu, Schwindel! A-u!“ riefen sie sich einander zu, als sie durchs Gebüsch weitergingen, ohne sich allzusehr voneinander zu entfernen.

Taraska ging weiter fort, über die Schlucht hinaus, wo der Wald schon ein Jahr früher geschlagen war und wo das junge Unterholz, namentlich Haselgesträuch und Ahorn, schon mehr als mannshoch war. Das Gras war hier saftiger und dichter, und wo Stellen mit Erdbeeren vorkamen, da waren die Beeren unter dem Schutze des Grasses saftiger und größer.

„Gruschka!“

„Was?“

„Wenn nun aber ein Wolf kommt ...“

„Was soll der Wolf? Warum willst du mir Angst machen? Ich fürchte mich überhaupt nicht!“ sagte Gruschka und steckte dann aus Versehen, weil sie doch an den Wolf denken mußte, eine Beere nach der anderen, und zwar gerade die allerbesten, nicht in den Krug, sondern in den Mund.

„Der Taraska ist bis über die Schlucht gegangen. Taraska! A-u!“

„Ja-o!“ antwortete Taraska von drüben her. „Kommt hierher!“

„Da müssen wir hin, da sind viel mehr ...“

Und die Mädchen kletterten in die Schlucht hinab, sich an den Büschen festhaltend, und aus dem Grunde klangen sie durch Seitenschluchten wieder nach oben. Drüben in der Sonnenglut kamen sie gleich auf eine Wiese mit kurzem Gras, die ganz übersät war mit Beeren. Beide schwiegen und arbeiteten unermüdlich mit Händen und Lippen.

Plötzlich raschelte etwas und inmitten der Stille krachte es, wie sie sich einbildeten, ganz fürchterlich im Gras und im Gebüsch.

Gruschka fiel vor Schreck lang hin und verschüttete die Hälfte der schon in ihren Krug gesammelten Beeren. „Mamuschka!“ kreischte sie auf und fing an zu weinen.

„Ein Hase! Da ist ein Hase! Taraska! Ein Hase! Da ist er!“ schrie Olguschka und deutete auf den graubraunen Rücken mit Ohren, der durch das Buschwerk huschte. „Was heulst du denn?“ wandte sich Olguschka an Gruschka, als der Hase verschwunden war.

„Ich dachte, es ist ein Wolf!“ antwortete Gruschka und brach in ein fast glockenhelles Kichern aus.

„Dummes Ding!“

„Ich hab’ ja solchen Schreck gekriegt!“ sagte Gruschka, mußte aber plötzlich nach ihrem Entsetzen und ihren verzweifelten Tränen laut loslachen.

Sie sammelten die Beeren ein und gingen weiter. Die Sonne war jetzt schon ganz aufgegangen; mit hellen, grellen Flecken und Schatten zeichnete sie Muster auf das Grün und funkelte in den Tautropfen, von denen die Mädchen jetzt schon bis zum Gürtel naß waren.

Die Mädchen waren schon beinahe am Ende des Waldes angekommen und gingen immer noch weiter und weiter in der Hoffnung, daß, je weiter, desto mehr Beeren sein würden. An verschiedenen Stellen war jetzt das laute „A-u!“ von Mädchen und Frauen zu hören, die später aufgebrochen waren und auch Beeren sammelten. Um die Frühstückszeit waren Töpfchen und Krug schon halb voll. Da trafen die Mädchen Tante Akulina, die auch nach Beeren gegangen war. Hinter Tante Akulina wackelte auf dicken, krummen Beinchen ein kleiner dickbäuchiger Bengel her, im bloßen Hemde und ohne Mütze.

„Er ist mitgerannt“, sagte Akulina zu den Mädchen und nahm den Jungen auf die Arme. „Bei wem hätte ich ihn auch lassen sollen ...“

„Wir haben eben einen strammen Hasen aufgescheucht! Wie das geknackt hat – unheimlich war’s!“

„Sieh mal an“, sagte Akulina und ließ den Jungen wieder aus den Armen herab.

Als sie so geredet hatten, trennten sich die Mädchen wieder von Akulina und arbeiteten weiter.

„Weißt du, wir wollen uns jetzt aber ein bißchen hinsetzen“, sagte Olguschka und ließ sich im dichten Schatten eines Nußbaumes nieder. „Ich bin schon ganz müde. Ach, jetzt haben wir kein Brot bei uns. Ich habe Hunger!“

„Ich auch“, sagte Gruschka.

„Was schreit denn die Tante Akulina da immerzu? Hörst du? A-u! Tante Akulina!“

„Olguschka-a!“ antwortete Akulina.

„Was ist?“

„Ist mein Junge nicht bei euch?“ schrie Akulina aus einer Seitenschlucht.

„Nein.“

Aber jetzt raschelte es im Gebüsch, und von der Seitenschlucht her erschien Tante Akulina in eigener Person, den Rock bis über die Knie gerafft, mit ihrem Körbchen am Arm.

„Habt ihr meinen Jungen nicht gesehen?“

„Nein.“

„So ein Unglück. Mischka-a!“

„Mischka-a!“

Niemand antwortete.

„Och, so eine böse Sache! Er wird sich noch verlaufen.“

Olguschka sprang auf und ging mit Gruschka nach der einen Seite, um zu suchen, Tante Akulina nach der andern. Unaufhörlich riefen sie mit lauter Stimme nach Mischka, – aber es kam keine Antwort.

„Ich bin schon ganz müde“, sagte Gruschka und blieb zurück. Aber Olguschka rief unermüdlich „a-u!“, ging mal nach rechts, mal nach links, und sah sich nach allen Seiten um.

Akulinas verzweifelte Stimme tönte weithin bis nach dem großen Walde. Olguschka wollte schon aufhören zu suchen und nach Hause gehen, als sie in einem saftigen Busch bei einem Lindienstumpf mit Jungholz das hartnäckige, zornige, verzweifelte Piepsen eines Vogels hörte, der wohl Junge hatte, und sich über etwas aufregte. Der Vogel fürchtete sich offenbar vor etwas und war wütend. Olguschka sah sich nach dem Busch um, der von dichtem, hohem Gras mit weißen Blumen umgeben war, und sah unmittelbar darunter ein blaues Häufchen, das ganz und gar nicht wie Gras aussah. Sie blieb stehen und schaute näher hin. Das war Mischka. Vor ihm fürchtete sich und über ihn ärgerte sich der Vogel.

Mischka lag auf seinem dicken Bauch, die Ärmchen unter den Kopf geschoben, die runden, krummen Beinchen ausgestreckt und schlummerte süß.

Olguschka rief die Mutter herbei, weckte den Kleinen und schenkte ihm Beeren.

Und noch lange nachher erzählte Olga allen, die sie traf und zu Hause der Mutter und dem Vater und den Nachbarn, wie sie Akulinas Kleinen gesucht und schließlich gefunden hatte.

Die Sonne stand schon hoch über dem Walde und versengte mit ihren heißen Strahlen die Erde und alles, was auf ihr war.

„Olguschka, komm mit baden!“ wurde Olga von den andern Mädchen aufgefordert, mit denen sie zusammengetroffen war. Und in einer großen Schar zogen sie alle singend zum Flusse. Die Mädchen plantschten, kreischten, schwatzten – und bemerkten bei alledem nicht, wie eine schwarze, tiefschwebende Wolke von Westen her heranzog, wie die Sonne bald verschwand, bald wieder zum Vorschein kam, wie es stärker nach Blumen und Birkenlaub duftete, und wie es anfang leise zu donnern. Die Mädchen waren noch nicht fertig angezogen, da fing es schon an zu regnen, und sie wurden naß bis aufs letzte Fädchen.

In ihren vor Nässe am Körper klebenden und dunkel gewordenen Hemden rannten sie nach Hause. Sie aßen etwas, dann brachten sie dem Vater, der auf dem Felde pflügte, Kartoffeln als Mittagessen. Als sie wieder daheim waren und zu Mittag gegessen hatten, waren ihre Hemden schon wieder trocken. Sie lasen ihre Erdbeeren aus, taten sie in eine Tasse, und brachten sie nach der Datsche von Nikolaj Semionowitsch, wo man meist gut zahlte. Aber diesmal wies man sie ab.

Marie saß unter einem Schirm in einem großen Sessel und kam um vor Hitze. Als sie die kleinen Mädchen mit den Beeren sah, wehrte sie mit dem Fächer ab.

„Wir brauchen nichts, wir brauchen nichts ...“

Aber Walja, ihr Ältester, ein Junge von zwölf Jahren, der sich hier von den Anstrengungen des humanistischen Gymnasiums erholte und mit den Nachbarskindern Krocket spielte, sah die Beeren, lief zu Olguschka hin und fragte:

„Wieviel sollen sie kosten?“

Sie sagte:

„Dreißig Kopeken.“

„Das ist zuviel“, sagte er. Er sagte nur deshalb „zuviel“, weil die Großen auch immer so sagten. „Warte einen Augenblick, aber geh da hinter die Ecke“, sagte er und lief zur Kinderfrau.

Olguschka und Gruschka freuten sich inzwischen an der Spiegelkugel, in der kleine Häuser, Wälder, Gärten zu sehen waren. Und

diese Kugel und vieles andere kam ihnen gar nicht weiter wunderbar vor, weil sie immer das Allerwunderbarste von dem geheimnisvollen und für sie ganz unverständlichen Leben der Herrschaften erwarteten.

Walja lief also zur Niania und bat sie um dreißig Kopeken. Die Niania meinte, zwanzig seien auch genug und holte ihm aus ihrer Truhe das Geld. Er machte dann einen weiten Bogen um den Vater herum, der nach der letzten schweren Nacht eben erst aufgestanden war und jetzt rauchte und seine Zeitung las. Walja gab dem Mädchen seinen Zwanziger, schüttete sich die Beeren auf einen Teller und machte sich sofort darüber her.

Wieder zu Hause angelangt, machte Olguschka mit den Zähnen den Knoten ihres Tuches auf, in das sie den Zwanziger eingebunden hatte, und gab das Geld der Mutter. Die verwahrte es und suchte dann ihre Wäsche zusammen, um an den Fluß zu gehen.

Taraska, der seit dem Morgen mit dem Vater die Kartoffeln durchgepflügt hatte, schlief um die Zeit im Schatten eines dichten, dunklen Eichenbaumes. Der Vater saß daneben und beobachtete das gekoppelte, ausgespannte Pferd, das gerade am Rande eines fremden Ackers weidete und jeden Augenblick in den Hafer oder in fremde Wiesen gehen konnte.

In der Familie von Nikolaj Semionowitsch war heute wieder alles genau so wie immer. Alles ging ausgezeichnet. Das Frühstück von drei Gängen war fertig, die Fliegen hatten sich schon längst darüber hergemacht, aber niemand erschien zu Tisch, denn niemand verspürte Lust zum Essen.

Nikolaj Semionowitsch war sehr befriedigt über die Richtigkeit seiner Ansichten, die durch das bewiesen wurde, was er heute in den Zeitungen las. Marie war beruhigt, weil Goga einen guten Stuhlgang gehabt hatte. Der Doktor war darüber erfreut, daß die von ihm verordneten Mittel geholfen hatten. Und Walja freute sich darüber, daß er einen ganzen Teller Erdbeeren gegessen hatte.

Das Gebet

Euer Vater weiß, was ihr bedürftet, ehe denn ihr ihn bittet.
Matthäus VI, 8.

„Nein, nein, und nochmal nein! Das ist doch unmöglich ... Herr Doktor! Ist denn gar nichts mehr zu machen? Weshalb schweigt ihr alle?“

So sprach eine junge Mutter, die eben mit großen festen Schritten aus der Kinderstube kam, wo ihr dreijähriger Junge, ihr erster und einziger, im Sterben lag. Er hatte Wasser im Gehirn.

Ihr Gatte und der Arzt, die leise miteinander gesprochen hatten, verstummten. Der Mann trat behutsam auf sie zu, legte liebevoll seine Hand auf ihren zerzausten Kopf und seufzte schwer. Der Arzt stand mit gesenktem Haupt da, und sein Schweigen und seine Reglosigkeit deuteten an, wie hoffnungslos die Lage war.

„Was sollen wir tun?“ sagte der Mann. „Was sollen wir tun, Liebste?“

„Ach, rede nicht, rede nicht“, schrie sie fast zornig, vorwurfsvoll, dann drehte sie sich rasch um und ging wieder in die Kinderstube zurück.

Der Gatte wollte sie zurückhalten.

„Katja, geh nicht ...“

Ohne zu antworten, sah sie ihn mit großen, müden Augen an und kehrte ins Kinderzimmer zurück.

Der Knabe lag auf den Armen der Wärterin, mit einem weißen Kissen unter dem Kopf. Seine Augen waren geöffnet, aber er sah nichts mit ihnen. Vor dem zusammengepreßten Mund stand Schaum. Die Wärterin schaute mit einem strengen, feierlichen Blick an seinem Gesicht vorbei in die Ferne und rührte sich nicht, als die Mutter eintrat. Als die Mutter dicht an sie herantreten war und ihre Hand unter das Kissen schob, um der Wärterin das Kind abzunehmen, sagte diese leise: „Er stirbt ...“ und wich der Mutter etwas aus. Aber die Mutter gab nicht nach und nahm mit einer raschen, sicheren Bewegung das Kind selbst in die Arme. Die langen, locki-

gen Haare des Knaben waren wirr. Sie strich sie glatt und schaute ihm ins Gesicht.

„Nein, ich kann nicht“, flüsterte sie, gab ihn mit einer raschen, behutsamen Bewegung der Wärterin zurück und verließ das Zimmer.

Das Kind war schon über eine Woche krank. Während der ganzen Dauer der Krankheit hatte die Stimmung der Mutter täglich mehrere Male zwischen Verzweiflung und Hoffnung gewechselt. Während der ganzen Zeit hatte sie kaum anderthalb Stunden am Tage geschlafen. Während der ganzen Zeit war sie unaufhörlich, mehrere Male am Tage, in ihr Schlafzimmer gegangen, hatte sich vor das Bild des Heilands mit der goldenen Einfassung gestellt und Gott angefleht, er möge ihren Knaben retten. Der Heiland mit dem schwarzen Antlitz hielt ein vergoldetes Buch in seiner kleinen, schwarzen Hand, auf dem in schwarzer Schrift die Worte standen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Wenn sie vor diesem Bilde stand und betete, legte sie alle Kräfte ihrer Seele in ihr Gebet. Und obwohl sie in tiefster Seele auch während des Gebets fühlte, daß sie keine Berge versetzen könne, daß Gott nicht nach ihrem, sondern nach seinem eigenen Willen handeln würde, so betete sie trotzdem, sagte die üblichen Gebete her und auch ihre eigenen, die sie sich selbst ausdachte, und sprach laut, mit besonderem Nachdruck.

Jetzt, als sie verstanden hatte, daß er sterben mußte, fühlte sie, daß in ihrem Kopfe etwas geschehen war, als ob etwas abgerissen wäre und umherwirbelte. Als sie dann in ihrem Schlafzimmer war, betrachtete sie voll Erstaunen alles ringsum, als erkenne sie den Ort nicht wieder. Dann legte sie sich auf ihr Bett, sank aber mit dem Kopf nicht auf das Kissen, sondern auf den zusammengelegten Schlafrock ihres Mannes und schlief ein.

Da träumte sie, ihr Kostja mit dem Lockenhaar und dem zarten weißen Halse sitze wieder gesund und lustig auf seinem Sesselchen, baumele mit seinen um die Waden herum so rundlichen Beinchen und bemühe sich eifrig, mit gespitzten Lippen seine Puppe, einen Jungen, auf ein Pferd aus Pappe zu setzen, dem ein Bein fehlte und das im Rücken schon ein Loch hatte.

„Wie schön, das er noch lebt“, denkt sie. „Und wie grausam, wenn er gestorben wäre. Warum? Konnte etwa Gott, zu dem ich

doch gebetet habe, zulassen, daß er starb? Wozu will Gott das? Hat mein Junge etwa jemand gestört? Weiß Gott nicht, daß in ihm all mein Leben liegt, daß ich ohne ihn nicht leben kann? Und jetzt will er plötzlich dieses unglückliche, liebe, unschuldige Geschöpfchen nehmen und quälen und mein Leben zerstören und auf alle meine Gebete nur damit antworten, daß seine Augen starr werden, daß er sich ausreckt, kalt und steif wird!“

Und wieder träumt sie. Da kommt er. So ein kleiner Kerl, und er geht in eine so hohe Tür hinein und schwenkt dabei seine Ärmchen, ganz wie große Leute gehen. Und er schaut und lächelt. „Der liebe Kerl! Und ihn wollte Gott quälen und sterben lassen? Wozu soll man noch zu ihm beten, wenn er imstande ist, so schreckliche Dinge zu tun.“

Und plötzlich beginnt die kleine Matrioscha, die der Niania immer hilft, etwas ganz Seltsames zu erzählen. Die Mutter weiß, daß es Matrioscha ist, aber die ist doch gleichzeitig Matrioscha und auch wieder ein Engel. „Wenn sie aber ein Engel ist, warum hat sie dann keine Flügel am Rücken?“ denkt die Mutter. Übrigens, da fällt ihr ein, irgend jemand – sie weiß nicht mehr wer, aber es war jemand, dem man glauben konnte – hat ihr erzählt, es gäbe jetzt auch Engel ohne Flügel. Und der Engel Matrioscha spricht: „Sie dürfen Gott nicht grollen, gnädige Frau. Er kann es unmöglich allen recht machen. Die Menschen bitten oft um Dinge, die er dem einen nicht gewähren kann, ohne damit einem andern unrecht zu tun. Siehst du, gerade jetzt wird überall in Rußland gebetet. Und wer betet! Die allerersten Bischöfe und Mönche, in Kathedralen und Kirchen, über heiligen Reliquien, alle beten, Gott möge uns den Sieg verleihen über die Japaner. Ist das etwa etwas Gutes? Um so etwas darf man doch nicht beten! Und solch Gebet kann er doch unmöglich erhören. Die Japaner beten ja auch um den Sieg. Aber er ist doch unser aller einziger Vater. Was soll er da tun?“

„Was soll er da tun, gnädige Frau?“ fragt Matrioscha.

„Ja, das ist schon so. Das ist eine ganz alte Geschichte. Das hat schon Voltaire gesagt. Alle wissen das, und alle wiederholen das. Doch ich wollte ja gar nicht davon reden. Weshalb kann er denn aber nicht meine Bitte erfüllen, da ich ihn doch nicht um etwas Schlechtes bitte, sondern nur möchte, daß er mir meinen lieben, kleinen Jungen nicht sterben läßt. Ich kann doch ohne ihn nicht leben“, spricht die

Mutter und fühlt, wie er sie mit seinen rundlichen Ärmchen um den Hals faßt, und sie empfindet mit ihrem Körper die Wärme seines Körperchens ... „Wie schön, daß das nicht geschehen ist“, denkt sie.

„Aber es ist ja nicht allein das“, redet Matrioschka genau so töricht weiter wie immer. „Es ist ja nicht allein das. Es kommt auch vor, daß einer um etwas bittet, aber Gott kann ihm unmöglich gewähren, was er haben will. Das wissen wir ja ganz genau. Ich weiß ja, weil ich doch immer melden gehe“, sagt der Engel Matrioscha mit genau derselben Stimme, mit der sie gestern, als die gnädige Frau sie zum Herrn schickte, zur Kinderfrau sagte: „Ich weiß doch, daß der gnädige Herr zu Hause ist, denn ich habe ihm doch Meldung gemacht.“

„Wie oft habe ich melden müssen“, sagt Matrioscha, „daß so ein junger Mensch – meist sind es junge Leute – darum bittet, ihm doch dazu zu helfen, daß er nichts Böses tue, sich nicht dem Trunke ergebe, nicht ein liederliches Leben führe; daß er ihn bittet, ihm doch das Laster herauszuziehen, wie man einen Splitter herauszieht.“

„Wie gut die Matrioscha aber redet!“ denkt die gnädige Frau.

„Er aber kann das unmöglich tun, weil jeder Mensch sich selbst Mühe geben muß. Nur wenn man sich Mühe gibt, hat man Nutzen. Sie haben mir doch selbst einmal das Märchen vom schwarzen Huhn zu lesen gegeben, gnädige Frau. Da wird erzählt, wie das schwarze Huhn einem Knaben dafür, daß er es vom Tode gerettet hat, ein verzaubertes Hanfkorn schenkt: wenn er das in der Hosentasche hatte, dann wußte er immer alle Aufgaben, ohne sie zu lernen. Und dieses Korn war nun schuld daran, daß er überhaupt aufhörte zu lernen und sein ganzes Gedächtnis verlor. Er, Gott der Herr, kann nicht aus den Menschen das Böse herausnehmen. Und die Menschen müssen ihn nicht darum bitten, sondern sie müssen es selbst aus sich herausreißen, herauswaschen, herausdrücken ...“

„Woher weiß sie nur solche Worte?“ denkt die gnädige Frau und sagt:

„Du antwortest aber nicht auf meine Frage, Matrioscha.“

„Warten Sie nur ab, ich werde schon alles sagen“, entgegnete Matrioscha. „Manchmal ist es aber auch so: ich melde, daß eine Familie ganz unschuldig ins Unglück gekommen ist, alle weinen sie, statt in schönen Zimmern wohnen sie in einem Winkel, nicht einmal Tee haben sie mehr. Sie bitten darum, ihnen doch irgendwie zu

helfen. Auch da kann er unmöglich so tun, wie die Leute wollen, denn er weiß, daß ihnen das nicht zum Nutzen gereichen würde. Sie sehen es nicht ein, aber er, der Herr, weiß, wenn sie in Reichtum lebten, so würden sie völlig verbummeln.

„Das ist wahr“, denkt die gnädige Frau. „Aber warum spricht sie so vulgär von Gott, ‚verbummeln‘ – das ist sehr unschön. Ich muß ihr das doch bei Gelegenheit einmal sagen. Unbedingt ...“

„Danach frage ich doch aber gar nicht“, sagt die Mutter noch einmal. „Ich frage, warum, wofür wollte dein Gott mir denn meinen kleinen Jungen nehmen?“ Und die Mutter sieht ihren Kostja wieder lebend vor sich und lauscht seinem glockenhellen, kindlichen, so ganz besonders lieben Lachen. „Warum haben sie ihn mir genommen? Wenn Gott es fertig gebracht hat, das zu tun, dann ist er ein böser, schlechter Gott, dann sollte er lieber gar nicht sein, und ich will ihn nicht kennen ...“

Aber was ist das? Matrioscha ist jetzt schon nicht mehr Matrioscha, sondern ein ganz anderes, neues, seltsames, rätselhaftes Wesen; und dieses Wesen spricht nicht laut, mit dem Munde, sondern auf eine ganz besondere Weise, unmittelbar zum Herzen der Mutter.

„Du klägliches, blindes, dreistes, dich selbst überhebendes Geschöpf!“ spricht dieses Wesen. „Du siehst deinen Kostja, wie er vor einer Woche war, mit seinen kräftigen, geschmeidigen Gliedmaßen, mit seinen langen Lockenhaaren und seiner freundlichen, verständigen Redeweise. War er aber etwa immer so? Es gab eine Zeit, als du dich freutest, daß er ‚Mama‘ und ‚Papa‘ sagen konnte und wußte, wen er damit meinte. Und noch früher warst du entzückt darüber, daß er sich aufrichten konnte und schwankend, sachte mit seinen Füßchen auf den Stuhl zulief. Und noch früher wart ihr alle entzückt darüber, daß er wie ein Tierchen im Saal auf dem Boden herumkroch. Und noch früher freutet ihr euch, daß er euch erkannte und sein haarloses Köpfchen mit dem atmenden Wirbel hoch hielt. Und noch früher wart ihr darüber entzückt, daß er die Brust nahm und sie mit seinen zahnlosen Kiefern preßte. Und noch früher freutet ihr euch, wie er knallrot und noch nicht von dir losgelöst, jämmerlich schrie, seine Lungen zu üben. Und noch früher, ein Jahr früher, wo war er da, als er noch gar nicht da war? Ihr wähnt immer, ihr ständet still, und ihr und alle, die ihr liebt, müßten immer so sein, wie sie

jetzt in diesem Augenblick sind. Aber ihr steht ja selbst nicht eine Minute still, ihr fließt immer wie ein Fluß, ihr alle saust wie ein fallender Stein nach unten, dem Tode zu, der euch alle, früher oder später, doch erwartet. Wie kannst du das nur nicht verstehen? Wenn er aus nichts zu dem geworden ist, was er war, so hätte er eben auch nicht eine Minute stillgestanden und wäre nicht so geblieben, wie er war, als er starb. Wie er aus dem Nichts zu einem Säugling geworden ist, aus dem Säugling zu einem Kind, so wäre er aus dem Kinde zum Schuljungen, zum Jüngling, zum jungen Mann, zum Erwachsenen, zum alternden Mann, zum Greis geworden. Du weißt doch nicht, was er geworden wäre, wenn er am Leben geblieben wäre. Aber ich weiß das!“

Und da sieht die Mutter in einem hell in elektrischer Beleuchtung strahlenden Separatzimmer eines Restaurants (ihr Mann hatte sie einmal in ein solches Restaurant mitgenommen) am Tisch mit Resten eines Soupers einen aufgedunsenen, runzligen, widerwärtigen, sich jugendlich gebenden alten Mann mit nach oben gewirbeltem Schnurrbart sitzen. Er sitzt da, tief in das weiche Sofa eingesunken, und betrachtet mit trunkenen Augen gierig ein lasterhaftes, geschminktes Weib mit dickem, nacktem Hals, und wiederholt schreiend mit trunkener Stimme ein paarmal einen unanständigen Scherz, anscheinend sehr befriedigt über das beifällige Lachen eines anderen Paares von derselben Art wie er und seine Begleiterin.

„Das ist nicht wahr, das ist er nicht, das ist nicht mein Kostja“, schreit die Mutter und schaut mit Entsetzen auf den abscheulichen Alten, der gerade deshalb so entsetzlich ist, weil er in seinem Blick, auf seinen Lippen etwas hat, was wirklich an eine Eigenheit von Kostja erinnert. „Wie gut, daß das nur ein Traum ist“, denkt sie. „Da ist der wirkliche Kostja.“ Und sie sieht ihren weißen, nackten Kostja mit der rundlichen Brust, wie er in seiner Badewanne sitzt und laut lachend mit den Beinchen strampelt, sie sieht ihn nicht nur, nein, sie fühlt plötzlich, wie er ihren bis zum Ellbogen entblößten Arm umfaßt und küßt, und schließlich beißt er sie und weiß nicht mehr, was er noch tun soll mit diesem ihm so lieben Arm ...

„Ja, das ist Kostja, aber nicht dieser entsetzliche Alte“, spricht sie zu sich selbst. Und mit diesen Worten erwacht sie und wird sich mit Entsetzen der Wirklichkeit bewußt, aus der es kein Erwachen mehr gibt ...

Sie geht ins Kinderzimmer. Die Kinderfrau hat Kostja schon gewaschen und angezogen. Mit wächsernem, spitz gewordenem Näschen, den Grübchen neben den Nasenlöchern und den aus der Stirn gestrichenen Haaren liegt er auf einer Erhöhung da. Ringsum brennen Kerzen, stehen weiße, lila und rosa Hyazinthen. Die Kinderfrau steht vom Stuhle auf, zieht die Brauen hoch, schiebt die Lippen vor und schaut in das nach oben gerichtete, steinern unbewegliche Gesichtchen. Aus einer anderen Tür tritt Matrioscha ihrer gnädigen Frau entgegen, mit ihrem schlichten, gutmütigen Gesicht und den verweinten Augen.

„Sie hat mir doch aber selbst gesagt, ich dürfe nicht traurig sein, und nun weint sie ja auch!“ Und sie richtet den Blick auf ihr totes Kind. Im ersten Augenblick fühlt sie sich überrascht und abgestoßen von der entsetzlichen Ähnlichkeit des toten Gesichtchens mit jenem Greisengesicht, das sie im Traum gesehen hat, aber sie weist diesen Gedanken von sich, bekreuzt sich und berührt mit ihren warmen Lippen die kalte, wächserne Stirn, dann küßt sie die gefalteten, erstarrten kleinen Händchen. Und plötzlich sagt ihr der Duft der Hyazinthen etwas ganz Neues darüber, daß er nicht mehr ist und nie wieder sein wird, und sie will ersticken vor Schluchzen. Sie küßt ihn noch einmal auf die Stirn, und jetzt zum erstenmal weint sie. Sie weint, aber nicht hoffnungslose, sondern demütige, gerührte Tränen weint sie. Sie leidet, aber sie lehnt sich nicht mehr auf, sie klagt nicht, sondern sie weiß, daß, was geschehen ist, geschehen mußte und deshalb gut war.

„Es ist Sünde, zu weinen, Mütterchen“, sagt die Kinderfrau, tritt an den kleinen Verstorbenen heran und wischt mit einem zusammengelegten Taschentuch die Tränen der Mutter ab, die auf Kostjas wächserne Stirn geperlt sind. „Die Tränen machen seinem Seelchen Not. Ihm ist jetzt wohl! Er ist jetzt ein sündloses Englein. Wer weiß, was geworden wäre, wenn er weitergelebt hätte ...“

„Ja, ja, aber es schmerzt doch, es schmerzt doch!“ sagt die Mutter.

Der Wolf

Ein Kindermärchen

Es war einmal ein kleiner Junge. Dieser kleine Junge aß sehr gern Hühnchen und fürchtete sich sehr vor Wölfen.

Einmal legte sich der kleine Junge ins Bett und schlief ein. Und er hatte einen Traum. Er suchte ganz allein im Walde Pilze; da sprang plötzlich ein Wolf aus dem Gebüsch und stürzte sich auf ihn. Der kleine Junge erschrak sehr und schrie : „O weh, o weh, er will mich fressen!“

Der Wolf sprach: „Halt, ich will dich gar nicht fressen, ich will ja nur mit dir reden.“

Und der Wolf konnte richtig sprechen, so wie alle Menschen reden. Und er sagte:

„Du hast Angst, daß ich dich auffressen will. Was tust du aber selbst? Hast du kleine Hühnchen lieb?“

„Ja, kleine Hühnchen habe ich sehr lieb.“

„Warum ißt du sie dann aber? Sie leben doch genau so wie du, die Hühnchen! Geh nur jeden Morgen und sieh zu, wie sie eingefangen werden, wie der Koch sie in die Küche trägt, wie er ihnen den Hals abschneidet, wie ihre Mama gackert, weil man ihr ihre kleinen Hühnchen wegnimmt! Hast du das schon mal gesehen?“ fragte der Wolf.

Der kleine Junge sagte:

„Nein, das habe ich noch nie gesehen.“

„Wenn du das noch nie gesehen hast, dann sieh es dir mal an! So, und jetzt fress' ich dich auf. Du bist auch so ein Hühnchen – also fress' ich dich auf.“

Und der Wolf stürzte sich auf den kleinen Jungen, und der erschrak sehr und schrie: „O weh, o weh!“ So schrie er, und mit einemmal wachte er auf.

Und seitdem aß der kleine Junge nie wieder Fleisch: kein Rindfleisch und kein Hammelfleisch und auch keine Hühner.

Die Steine

Eine Legende

Zwei Frauen gingen einmal zu einem frommen Starez, um sich belehren zu lassen. Die eine hielt sich selbst für eine große Sünderin. Sie hatte in ihrer Jugend ihrem Manne die Treue gebrochen, und ihr Gewissen quälte sie unaufhörlich. Die andere hingegen hatte ihr ganzes Leben hindurch dem Gesetze gemäß gehandelt, sie machte sich keine besondere Sünde zum Vorwurf und war mit sich selbst zufrieden.

Der Starez befragte beide Frauen nach ihrem Leben. Die eine beichtete ihm mit Tränen in den Augen ihre große Sünde. Sie hielt ihre Sünde für so groß, daß sie keine Vergebung von ihm erwartete. Die zweite aber sagte, sie wisse sich keiner besonderen Sünde schuldig. Der Starez sprach zu der ersten:

„Gehe hin, Magd Gottes, vor die Mauer, und suche mir einen großen Stein – so groß, wie du ihn heben kannst, und bring' ihn mir her ... Du aber,“ sprach er zu der andern, die sich keiner besondern Sünden schuldig wußte, „bring' mir auch Steine, soviel wie du zwingst, aber lauter kleine.“

Die Frauen gingen hin und führten den Befehl des Starez aus. Die eine brachte einen großen Stein, die andere einen ganzen Sack voll kleiner Steine.

Der Starez beschaute die Steine, dann sprach er:

„Jetzt tut so: tragt die Steine zurück und legt sie wieder genau an dieselben Stellen, wo ihr sie hergeholt habt. Und wenn ihr sie hingelegt habt, kommt wieder zu mir.“

Und die Frauen gingen hin, um den Befehl des Starez auszuführen. Die erste fand leicht die Stelle wieder, wo sie ihren Stein aufgehoben hatte, und legte ihn wieder genau so hin, wie er vordem gelegen hatte. Aber die zweite konnte sich durchaus nicht mehr besinnen, von wo sie jeden einzelnen Stein genommen hatte. Sie konnte daher den Befehl nicht ausführen und kehrte also mit ihrem Sack voll Steine wieder zu dem Starez zurück.

„Sehet,“ sprach der Starez, „genau so ist es auch mit den Sünden.

Du hast mit Leichtigkeit deinen großen und schweren Stein wieder an die vorige Stelle gelegt, weil du noch wußtest, von wo du ihn genommen hattest.

Du aber konntest das nicht tun, weil du nicht mehr wußtest, von wo du die kleinen Steine genommen hattest.

Ebenso ist es auch mit den Sünden.

Du erinnerstest dich deiner Sünde, du hast dafür die Vorwürfe der Menschen und deines Gewissens getragen, hast dich gedemü­tigt, und die Folgen deiner Sünde sind deshalb von dir genommen.

Du aber“, wandte sich der Starez an die Frau, die ihm die kleinen Steine gebracht hatte, „hast nur kleine Sünden begangen, kannst dich ihrer nicht entsinnen, hast sie nicht bereut, hast dich an ein Leben in Sünden gewöhnt und die Sünden anderer Menschen verurteilt und bist so immer tiefer und tiefer in deinen eigenen Sünden geblieben.“

Wir sind alle Sünder, und wir müssen alle zugrunde gehen, wenn wir nicht Buße tun.

ANHANG

Bibliographische Angaben zu den dargebotenen Erzählungen und Legenden

A.

ERSTAUSGABE DER VORLIEGENDEN SAMMLUNG

Leo TOLSTOJ: Volkserzählungen 1872-1909. Übertragen von Erich Boehme. Berlin: Ladyschnikow Verlag [1925]. [536 Seiten; Textgrundlage der vorliegenden Neu-edition]. – Der Übersetzer Erich [Paul] Boehme (1879-1945) war Philologe, Slavist und u. a. Lektor an der Handelshochschule Berlin (portal.dnb.de).

B.

ZUGANG ZU DEN RUSSISCHEN TEXTEN

Einige Anmerkungen zum Hintergrund der Texte werden zitiert aus: Leo N. TOLSTOJ: *Sämtliche Erzählungen*. Dritter Band. Herausgegeben von Gisela Drohla. Frankfurt: Insel-Verlag ²1970, S. 637-651 (Gisela Drohla); Lew N. TOLSTOI. *Volks-erzählungen*. Mit einem Nachwort, Anmerkungen, Glossar und Zeittafel von Barbara Conrad. Düsseldorf: Artemis & Winkler 2006, S. 451-462 (Barbara Conrad).

DER GEFANGENE IM KAUKASUS (1872)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Кавказский пленник. Быль | Kawkasski plennik. Byl (*Der Gefangene im Kaukasus. Eine wahre Begebenheit*; Erstveröffentlichung: Zeitschrift „Sarja“ Nr. 2/1872). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 21, S. 304-326. Moskau 1957. [<https://tolstoy.ru/online/90/21/>].

„Kombiniert ein Erlebnis Tolstojs vom 13. Juni 1853 während seiner Militärzeit im Kaukasus – die Flucht vor dem Überfall von Tschetschenen auf fünf russische

Offiziere, die sich vom Geleitzug entfernt hatten – mit den Erinnerungen eines russischen Obersten, der in tschetschenische Gefangenschaft geraten war.“ (Barbara Conrad) – „Die Erzählung läßt, ebenso wie ... alle ‚Volkserzählungen‘, deutlich Einflüsse der Volkssprache erkennen. Im März 1872 schreibt Tolstoj an Strachow: ‚Ich habe meine Rede- und Schreibweise geändert. Die Volkssprache hat Töne, um all das auszudrücken, was ein Dichter zu sagen hat, und ich liebe sie sehr. Sie ist der beste dichterische Gradmesser. Will man etwas zu stark, übertrieben oder verkehrt ausdrücken, so erträgt es diese Sprache nicht. Unsere literarische Sprache dagegen hat kein Knochengerüst, man kann sie nach jeder Richtung hin- und herzerren, und es sieht immer noch nach Literatur aus.‘“ (Gisela Drohla)

GOTT SIEHT DIE WAHRHEIT, ABER ER SAGT SIE NICHT GLEICH (1872)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Бог правду видит, да не скоро скажет. БЫЛЬ | Bog prawdu widit, da ne skoro skaschet. Byl (*Gott sieht die Wahrheit, sagt sie aber nicht gleich. Eine wahre Begebenheit*; Erstveröffentlichung: Zeitschrift „Beseda“ Nr. 3, 1872). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 21, S. 246-253. Moskau 1957. [<https://tolstoy.ru/online/90/21/>].

ZWEI REISEGEFÄHRTEN. FRAGMENT [1875-1876]

Lew N. TOLSTOJ: Два путника | Dwa putnika (*Zwei Gefährten*; Fragment – entstanden 1875-1876 ?). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 17, S. 142-144. Moskau 1936. [<https://tolstoy.ru/online/90/17/>]. – Andere Übersetzung in TFb_C015.

WOVON DIE MENSCHEN LEBEN (1881)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Чем люди живы | Tschem ljudi shiwy (*Wovon der Mensch lebt*; Erstveröffentlichung: Zeitschrift „Detski otdych“ Nr. 12/1881). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 7-25. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

Folgt der Legende „Der Erzengel“ (von Tolstoj 1879 nach Worten W. P. Schtschegoljonoks aufgezeichnet), verbunden mit der Legende „Über die unerforschten göttlichen Ratschlüsse“ aus dem Prolog einer Heiligenlegenden-Sammlung des 12. Jahrhunderts (nach: Barbara Conrad).

LÖSCHE DAS FEUER, SOLANGE ES GLIMMT (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Упустишь огонь – не потушишь | Upustisch ogon – ne potuschisch (*Laß den Funken nicht zur Flamme werden*; Erstveröffentlichung im Verlag ‚Posrednik‘ 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 46-58. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„Der 1884 gegründete Verlag ‚Posrednik‘ (Der Vermittler) hatte das Ziel, gute und billige Bücher im Volk zu verbreiten, vor allem die Märchen, Erzählungen und didaktischen Schriften Tolstojs.“ (Gisela Drohla)

WO LIEBE, DA GOTT (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Где любовь, там и Бог | Gde ljubow, tam i Bog (*Wo Liebe ist, da ist auch Gott*; Erstveröffentlichung im Verlag ‚Posrednik‘ 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 35-45. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

Inspiriert von der Erzählung ‚R. Saillens: Le père Martin‘: „Bearbeitung einer aus dem Französischen übersetzten Erzählung, die 1884 unter dem Titel ‚Onkel Martin‘ anonym in der Zeitschrift ‚Der russische Arbeiter‘ erschienen war. Als Tolstoj später erfuhr, daß der wenig bekannte französische Schriftsteller R. Saillens der Autor war, schrieb er ihm: ‚Je me suis redu coupable envers vous d’un plagiat involontaire ... Mon conte n’est qu’une traduction et une adaption aux mœurs russes de votre admirable récit Martin‘.“ (Gisela Drohla)

DIE BEIDEN ALTEN (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Два старика | Dwa starika (*Die beiden Alten*; Erstveröffentlichung im Verlag ‚Posrednik‘ 1885). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 82-99. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

Grundmotiv der zwei Wallfahrer nach einer Legende, die der Märchenerzähler W. P. Schtschegoljonok Tolstoj erzählt hat.

DIE KERZE (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Свечка | Swetschka (*Die Kerze*; Erstveröffentlichung in „Knishki nedeli“ Nr. 1/1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 106-113. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„Nach einem wirklichen Ereignis im Mai 1885 geschrieben.“ (Barbara Conrad)

DIE DREI EINSIEDLER. EIN VOLKSMÄRCHEN VON DER WOLGA (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Три старца | Tri starza (*Die drei Starzen*; Erstveröffentlichung: Zeitschrift „Niwa“ Nr. 13/1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 100-105. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„Vermutlich nach einer Erzählung des Märchenerzählers W. P. Schtschegoljonoks. Von Tolstoj kommentiert ‚Nach Volkserzählungen von der Wolga‘.“ (Barbara Conrad)

ILJAS (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Ильяс | Iljas (*Iljas*; Erstveröffentlichung in einem Posrednik-Sammelband, 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 31-34. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„1885 auf der Krim geschrieben, wo Tolstoj das Leben der Tataren kennenlernte, die ihn sehr interessierten.“ (Gisela Drohla)

DIE BEIDEN BRÜDER UND DAS GOLD (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Два брата и золото | Dwa brata i soloto (*Die beiden Brüder und das Gold*; Erstveröffentlichung im Verlag ‚Posrednik‘ 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 28-30. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„Quelle der Erzählung ist ‚Die Erzählung des Heiligen Theodor, Bischof von Edessa‘, enthalten im ‚Prolog‘ (Sammlung von Heiligenleben, religiösen Erzählungen, Auszügen aus den Schriften der Kirchenväter u. a.)“ (Gisela Drohla)

VON KLEINEN MÄDCHEN, DIE KLÜGER SIND ALS DIE ALTEN (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Девчонки умнее стариков | Dewtschonki umneje starikow (*Die Mädchen waren klüger als die Alten*; Erstveröffentlichung: November 1885). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 62-63. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

DER BÖSE IST ZÄH, ABER GOTTES WERK IST STARK (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Вражье лепко, а божье крепко | Wrashje lepko, a boshje krepko (*Der Feind ist hartnäckig, aber Gott ist stark*; Erstveröffentlichung in Rußland 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 59-61. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

WIE DAS TEUFELCHEN DIE BROTSCHNITTE VERDIENTE (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Как чертенок краюшку выкупал | Kak tschortjonok krajuschku wykupal (*Wie der kleine Teufel den Brotkanten einlöste*; Erstveröffentlichung im Verlag ‚Posrednik‘ 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 144-146. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„Grundlage bilden eine weißrussische und eine tatarische Legende aus der Legendensammlung von Afanassjew, die Tolstoi umgearbeitet hat. Außerdem verarbeitete er die Erzählung auch zu einem Theaterstück ‚Der erste Schnapsbrenner‘, das 1886 in Petersburg mit der Musik von W. S. Serowa (der Mutter des Malers) aufgeführt wurde.“ (Barbara Conrad)

DER REUIGE SÜNDER (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Кающийся грешник | Kajuschtschijjsja greschnik (*Der reuige Sünder*; Erstveröffentlichung Moskau 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 79-81. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„Quelle ist die ‚Erzählung vom Zecher‘ aus der Legendensammlung Afanassjews.“ (Barbara Conrad) – „1885 geschrieben, einer bekannten alten russischen Legende nacherzählt, die seit dem 17. Jahrhundert in mehreren Handschriften bekannt ist.“ (Gisela Drohla)

DER TAUFSOHN (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Крестник | Krestnik (*Der Patensohn*; Erstveröffentlichung in: „Knishka nedeli“ Nr. 4/1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 147-161. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>]. – „Nach einer verbreiteten alten Legende, auch einer altrussischen Apokryphe ‚Erzählung vom Patensohn, wie der Herr den Jungen des armen Mannes aus der Taufe hob‘.“ (Barbara Conrad)

DAS MÄRCHEN VON IWAN DEM DUMMKOPF (1885)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Сказка об Иване Дураке и его двух братьях: Семене-воине и Тарасе-брюхате и немой сестре Меланье, и о старом дьяволе и трех чертенях | Skaska ob Iwane Durake i ego dwuch bratjach: Semjone-woine i Tarase-brjuchate i nemoj sestre Melanje, i o starom djawole i trjoch tschortjonjach (*Das Märchen von Iwan Dummkopf und seinen beiden Brüdern: dem Haudegen Semjon und dem Dickwanst Taras und ihrer stummen Schwester Malanja, vom alten Teufel und den drei Teufelchen*; Erstveröffentlichung: Moskau 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 115-138. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„In Semjon dem Krieger geißelt Tolstoj den Militarismus zur Zeit Nikolaus' I., in Taras dem Dickwanst den Kapitalismus“ (Gisela Drohla). – Wider die Symbiose ‚Münze – Macht – Militär‘ steht ein Ethos der einfachen bäuerlichen Bevölkerung.

DAS KORN, DASSO GROß WAR WIE EIN HÜHNEREI (1886)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Зерно с куриное яйцо | Serno s kurinoje jaizo (*Ein Roggenkorn so groß wie ein Hühnerei*; Erstveröffentlichung im Verlag ‚Posrednik‘ 1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 64-66. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„Als Quelle diente eine Legende, die Afanassjew im Vorwort seiner Sammlung von Volkslegenden erzählt.“ (Barbara Conrad)

WIEVIEL ERDE BRAUCHT DER MENSCH ? (1886)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Много ли человеку земли нужно | Mnogo li tscheloweku semli nushno (*Braucht denn der Mensch viel Land?*; Erstveröffentlichung: Zeitschrift ‚Russkoje bogatstwo‘ Nr. 4/1886). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 67-78. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>].

„Die Idee geht zurück auf einen skythischen Brauch, wie er bei Herodot (Buch IV, Kap. 7) geschildert wird, den Tolstoj dann zu den Baschkiren versetzt hat. Außerdem gibt es auch in einigen ukrainischen Volkserzählungen das Motiv vom Umreiten bzw. Umlaufen von Land, das mit dem Tod endet.“ (Barbara Conrad) – „1886 erschienen, bereits 1881 konzipiert. Die Erzählung steht einerseits mit Tolstoj's Griechischstudien und seiner Lektüre von Herodot in Verbindung, andererseits mit seinem Aufenthalt in den Steppen von Samara, wo er die Sitten und Gebräuche der Baschkiren kennenlernte.“ (Gisela Drohla)

DER KNECHT JEMELJAN UND DIE LEERE TROMMEL (1887)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Работник Емельян и пустой барабан | Rabotnik Jemeljan i pustoi baraban (*Der Knecht Jemeljan und die hohle Trommel*; russische Erstveröffentlichung unter dem Titel „Märchen“ im Sammelband ‚Pomoschtsch golodajuschschim‘ – Hungerhilfe 1892). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 25, S. 162-169. Moskau 1937. [<https://tolstoy.ru/online/90/25/>]. – „Überarbeitung des Volksmärchens ‚Pustoi baraban‘ (Die hohle Trommel) aus der Sammlung ‚Märchen und Überlieferungen aus dem Samarer Land‘, Petersburg 1884“ (B. Conrad). 1891: Zensur.

GESPRÄCH MÜßIGER MENSCHEN (1887)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Беседа досужих людей | Beseda dosushich ljudej (*Gespräche gemüthlicher Leute*; 1887/88). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 26, S. 245-249 und: S. 738-741 (Hintergrund des Prologtextes und der nachfolgenden Erzählung „Wandelt im Licht ...“). Moskau 1936. [<https://tolstoy.ru/online/90/26/>].

WANDELT IM LICHT, DIEWEIL IHR DAS LICHT HABT.

Erzählung aus der Zeit der ersten Christen (1887)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Ходите в свете, пока есть свет | Chodite w swete poka est swet (*Wandelt im Lichte, solange das Licht leuchtet*; 1887 – in Russland zunächst von der Zensur verboten). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 26, S. 250-301. Moskau 1936. [<https://tolstoy.ru/online/90/26/>]. – Andere Übersetzung in Tfb_C012.

DIE DREI SÖHNE (1887)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Три сына. Пригча | Tri syna. Prittscha (*Drei Söhne. Eine Parabel*; Erstveröffentlichung im Sammelband ‚Zwetnik‘ 1889). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 26, S. 302-304. Moskau 1936. [<https://tolstoy.ru/online/90/26/>].

VIERZIG JAHRE. KLEINRUSSISCHE LEGENDE ([1881] 1890)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Окончание малороссийской легенды „Сорок лет“, изданной Костомаровым в 1881 | Okontschanie malorossijskoj legendy „Sorok let“, isdannoj Kostomarowym w 1881 (*Das Ende der kleinrussischen Legende „Vierzig Jahre“, veröffentlicht von Kostomarow im Jahr 1881* [verfasst 1881 / 1890?]). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 26, S. 113-118. Moskau 1936. [<https://tolstoy.ru/online/90/26/>].

„Kostomarovs ‚Legende‘ [ukrainisch 1840; russisch übersetzt 1876 und 1881] handelt von dem Knecht Trofim, der in seiner Jugend einen Kaufmann und seinen Gehilfen ermordete, um zu Reichtum zu kommen. Niemand weiß, daß er der Täter ist. ... Tolstoj trug sich mit dem Gedanken, die gesamte Erzählung Kostomarovs zu überarbeiten, schrieb dann aber 1881 nur ein zusätzliches Kapitel, da er den Schluß der ‚Legende‘ nicht befriedigen fand.“ (Gisela Drohla)

DREI PARABELN (1895)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Три притчи | Tri prittschi (*Drei Gleichnisse*; Erstveröffentlichung im Sammelband ‚Pottschin. Sbornik Obschtschestwa ljubitelej rossijskoi slowesnosti na 1895 god‘). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 31, S. 57-65. Moskau 1954. [<https://tolstoy.ru/online/90/31/>].

HERR UND KNECHT (1895)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Хозяин и работник | Chozjain i robotnik (*Herr und Diener*; Erstveröffentlichung in ‚Sewemy westnik‘ Nr. 3/1895). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 29, S. 3-46. Moskau 1954. [<https://tolstoy.ru/online/90/29/>].

„1894-1895 entstanden“ (G. Drohla). – Andere Übersetzung in Tfb_C012.

DIE ZERSTÖRUNG DER HÖLLE UND IHRE WIEDERAUFRICTUNG.

Eine Legende (1902)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Разрушение ада и восстановление его. Легенда | Rasruschenije ada i wosstanowlenije jego. Legenda (*Die Zerstörung der Hölle und ihre Wiederherstellung. Eine Legende*; wegen Verbot Veröffentlichung zunächst in England 1903 und erst 1917 in Russland). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 34, S. 100-115. Moskau 1952. [<https://tolstoy.ru/online/90/34/>].

„Vorbild ist eine Legende, die der Märchenerzähler W. P. Schtschegoljonok 1879 Tolstoi erzählte. Sollte Tolstois Abhandlung ‚An die Geistlichkeit‘* (1902) [*in: Tfb_A012] illustrieren.“ (Barbara Conrad)

KÖNIG ASSARHADDON VON ASSYRIEN. EIN MÄRCHEN (1903)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Три сказки. 1. Ассирийский царь Асархадон | Tri skaski. 1. Assirijski zar Assarchadon (*Drei Märchen. 1. König Asarhaddon von Assyrien*; zuerst 1903 in jiddischer Übersetzung in einem Sammelband von Scholom Alejchem zur Unterstützung der Pogrom-Opfer von Kischinow erschienen). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 34, S. 125-130. Moskau 1952. [<https://tolstoy.ru/online/90/34/>].

Vgl. Tfb_B013* | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Judentum*. Briefe und andere Zeugnisse des Dichters, nebst Darstellungen von jüdischen Zeitgenossen. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 13). – *In Vorbereitung für 2024.

ARBEIT, TOD UND KRANKHEIT. EINE LEGENDE (1903)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Три сказки. 2. Труд, смерть и болезнь | Tri skaski. 2. Trud, smert i bolesn (*Drei Märchen. 2. Arbeit, Tod und Krankheit*; zuerst 1903 in jiddischer Übersetzung in einem Sammelband von Scholom Alejchem zur Unterstützung der Pogrom-Opfer von Kischinow erschienen). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 34, S. 130-133. Moskau 1952. [<https://tolstoy.ru/online/90/34/>].

DREI FRAGEN. EIN MÄRCHEN (1905)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Три сказки. 3. Три вопроса | Tri skaski. 3. Tri woprossa (*Drei Märchen. 3. Drei Fragen*; zuerst 1903 in jiddischer Übersetzung in einem Sammelband von Scholom Alejchem zur Unterstützung der Pogrom-Opfer von Kischinow erschienen). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 34, S. 133-137. Moskau 1952. [<https://tolstoy.ru/online/90/34/>].

KORNEJ WASILJEW (1905)

Lew N. TOLSTOJ: Корней Васильев | Kornej Wassiljew (*Kornej Wassiljew*; Erstveröffentlichung in: ‚Krug tschtenija Bd. I‘ 1906). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 41, S. 205-220 und Band 42, S. 474-487. Moskau 1957. [<https://tolstoy.ru/online/90/41/>] [<https://tolstoy.ru/online/90/42/>]. – Andere Übersetzung in: TFB_C015.

Eine Erzählung, „deren Niederschrift der Autor im Februar 1905 begann und die 1906 nach dreizehn Überarbeitungen in seinem *Lesezirkel* erschien. Tolstoi hatte den Stoff von Wassili Schtschegoljonok“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Kornej_Wasiljew). – Der Text „beruht auf einer wahren Geschichte“ (Gisela Drohla). – „Geht zurück auf eine Erzählung von Schtschegoljonok 1879 – ‚Erzählung Petrowitschs von dem Ehemann, der als Wanderpilger starb‘ nennt sie Tolstoi. Doch außer dem Sujet gibt es wenig Gemeinsamkeiten mit Schtschegoljonoks Erzählung ‚Iwan Pawlow‘, wie sie Tolstoi aufgezeichnet hat.“ (Barbara Conrad)

DIE BEEREN (1905)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Ягоды | Jagody (*Beerenfrüchte*; 1906). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 41, S. 450-460. Moskau 1957. [<https://tolstoy.ru/online/90/41/>]. – „Erste Veröffentlichung 1906 im ‚Lesekreis‘; 10.-11. Juni 1905 geschrieben.“ (Gisela Drohla)

DAS GEBET (1905)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Молитва. Рассказ | Molitwa. Rasskas (*Das Gebet. Erzählung*; Erstveröffentlichung in: ‚Krug tschtenija Bd. I‘ 1906). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 41, S. 128-133. Moskau 1957. [<https://tolstoy.ru/online/90/41/>]. – „Kern ist eine Legende, die der Märchenerzähler Schtschegoljonok 1879 Tolstoi erzählte und die Tolstoi in seiner Erzählung mit eigenen Erinnerungen an das Sterben seines zehnmonatigen Sohns Nikoluschka an derselben Krankheit verbunden hat.“ (B. Conrad)

DER WOLF. EIN KINDERMÄRCHEN (1908)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Волк. Сказка для детей | Wolk. Skaska dlja detej (*Der Wolf. Ein Märchen für Kinder*; Erstveröffentlichung: Zeitschrift „Majak“ Nr. 1/1909). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 37, S. 5. Moskau 1956. [<https://tolstoy.ru/online/90/37/>]. Für die Enkelkinder; im Juli 1909 von Tolstoi auf den Phonographen gesprochen.

DIE STEINE. EINE LEGENDE (1909)

Russischer Text | Lew N. TOLSTOJ: Камни. Легенда | Kamni. Legenda (*Steine. Eine Legende*; Erstveröffentlichung in: ‚Krug tschtenija Bd. I‘ 1906). In: PSS [Sowjetische Gesamtausgabe in 90 Bänden: Polnoe sobranie sočinenij]. Band 41, S. 536-537. Moskau 1957. [<https://tolstoy.ru/online/90/41/>].

C.
AUSGABEN DER
,VOLKSERZÄHLUNGEN UND LEGENDEN‘
FÜR DIE DEUTSCHSPRACHIGE LESERSCHAFT
(Auswahl)

Adler 1966 | Leo N. TOLSTOJ: *Iwan der Narr*. Bearb. Lutz Adler. Würzburg: Arena 1966. [95 Seiten]

Asemissen 1960 | Lew TOLSTOJ: *Das Neue Alphabet*. Ausgewählte Prosa aus dem Neuen Alphabet und aus den russischen Lesebüchern. Übertragen von Hermann Asemissen. Erste Auflage. Mit einem Nachwort von E. Dieckmann. Herausgegeben von W. Herzfeld. Berlin: Rütten & Loening 1960. [308 Seiten]

Asemissen 1966/1980/1986 | Lew TOLSTOJ: *Wieviel Erde braucht der Mensch. Volkserzählungen, Legenden und Gleichnisse*. Aus dem Russischen übersetzt von Hermann Asemissen und Georg Schwarz. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 9). Berlin: Rütten & Loening 1980. [416 Seiten; Auflagen: 1966, 1980 und 1986; erhellendes Nachwort von G. Dudek, allerdings mit wenig Verständnis für das religiöse Zentrum von Tolstois Christentum.]

Asemissen 1968 | Lew TOLSTOJ: *Das Neue Alphabet & Russische Lesebücher*. Aus dem Russischen von Hermann Asemissen. (= Gesammelte Werke in zwanzig Bänden. Herausgegeben von Eberhard Dieckmann und Gerhard Dudek, Band 8). Berlin: Rütten & Loening 1968. [502 Seiten]

Barchan 1925 | Leo TOLSTOJ: *Drei Märchen*. Übersetzungen von Pawel Barchan und Alexander Eliasberg. Illustrationen von Fritz Löwen Wien / Leipzig: Herz-Verlag A. G. 1925. [59 Seiten; enthält: Die drei Greise, Wovon die Menschen leben, Wie der Teufel den Brotkanten verdient.]

Berg 1921 | Leo N. TOLSTOJ: *Nachdenkliche Geschichten*. Übersetzt von Heinrich Berg. Donauwörth: Auer [1921]. [128 Seiten]

Boehme 1925 | Leo TOLSTOJ: *Volkserzählungen 1872-1909*. Übertragen von Erich Boehme. Berlin: Ladyschnikow Verlag [1925]. [536 Seiten; Folgeauflagen. Bern: Scherz 1944 ff.]

Brendel 1887 | Leo N. TOLSTOJ: *Zwei Greise*. Übersetzt von J. Brendel. Neubrandenburg: Brünslow 1887. [79 Seiten]

- Brentano 1911 | Leo TOLSTOI: *Volkserzählungen, Märchen und Skizzen*. Deutsch von Hanny Brentano. Mit Bildschmuck von Professor A. Brentano. Regensburg: Verlag von Josef Habel [1911]. [232 Seiten]
- Conrad 2006 | Lew N. TOLSTOI: *Volkserzählungen*. Aus dem Russischen von Barbara Conrad und Annelore Nitschke. Mit einem Nachwort, Anmerkungen, Glossar und Zeittafel von Barbara Conrad. Düsseldorf: Artemis & Winkler 2006. [511 Seiten; sehr umfangreiche, sorgfältig edierte Ausgabe – mit exzellentem Essay (Nachwort) auf S. 471-508.]
- Delius 1919 | Leo N. TOLSTOI: *Zwei Legenden*. Bearb. Anna Delius. Illustrationen von Uriel Bimbaum. (= Reihe: „Konegens Kinderbücher“). Wien: Konegen [1919]. [37 Seiten]
- Deutsches Lesewerk 1950 | Leo N. TOLSTOI: *Russische Volkserzählungen*. (= Deutsches Lesewerk, Heft 26). Braunschweig/Berlin/Hamburg: Westermann 1950. [48 Seiten]
- Drohla 1961/1970 | Leo N. TOLSTOI: *Sämtliche Erzählungen*. Zweiter Band [von drei Bänden]. Herausgegeben von Gisela Drohla. Frankfurt a. M.: Insel-Verlag 1970. [S. 386-569: Volkserzählungen; S. 570-602: Das Märchen von Iwan dem Narren.] [Zweite Auflage; die erste Auflage erschien 1961].
- Eliasberg 1913 | Leo N. TOLSTOI: *Volkserzählungen*. Übersetzt von Alexander Eliasberg. Leipzig: Insel Verlag [1913]. [94 Seiten; enthält: Wovon die Menschen leben, Die Wallfahrer, Wieviel Erde braucht der Mensch?, Die drei Greise.]
- Eliasberg/Röhl/Nötzel 1955 | Leo N. TOLSTOI: *Volkserzählungen*: Übersetzt von Alexander Eliasberg, Hermann Röhl und Karl Nötzel. Leipzig: Insel Verlag 1955. [334 Seiten]
- Fleischhack 1960 | Leo N. TOLSTOI: *Erzählungen und Legenden*. Bearb. Marianne Fleischhack. Illustrationen Gertraud Brylka-Thieme. Zweite Auflage. Berlin: Union-Verlag 1960. [234 Seiten]
- Frisch 1925 | Leo N. TOLSTOI: *Legenden*. Übertragen von Fega Frisch. Mit achtzehn Holzschnitten von Karl Rössing. München: Musarion Verlag 1925. [108 Seiten]
- Garbell 1895 | Leo N. TOLSTOI: *Das Unkraut. Drei Parabeln und ein Märchen*. Übersetzt von Adolph Garbell. Zweites Tausend. Berlin: Råde 1895. [33 Seiten]
- Gerth 1947 | Leo N. TOLSTOI: *Wovon die Menschen leben*. Bearbeitet von Rolf Gerth. Nürnberg/Bamberg/Passau: Glock & Lutz 1947. [31 Seiten]
- Glehn 1887 | Leo N. TOLSTOI: *Russische Bauern*. Übersetzt von Ernst von Glehn. Leipzig: Reißner 1887. [126 Seiten]
- Glehn 1903 | Leo N. TOLSTOI: *Auf Feuer hab acht – Zwei Greise*. Übersetzt von Ernst von Glehn. Wiesbaden: Stadt 1903. [63 Seiten]
- Goldmann Verlag 1960 | Leo N. TOLSTOI: *Volkserzählungen und Legenden*. München: Wilhelm Goldmann Verlag 1960. [175 Seiten; keine Angabe zur Urheberschaft der Übersetzungen]
- Goldschmidt 1925 | Leo N. TOLSTOI: *Volkserzählungen*. Nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. Leipzig: Philipp Reclam jun. [1925]. [182 Seiten; zuerst 1889 ?]

- Groeger 1923 | Leo N. TOLSTOI: *Das Märchen von Iwan dem Narren* und seinen beiden Brüdern Simeon dem Krieger, Tarass dem Dicken und ihrer stummen Schwester Malanja, von dem alten Teufel und den drei kleinen Teufelchen. Bearb. Wolfgang E. Groeger. Berlin: Newa-Verlag 1923. [42 Seiten]
- Hahn 1961 | Leo N. TOLSTOI: *Volkserzählungen* [– Jugenderinnerungen]. Übersetzt von Josef Hahn. München: Winkler 1961. [1022 Seiten; Folgeauflagen]
- Hauff 1893 | Leo N. TOLSTOI: *Russische Volkslegenden*. Übersetzt von L. Albert Hauff. Berlin: Jahnke 1893. [137 Seiten]
- Hein 1951 | Leo N. TOLSTOI: *Drei Bären*. Übersetzt von Ruth Hein. Berlin: Holz 1951. [7 Blätter]
- Heß 1908 | Leo N. TOLSTOI: *Wodurch die Menschen leben? – Ein kleines Licht*. Zwei Erzählungen. Übersetzt von Adolf Heß. Wiesbaden: Staadt 1908. [48 Seiten]
- Hoerll 1948 | Leo N. TOLSTOI: *Volkslegenden*. Übersetzt von Maria Hoerll. Hg. Walter Florian. Stuttgart: Röhm 1948. [75 Seiten]
- Hopp 1928 | Leo N. Tolstoi: *Volkserzählungen*. Bearb. Arthur Hopp und A. Völker. Frankfurt a. M.: Diesterweg 1928. [32 Seiten]
- Hurwicz 1925/1947 | Leo N. TOLSTOI: *Volkserzählungen*. Deutsch von Dr. Elias Hurwicz. Berlin: Deutsche Buchvertriebs- und Verlags-Gesellschaft 1947. [312 Seiten; zuerst 1925]
- Kaminer 2010 | Leo N. TOLSTOI: *Die leere Trommel. Märchen und Legenden aus dem alten Russland*. Vorgestellt von Wladimir Kaminer. München: Diederichs 2010. [331 Seiten] [Keine Angaben zur Urheberschaft der Übersetzungen.]
- Kegel 1926 | Leo TOLSTOI: *Volkserzählungen, Legenden und Märchen*. Ausgewählt und übersetzt von Marianne Kegel. Leipzig: Hesse & Becker 1926. [440 Seiten; Folgeauflagen; Erstausgabe nicht sicher ermittelt]
- Klassen 1953 | Leo N. TOLSTOI: *Volkserzählungen*. Übersetzt von Hans Klassen. Stuttgart: Bauer 1953. [207 Seiten; Folgeauflagen]
- Körner 2010/2018 | Lew TOLSTOI: *Für alle Tage*. Ein Lebensbuch. Mit einem Geleitwort von Volker Schlöndorff und einem Nachwort von Ulrich Schmid. Auf Grundlage der russischen Ausgabe letzter Hand von Christiane Körner revidierte und ergänzte Übersetzung von E. Schmitt und A. Škarvan. [Originalausgabe. München: C.H. Beck 2010]. Lizenzausgabe. Berlin: Fröhlich & Kaufmann Verlag 2018. [760 Seiten; Großformat]
- Löwenfeld 1907 | Leo N. TOLSTOI: *Volkserzählungen*. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Mit Buchausstattung von J. W. Ciffarz. Jena: Eugen Diederichs 1907. [Geänderte Folgeauflagen] [Einführung zu den Volkserzählungen; Das Märchen vom einfältigen Iwan; Das Patenkind; Der reuige Sünder; Drei Parabeln; Nikolaus Stockmann; Der Arbeiter Jemeljan und die leere Trommel].
- Löwenfeld 1924 | Leo N. TOLSTOI: *Gesammelte Novellen*. Vierter Band: *Volkserzählungen / Der Herr und sein Knecht / Drei Tode*. Mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Jena: Eugen Diederichs 1924. [S. 1-360: Volkserzählungen; Gesamtumfang: 465 Seiten]
- Markow 1894 | Leo N. TOLSTOI: *Das Pathenkind – Gespräche müßiger Leute*. Übersetzt von Alexis Markow. Berlin: Bibliographisches Bureau 1894. [61 Seiten]

- Mischnajewsky-Runin 1909 | Leo N. TOLSTOI: *Jüdische Legenden*. Gesammelt von I. Teneromo [= d. i. Isaak Borissowitsch Feinerman], Deutsch von Emanuel Mischnajewsky-Runin. Berlin / Leipzig: Modernes Verlagsbureau - Curt Wigand 1909. [50 Seiten; ‚Teneremo‘ gibt die Texte vermutlich nach mündlichem Vortrag wieder; die Veröffentlichung ist *nicht* vom Dichter autorisiert oder gutgeheißen] [Frühere Fassung dieser Legendentexte auch in: I. Teneromo / d. i. Isaak Borissowitsch Feinerman (Bearb.): Graf Leo Tolstoi über die Juden. Vorwort vom Reichsduma-Abgeordneten O(sip). Pergament. Deutsch von S. Brauner. Berlin: Russischer Verlag E. Murawkin 1908].
- Rakindt 1915 | Leo N. TOLSTOI: *Russische Erzählungen*. Übersetzt von Wladimir Rakindt. (= Deutsche Jugendhefte, 20). Donauwörth: Auer [1915]. [24 Seiten]
- Rottensteiner 1957 | Leo N. TOLSTOI: *Wieviel Erde braucht der Mensch? Die beiden Wallfahrer*. Übersetzt von Alois Rottenstein. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1957. [123 Seiten]
- Scholz 1888 | Leo N. TOLSTOI: *Iwan der Dummkopf und andere Erzählungen*. Übersetzt von August Scholz. Berlin: Steinitz 1888. [132 Seiten]
- Scholz 1904 | Leo N. TOLSTOI: *Drei Legenden*. Übersetzt von August Scholz. Fünfte Auflage. Berlin: Bruno Cassirer 1904. [43 Blätter]
- Schönlank 1947 | Leo N. TOLSTOI: *Erzählungen und Märchen*. Bearbeiter: Bruno Schönlank. (= Europäische Bibliothek, 23). Zürich: Rascher 1947. [104 Seiten]
- Škarvan 1906 | Leo N. TOLSTOI: *Neue Erzählungen und Legenden*. Übersetzt von A[lbert] Škarvan. Stuttgart: Francke 1906. [107 Seiten]
- Škarvan/Schmitt 1906/1907 | Leo TOLSTOI: *Für alle Tage*. Ein Lebensbuch. Band I. Erste vollständig autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt und Dr. A. Škarvan. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1906. [572 Seiten]; Band II. Dresden: Verlag von Carl Reißner 1907. [712 Seiten]
- Tank 1926 | Leo N. TOLSTOI: *Ein Märchen von Iwan dem Narren*. Bearb. Wilhelm Tank. Berlin/Leipzig: Hillger 1926. [30 Seiten]
- Trapp 2011 | Leo N. TOLSTOI: *Wie viel Erde braucht der Mensch? Ein Märchen über das Leben*. Bearb. Barbara Trapp. Eschbach/Markgräferland: Verlag am Eschbach 2011. [37 Seiten; enthält: Das Unkraut, Die gefälschten Lebensmittel, Die verirrt Wanderer, Karma.]
- Waldmann 1954 | Leo TOLSTOI: *Volkserzählungen und Legenden*. Herausgegeben und übersetzt von Guido Waldmann. Stuttgart: Reclam-Verlag 1954. [256 Seiten; zahlreiche Auflagen]
- Wieland 1887 | Leo N. TOLSTOI: *Das Märchen von Iwan dem Narren*. Übersetzt von Eugenie Wieland. Bern: Jenni 1887. [42 Seiten]
- Witte 1950/1960 | Leo N. TOLSTOI: *Die zwei Brüder und das Gold – und 19 andere Volkserzählungen*. Bearb. Leo von Witte. Zweite Auflage. Freiburg i. Br.: Herder 1960. [299 Seiten; zuerst 1950]

Übersicht zu den Bänden der Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe A

TFb_A001 | Leo N. Tolstoi: *Meine Beichte*. Das Bekenntnisbuch in den Übersetzungen von H. von Samson-Himmelstjerna (1879) und Raphael Löwenfeld (1901). Mit einem Hintergrundtext von Pavel Birjukov. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A002 | Leo N. Tolstoi: *Vernunft und Dogma*. Eine Kritik der Glaubenslehre, übersetzt von L. Albert Hauff, 1891. Norderstedt: BoD 2023. [Werk wie A003]

TFb_A003 | Leo N. Tolstoi: *Kritik der dogmatischen Theologie*. Gesamtausgabe, übersetzt von Carl Ritter, 1904. Norderstedt: BoD 2023. [Werk wie A002]

TFb_A004 | Leo N. Tolstoi: *Kurze Darlegung des Evangelium*. Aus dem Russischen von Paul Lauterbach, 1892. Norderstedt: BoD 2023. [Werk wie A005]

TFb_A005 | Leo N. Tolstoi: *Das Evangelium*. Aus der Bibelarbeit, übersetzt von Nachman Syrkin u. a., nebst Begleittexten von Käte Gaede, Nikolay Milkov und Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023. [Werk wie A004]

TFb_A006 | Leo N. Tolstoi: *Worin besteht mein Glaube?* Übersetzungen von Sophie Behr (1885) und Raphael Löwenfeld (1902). Mit einer Einleitung von Eugen Drewermann. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A007 | Leo N. Tolstoi: *Was sollen wir denn tun?* Übersetzt von Carl Ritter (1902), mit einer Einführung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A008 | Leo N. Tolstoi: *Über das Leben*. Übersetzungen von Raphael Löwenfeld und Willy Lütke, 1902/1929. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A009 | Leo N. Tolstoi: *Das Reich Gottes ist in Euch*, oder: Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre. (Christi Lehre und die Allgemeine Wehrpflicht). Übersetzung von Raphael Löwenfeld. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A010 | Leo N. Tolstoi: *Die Christliche Lehre*. Katechetische Schriften für Erwachsene und Kinder. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A011 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Kunst?* Aus dem Russischen von Michail Fefanov (1902). Eingeleitet von Dr. Marco A. Sorace. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A012 | Leo N. Tolstoi: *An den Synod*. Texte zur Exkommunikation, Brief an den Klerus und Zeugnisse zum eigenen Glaubensweg. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A013 | Leo N. Tolstoi: *Was ist Religion?* Die Übersetzungen von Nachman Syrkin und Iwan Ostrow (1902), nebst weiteren Texten. Norderstedt: BoD 2023.

TFb_A014 | Leo N. Tolstoi: *Der Weg des Lebens*. Ein Buch für Wahrheitssucher. Neuedition der Übertragung von Adolf Heß, 1912. Mit einer Hinführung von Holger Kuße. Norderstedt: BoD 2023.

Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe B

TFb_B001 | Leo N. Tolstoi: *Texte gegen die Todesstrafe*. Über die Unmöglichkeit des Gerichtes und der Bestrafung der Menschen untereinander. Mit einem Geleitwort von Eugen Drewermann. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 1). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B002 | Leo N. Tolstoi: *Staat – Kirche – Krieg*. Texte über den Pakt mit der Macht und das Herrschaftsinstrument Patriotismus. (= Tolstoi-Friedensbibliothek Reihe B, Band 2). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B003 | Leo N. Tolstoi: *Das Töten verweigern*. Texte über die Schönheit der Menschen des Friedens und den Ungehorsam. Neu ediert v. P. Bürger & K. Warnatzsch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 3). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B004 | Leo N. Tolstoi: *Wider den Krieg*. Ausgewählte pazifistische Betrachtungen und Aufrufe 1899 – 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 4). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B005 | Leo N. Tolstoi: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*. Texte über die Weisung, dem Bösen nicht mit Bösem zu widerstehen. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 5). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B006 | Leo N. Tolstoi: *Bei den Armen*. Texte über die Lebenswirklichkeit der Beherrschten (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 6). Norderstedt 2023.

TFb_B007* | Leo N. Tolstoi: *Soziale Sünde und Revolution*. Texte über die moderne Sklaverei, Wege der Befreiung und den Irrweg des Blutvergießens. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 7). – *In Vorbereitung für 2024.

TFb_B008 | Leo N. Tolstoi: *Über Nichtstun, Moral, Recht und Wissenschaft*. Vier kleine Schriften aus den Jahren 1893 und 1909. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 8). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B009 | Leo N. Tolstoi: *Vier Auswahlbände und Breviere 1901/1928*. Sinn des Lebens – Gott und Unsterblichkeit – Aufruf zur Bruderschaft. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 9). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B010 | Leo N. Tolstoi: *Briefe 1848-1910*. Gesammelt von P. A. Sergejenco – vollständige Ausgabe (1911), mit einem Vorwort des Übersetzers Dr. Adolf Heß (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 10). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B011 | Leo N. Tolstoi: *Religiöse Briefe*. Übersetzt von Karl Nötzel – Neuedition der Ausgabe von 1922. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 11). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B012 | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Orient*. Briefe und sonstige Zeugnisse über die Beziehungen des Dichters zu den Vertretern orientalischer Religionen – bearbeitet von Pavel Birjukov, 1925. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 12). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B013* | Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Judentum*. Briefe und andere Zeugnisse des Dichters, nebst Darstellungen von jüdischen Zeitgenossen. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 13). – *In Vorbereitung für 2024.

TFb_B014 | Leo N. Tolstoi: *Grausame Genüsse*. Texte über das Leiden der Tiere, die Ernährung ohne Töten und Betäubungsmittelgebrauch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 14). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B015 | Leo N. Tolstoi: *Die sexuelle Frage*. Eine Anthologie des Jahres 1901 – Anhang: Die Kreuzersonate; Übersetzungen von Michail Feofanov, Nachman Syrkin und August Scholz. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 15). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B016 | Leo N. Tolstoi: *Pädagogische Schriften*. Gesamtausgabe von Raphael Löwenfeld (1907/1911), zwei Teile in einem Band. Übersetzungen von Otto Buek. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 16). Norderstedt: BoD 2023.

TFb_B017 | Leo N. Tolstoi (Bearb.): *Gedanken weiser Männer*. Übersetzt von Adolf Heß. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 17). Norderstedt: BoD 2024.

Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe C

TFb_C001 | Leo N. Tolstoi: *Aus meinem Leben*. Kindheit – Knabenalter – Jugendzeit. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe C, Band 1). Norderstedt: BoD 2024.

TFb_C002 | Leo N. Tolstoi: *Kriegsbilder und andere Dichtungen aus der Zeit beim Militär*. Mit einem einleitenden Text von Raphael Löwenfeld. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe C, Band 2). Norderstedt: BoD 2024.

TFb_C010 | Leo N. Tolstoi: *Volkserzählungen 1872-1909*. Übersetzt von Erich Boehme. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe C, Band 10). Norderstedt: BoD 2024.

TFb_C012 | Leo N. Tolstoi: *Späte Erzählungen*. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe C, Band 12). Norderstedt: BoD 2024.

TFb_C014 | Leo N. Tolstoi: *Hadschi Murad – Erzählungen aus dem Nachlass* (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe C, Band 14). Norderstedt: BoD 2024.

TFb_C015 | Leo N. Tolstoi: *Göttliches und Menschliches – Erzählungen aus dem Nachlass* (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe C, Band 15). Norderstedt: BoD 2024.

Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe D

TFb_D001 | Raphael Löwenfeld: *Zwei Schriften über Leo N. Tolstoi und sein Werk*. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe D, Band 1). Norderstedt: BoD 2024.

TFb_D002 | *Antisemitismus, Pogrome und Judenfreunde im russischen Zarenreich*. Quellentexte und Forschungen aus den Jahren 1877-1927. Ausgewählt von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe D, Band 2). Norderstedt: BoD 2024.

Dieser Band erscheint in der REIHE C des Editionsprojekts
,Tolstoi-Friedensbibliothek' zur (Neu-)Erschließung
gemeinfreier Übersetzungen der ‚Gesammelten
Dichterwerke‘ Leo N. Tolstois.

Über weiterführende Literatur, zu unseren Angeboten
in den einzelnen Editionsreihen A – D
sowie zum Kreis der Beteiligten (Konzeption
und Herausgeberschaft, Bearbeitung, Beratung,
Kooperationspartner*innen) informiert die Projektseite:
www.tolstoi-friedensbibliothek.de

